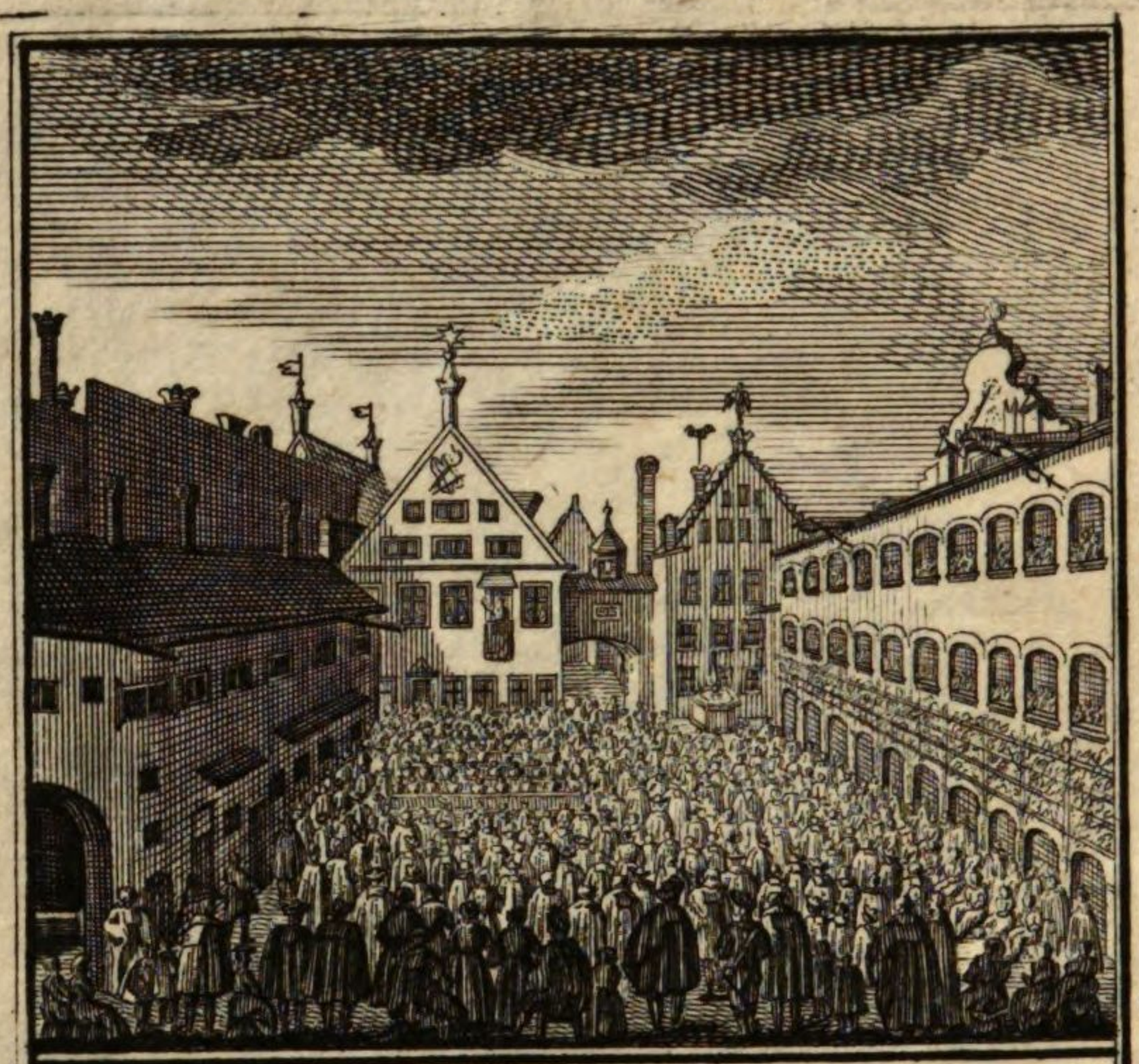
L. 355

fol. 10
3



Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A.V.

Enc.

194

4)

Ergetzungen
der
Vernünftigen Seele
aus der Sittenlehre
und
der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 1. Stück.

BIBLIOTHEK DES COLLEGIUMS ST. A. IN AUGSBURG

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Jenner 1747.

aus

OVIDIVS.

Nam, quamquam ſapor eſt ablata dulcis in unda,
Gratius ex ipſo fonte bibuntur aquae.
Et magis adducto pomum decerpere ramo
Quam de caelata ſumere lance, juuat.

Sr. Excellenz

Dem Hochwohlgebohrnen Herrn,

HERRN

Gerlach Adolph

von Münchhausen,

auf Straußfurth ꝛc.

Sr. Königl. Maj. von Großbrit-

tannien und Churfürstlichen Durchl.

zu Braunschweig-Lüneburg Hochbetrauten

Staatsminister und wirklich

geheimden Rath,

wie auch

Großvogt des Herzogthums Zelle ꝛc.

Meinem gnädigen Herrn.

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr.

Die Kühnheit, mit der ich, als ein Ausländer und Unbekannter, es wage, Ew. Excellenz den vierten Band meiner Ergetzungen gehorsamst zuzueignen, würde keine Entschuldigung vor sich haben, wenn

wenn Dero große und vortreffliche Eigenschaften der Welt weniger bekannt wären. Allein, wahrhaftig große Männer sind allen Völkern gemein. Sie sind eine Zierde des ganzen menschlichen Geschlechts; und alle diejenigen, welche die Tugend lieben, wenn sie auch in den entferntesten Gegenden des Erdkreyses wohnten, haben nicht nur gewissermaßen ein Recht, Kennzeichen ihrer Ehrerbiethung und wahrhaften Hochachtung zu Tage zu legen; sondern eben diese Tugendliebe verbindet sie darzu.

Es würde eine vergebliche Beschäfftigung seyn, wenn ich hier unternehmen wollte, einen Abriß von denjenigen hohen Eigenschaften zu entwerfen, die Ew. Excellenz in den Augen aller vernünftigen Menschen wahrhaftig groß und verehrungswürdig machen. Das Vertrauen und die Gnade eines der größten und

wei=

weiſeſten Monarchen des Erdkreyſes, die vorzügliche Glückſeligkeit weitläuftiger Länder, die ſie Dero unermüdetem Fleiß und weiſen Rathſchlägen großentheils verdanken, der mächtige Schutz und die wahrhafte Beförderung der Gelehrſamkeit, davon ſo viele erhebungswürdige Proben vorhanden ſind, und davon ein berühmter Muſenſitz ſeinen Urſprung herleitet, Dero eigner vortrefflicher Geſchmack und gründliche Kenntniß der Wiſſenſchaften, und tauſend andere preiswürdige Proben Dero großen Eigenſchaften, ſind der Welt ſo bekannte Dinge, daß ſie keiner Abſchilderung nöthig haben: und meine matten Züge würden hierzu am wenigſten geſchickt ſeyn.

Dieſe Ew. Excellenz wahrhafte groſſe Eigenſchaften, welche ſo wohl die be-

nachbarten und entfernten Länder um so mehr verehren, je seltner sie in der That in der Welt angetroffen werden, können demnach allein mein Unternehmen entschuldigen. Ich würde mich selbst des Namens eines vernünftigen Menschen unwürdig schätzen, wenn ich nicht längst die tiefste und ehrerbiethigste Hochachtung gegen Dieselben geheget hätte; und ich habe seit geraumer Zeit nichts so eifrig und unterthänigst gewünschet, als Gelegenheit zu haben, ehrerbiethige Merkmale hiervon zu Tage legen zu können. In dieser reinen Absicht geschiehet es demnach, daß ich mich erkühne Ew. Excellenz preiswürdigen Namen diesem Bande meiner Schriften vorzusetzen.

Es sind in diesen geringen Schriften vornehmlich untermischte Abhand-

lun-

lungen aus dem Staats = Recht und der Weltweisheit enthalten, Wissenschaften, davon Ew. Excellenz gründliche und erleuchtete Einsicht, so wie in allen andern Theilen der Gelehrsamkeit, der Welt genugsam bekannt ist: und ich kann um so eher ehrerbiethigst hoffen, daß Dieselben diese Arbeit Dero gnädigen Anblicks nicht unwürdig schätzen werden, je mehr ich die herrschenden Vorurtheile auszurotten, und besonders in der Weltweisheit die Wahrheit hervorzubringen und deutlich zu machen suche, ohne mich von denen in Deutschland beliebten Lehrgebäuden verblenden zu lassen.

In diesen Bemühungen wird mich nichts so sehr anfeuern, als wenn Ew. Excellenz dieses geringfügige Kennzeichen meiner ehrerbiethigsten und wahrhaf-

haftigsten Hochachtung gnädig aufzunehmen geruhen. Denn nichts in der Welt gereichet mehr zu dem Vergnügen meines Lebens, als wenn ich unterthänigst zu Tage legen darf, mit was vor vollkommenster Ehrerbiethung ich lebenslang wahrhaftig seyn werde

Hochwohlgebohrner Herr,

Gnädiger Herr,

Ew. Excellenz

Sangerhausen den
23 Jun. 1747.

unterthänig gehorsamster Diener,

Joh. Heinrich Gottlob Justi.

Vorrede.

Wenn der Beyfall der Welt einen edlen Antrieb vor einen Schriftsteller abgiebt, seine Bemühung zu verdoppeln: so haben wir, ausser unsrer Neigung, noch diese Anreizung vor uns. Sowohl die aus den meisten Gegenden von Teutschland an uns einlaufenden Briefe, die wir nicht eher unsrer Monatschrift einverleiben, als bis sie etwas nützliches vor unsre Leser in sich enthalten, als die öffentlichen gelehrten Nachrichten bezeugen, daß die Welt die Gütigkeit hat, diese Blätter nicht ohne Beyfall aufzunehmen. Wir werden uns dannenhero angelegen seyn lassen, uns dieses gütigen Beyfalls immer würdiger zu machen. Wir werden hierdurch unsern Fleiß und unsere Bemühung aufmuntern, um immer gründlichere und angenehmere Schriften zu liefern und der Welt iñer nützlicher und gefälliger zu werden.

Unter andern haben auch die Leipziger ge-

lehrten Zeitungen von dieser Monatschrift ein gütiges Urtheil gefället. Sie haben aber hinzugefügt, daß dieselbe unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Gottscheds herauskämen. Wir halten uns verbunden, sowohl dem Hrn. Verfasser dieser Recension, als unsern Lesern, welche diese Nachricht vielleicht geglaubt haben, diesen Irrthum zu benehmen.

Wir sind nicht so eitel, daß wir die Direction eines solchen berühmten Mannes uns und unsern Schriften vor nachtheilig ansehen sollten. Dennoch haben wir Bewegungsursachen, die uns antreiben, dieser vermeintlichen Direction zu wiedersprechen. Eine der vornehmsten ist, daß wir allemal geglaubt haben, diejenigen Schriftsteller sollten die Welt mit ihren Schriften ganz und gar verschonen, die ihre Werke unter der Direction eines andern herausgeben. Die Eigenliebe weis einen Verfasser so schon viel Vortreffliches in seinen Schriften einzubilden, das nicht allemal verhanden ist. Wenn nun jemand, ohngeachtet dieser allen Menschen anklebenden Eigenschaft, dennoch an den Geburthen seines Geistes selbst Unvollkommenheiten wahrnimmt, die ihm die Aufsicht eines andern zu erfordern scheinen, so ist nichts gewissers, als daß seine Schriften

in

in der That sehr schlecht sind. Die Welt hat aber solche Schriften gar nicht nöthig, und sie kann sie ganz wohl entbehren, wenn gleich hier und da einige Fehler ausgebessert werden. Sie wird nicht das geringste einbüßen, wenn sie gleich gar nicht zum Vorschein kommen. Ein solcher Schriftsteller sollte also so viel Billigkeit und Betracht vor die Welt haben, daß er ganz und gar mit seinen Schriften zu Hause bliebe. Höchstens gehet es nur in Uebersetzungen an, daß sie unter der Aufsicht eines andern heraus kommen können. Wenn wir demnach auf keine andere Art hätten schreiben sollen, als unter der Direction eines berühmten Mannes; so versichern wir unsre Leser auf das theuerste, daß wir so billig gewesen seyn wollten, niemals eine Feder anzusetzen. Allein es ist uns von einer solchen Aufsicht nicht das geringste bekannt; und wir sind auch sehr überzeugt, daß sie uns unwissend nicht verhänget wird. Denn es äussert sich nicht die geringste Wirkung davon. Wie wir unser Manuscript einsenden, so erhalten wir den Abdruck, ohne, daß wir jemals eine Sylbe geändert fänden. Wir sind auch vollkommen versichert, daß der Hr. Professor Gottsched, den wir nicht einmal die Ehre haben von Person zu kennen, an ei-

ne dergleichen Aufsicht keinen Anspruch machen wird. Es ist also nichts, als vielleicht eine bloße Vermuthung des Hrn. Recensenten, wider welche wir die Welt hierdurch eines andern zu berichten vor nöthig gefunden haben.

Wenn auf der einen Seiten das gütige Urtheil der Welt verursachet, daß wir mit Lust arbeiten; so können wir nicht bergen, daß uns auf der andern Seite die übeln Ausleger unsrer Schriften die Arbeit blutsauer machen. Ohngeachtet wir sovielmahl betheuert haben, daß wir unsre Satiren auf keine besondern Gegenstände richten; so fähret doch die Einfalt und die Thorheit noch beständig fort, Personalien in unsern Schriften zu suchen, und ihrer thörichten Einbildung nach, zu finden. Wir wissen einige Thoren, welche die Verwegenheit gehabt haben, unsre Lobrede auf einen kriegerischen und sieghaften Regenten, auf einen gewissen großen und höchstverehrungswürdigen Prinzen auszudeuten. Wir können auf das theuerste versichern, daß uns nicht die geringsten Gedanken hiervon eingefallen sind. Wir würden wahrhaftig Feinde des menschlichen Geschlechts seyn, wenn ein so preiswürdiger Regente, der alle große Eigenschaften eines guten und vollkommnen Regen-

ten mit einer wahrhaftigen Gelehrsamkeit verbindet, und der eine überzeugende Probe nach der andern von einer ganz besondern Liebe vor seine Unterthanen der Welt vor Augen leget, nicht der verehrungswürdigste Gegenstand unsrer devotesten Liebe, unsrer Ehrfurcht und unsrer Bewunderung wäre. Es ist auch schlechterdings nicht möglich, daß wir durch unsre Schrift zu dieser Auslegung die geringste Gelegenheit gegeben haben können. Wir haben uns auf das sorgfältigste in acht genommen, die in dieser Abhandlung erzählten Kriege und Begebenheiten keiner wahrhaftigen Geschichte in der Welt, am allerwenigsten aber den großen Thaten und Handlungen dieses Herrn ähnlich zu machen. Diese Auslegung kann also keinen andern Grund haben, als in den eignen höchstverwegnen Gedanken solcher elenden Ausdeuter. Unterdessen können wir ihnen die Versicherung geben, daß dergleichen Auslegungen gar nicht gleichgültig sind. Wenn sie nur ein klein wenig Ueberlegung brauchen wollen; so müssen sie gewahr werden, daß es das strafbarste Unternehmen ist, worauf sie jemals verfallen können.

Ein gleiches Schicksal hat unsre Abhand-

lung von der Buhldirne gehabt. Es hat Leute gegeben, welche die Einfalt gehabt haben, diese Schrift ausdrücklich auf sich auszudeuten. Wir berufen uns zuerst auf das Urtheil aller unsrer vernünftigen Leser, ob sie Personalien in dieser Abhandlung wahrgenommen haben. Wir sind sehr versichert, daß sie dieses nicht sagen können. Personalien aber, oder Abschilderungen, wodurch jemand vor allen andern besonders kenntlich gemacht wird, sind nicht von der Natur, daß sie einen vernünftigen Leser verborgen bleiben könnten, wenn ihm gleich die Begebenheiten und die Personen, worauf man zielet, gänzlich unbekannt sind. Zum Ueberfluß müssen diese einfältigen Ausleger noch wissen, daß kein Buchstabe von unserer Monatschrift gedruckt wird, der nicht durch die in Leipzig allergnädigst angeordnete Censur gegangen ist. Diese gelehrten und vernünftigen Männer, die derselben vorgesetzet sind, können ganz wohl einsehen, was Personalien sind oder nicht; und sie würden den Druck einer solchen Abhandlung nicht erlauben, wenn sie persönliche Anzüglichkeiten darinn gewahr würden.

Wenn wir nun solchergestalt erwegen, was jemand zu einer solchen ausdrücklichen

Auslegung auf sich selbst vor Grund haben kann: so können wir keinen andern finden, als die innerliche Ueberzeugung, daß sie eben so beschaffen sind, als unsre Abschilderung ganz von ohngefähr gerathen ist. Ob wir nun zwar auf diese Art mit der seeligen Wirkung unsrer Schriften sehr zufrieden seyn könnten; denn die Selbsterkenntniß ist allemal der erste Grad der Besserung: so ist es doch in der That zu viel, daß sie gleichsam Marien Magdalenen vorstellen, und öffentlich bekennen wollen: ich bin eine solche große Sünderinn. Nein, eine solche Selbstverläugnung ist in unsern Tagen unerhört. Es ist zu unsern Zeiten nicht gewöhnlich, daß man gleichsam öffentlich im Sack und in der Asche Busse thut. Man ist vollkommen zufrieden, wenn sich jemand in sein Kämmerlein verschließt, und darinnen seine Sünden herzlich beweinet, ohne sich vor der Welt das geringste merken zu lassen. In allem Ernst, man weis nicht, was man von solchen Leuten denken soll, die gleichsam öffentlich sagen, wir sind hier gemeynet, ohne daß sie das geringste angeben können, wodurch sie vor andern kenntlich gemacht würden. Wenigstens ist es eine unbegreifliche Einfalt. Was hätte

man nicht hier vor Gelegenheit zu spotten. Allein diese Einfalt ist so groß, daß sie keinē Spott, sondern ein herzliches Mitleiden verdienet.

Wir müssen hier noch eine Anmerkung machen, die unsere vernünftigen Leser vor sehr überflüßig ansehen werden, die aber die übeln Auslegungskünste dennoch nöthig machen. Wenn man sagt: eine Person von dem und dem Caracter oder Bedienung hat Laster und Ausschweifungen begangen, oder hat thörichte Einbildungen von sich selbst gehabt; so werden alle vernünftige Menschen gewiß erachten, daß dieses denen Personen, die in eben diesen Caracter oder Bedienung stehen, nicht das geringste angehet. Die Sache ist so klar, daß man sich, in der That, schämen muß, viel Worte darinnen zu verschwenden. Man kann ohne die geringste Furcht sagen; es hat geheimde Räthe gegeben, die zu Verräthern des Vaterlandes geworden sind, und Generale, die keinen tapfern Muth gehabt haben, ohne, daß es sich jemals der Stand der geheimden Räthe und der Generale zur Beschimpfung annehmen wird. Wenn es so weit kommen sollte, so müßte vorher alle Vernunft und Billigkeit ausgerottet werden.

Gleichwie wir also niemals in unsern

Schriften besondere Gegenstände angreifen, welches wir hiermit nochmals auf das theuerste versichern, so können wir auch nicht erlauben, daß unsre Monatschrift, von Fremden, zu diesem Endzweck gemisbrauchet wird. Wir wollen so viel sagen, diejenigen Gelehrten, welche uns die Ehre geben wollen, ihre Arbeit einzusenden, müssen gleichfalls keine besondern Personen darinnen verfolgen oder lächerlich machen, wenn sie anders ihre Arbeit, in der That, eingerückt sehen wollen. Es ist, vor einiger Zeit, eine sehr muntere und witzige Schrift an uns eingelaufen, in der Absicht, daß sie in die Ergetzungen eingerückt werden sollte. Sie war auch so wol geschrieben, daß sie gewiß, zum Vergnügen unsrer Leser, viel beygetragen haben würde. Allein eben durch die darinnen gebrauchten Personalien hat es uns der Herr Verfasser unmöglich gemacht, ihm zu willfahren. Ohngeachtet uns weder die Personen, noch die Begebenheiten, die darinnen lächerlich gemacht wurden, noch der Ort, wo sie herkam, bekannt waren, ausser, daß wir aus den Postzeichen schliessen konnten, daß sie eben aus keiner entfernten Gegend kam, so wurden wir doch alsobald gewahr, daß persönliche Anzüglichkeiten darinnen waren;

und

und zu diesem Endzweck konnten wir unsre Blätter nicht gebrauchen lassen, weil wir sonst, gewißer maßen, daran Antheil nehmen würden. Wenn sich der Herr Verfasser gewundert hat, warum wir seine, sonst sehr geschickte und angenehme Schrift, nicht eingerücket haben; so weis er nunmehr die Ursache. Wir bedauren, daß er es selbst verhindert hat: und wir werden es uns zur Ehre rechnen, wenn er uns was anders von seiner geschickten Arbeit, ohne diese Absicht, einsenden will. Unterdessen ist diese Schrift in guter Hand. Wir versichern, daß sie niemand zu sehen bekommen soll. Ist aber dem Herrn Verfasser an der Schrift etwas gelegen, und er will so viel Vertrauen auf unsre Verschwiegenheit setzen, sich zu erkennen zu geben: so versichern wir, daß wir sie zurück senden, und ein unverbrüchliches Geheimniß beobachten wollen.

Es ist vom Anfang unser Vorsatz gewesen, die wichtigsten Wahrheiten der Weltweisheit, besonders der Metaphysick, in unsern Blättern abzuhandeln. Wir werden in diesem Vorsatz um so mehr bestärket, da wir anmerken, daß wir eine beträchtliche Anzahl vernünftiger Leser haben, die auch in dem gründlichen und ernsthaftigen das Ergetzliche

suchen; und einen andern Antrieb geben uns eben die üblen Auslegungen der Thoren und Einfältigen. Je weniger wir vor satirische Abhandlungen Raum übrig behalten werden; desto weniger werden sie doch ihre lächerlichen Auslegungskünste anbringen können. Wir machen also mit gegenwärtigem Stück den Anfang, und wenn keine sonderbare Verhinderung vorfällt; so soll alle Monath eine philosophische Abhandlung erfolgen. Solchergestalt, denken wir, wenn uns Gott Zeit und Gesundheit verleihet, alle wichtige Wahrheiten, aus der Metaphysick nach und nach vorzutragen. Allein, da wir uns dieses Feld eröffnen, und da wir uns kein Ansehn der Weltweisen blenden lassen, sondern die Wahrheit selbst untersuchen, und aus ihren eignen Quellen schöpfen werden: so haben wir uns nichts gewißers vorzustellen, als daß wir häufige Widersprüche finden werden. Dieses haben alle diejenigen ganz ohnfehlbar zu gewarten, die sich in dieses Feld der Gelehrsamkeit, als den eigentlichen Kampfplatz der Gelehrten, wagen; und wir dürfen nicht hoffen, daß man mit uns billiger verfahren werde. Die eingewurzelten Vorurtheile lassen sich nicht so gleich ausrotten, wenn man auch die Wahr-

heit auf eine noch so überzeugende Art vorträgt. Wir halten es demnach vor nöthig, anzuzeigen, wie wir es mit den Widersprüchen halten wollen, die man vielleicht künftig unsern Schriften entgegen setzen wird.

Einwürfe, wenn sie mit Gründlichkeit und Bescheidenheit vorgetragen werden, sind gewiß eines der besten Mittel, die Wahrheit ausfündig zu machen, oder zu befestigen. Alle Menschen sind dem Irrthum und den Fehlern unterworfen; und es ist fast nicht möglich, daß der größte und witzigste Mann, wenn er auch Wahrheiten vorträgt, alle Schwierigkeiten voraus sehen kann, die seiner Wahrheit entgegen stehen. Wenn ihm demnach geübte Köpfe diese Schwierigkeiten zeigen, so müssen sie wenigstens darzu dienen, daß er die Wahrheit deutlicher und überzeugender machen kann. Was vor ein Hülfsmittel vor Männer, welche die Leidenschaften nicht unter die Untersuchung der Wahrheit mischen! Wir würden demnach Feinde der Wahrheit seyn, wenn wir dergleichen Einwürfe mit Widerwillen aufnehmen wollten. Wir versichern demnach, daß wir sie mit Vergnügen ansehen wollen, und wir sind so gar erböthig, allemal zu widerrufen, wenn man uns auf

eine gründliche und bescheidene Art das Gegentheil zeiget. Wir sind von der eiteln Ehre, die einmal vorgebrachten Lehren hartnäckigt zu vertheidigen, weit entfernt. Wir wollen ja sonst weiter nichts, als Wahrheiten. Wir haben also kein Interesse bey der Sache, und es kann uns ganz einerley seyn, ob diese Wahrheiten von uns, oder von einem andern, herrühren. Das Geständniß aber, daß man gefehlt hat, gereichet nichts weniger, als zur Schande; weil der Irrthum allen Menschen anklebt. Wenn demnach gelehrte Gönner und Freunde glauben, daß sie wichtige Gründe und Zweifel wider dasjenige haben, was wir als Wahrheiten vortragen, so werden sie sich uns sehr verbinden, wenn sie dieselben bekannt machen wollen. Sie können sich hierzu unsrer Blätter bedienen, und wir versichern, daß wir dieselben, entweder auf eine gründliche Art heben, und aus einander wickeln wollen, oder wenn wir gefehlt haben; so wollen wir es freymüthig bekennen. Gefällt es aber jemand, seine Gründe und Einwürfe, besonders in Schriften, bekannt zu machen, so werden wir auch mit diesen auf eine gleiche Art verfahren, wenn uns die dabey gebrauchte Unbescheidenheit und Anzüglich-

keiten nicht die Lust benehmen, einem solchen Gegner zu antworten. Wir haben aber zu vernünftigen Leuten, welche diejenigen nothwendig seyn wollen, die sich an philosophische Wahrheiten wagen, das Vertrauen, daß sie es nicht thun werden. Unbescheidenheit, Anzüglichkeiten, und folglich Leidenschaften, sind nicht das Kennzeichen eines vernünftigen Mannes, am allerwenigsten aber eines Weltweisen: und nichts ist weniger geschickt zur Untersuchung der Wahrheit etwas beyzutragen, als diese Dinge. Diejenigen aber, welche nichts, als einen schmähsüchtigen Tadel, zu Tage legen, verdienen, daß man Mitleiden mit ihnen trägt, nicht aber, daß man sich um sie bekümmere. Was wir schon ehemals zu erkennen gegeben haben, werden wir also auch bey dieser Sorte von Gegnern beobachten, nämlich, wir werden sie mit Verachtung ansehen; und sie einer Antwort ganz und gar unwürdig schätzen. Geschrieben am 2. Jenner des 1747sten Jahres.

Unter-

Untersuchung,

Ob der Raum wirklich, oder nur in unsern Begriffen vorhanden sey?

Indem wir künftig einen Theil unsrer Blätter zur Untersuchung des Wesens und der Eigenschaften Gottes, der Beschaffenheit unsrer Seele und des Leibes und des Bandes zwischen diesen zweyen Wesen, überhaupt aber den wichtigsten Wahrheiten der Metaphysick gewidmet haben: so halten wir vor nöthig, vor allen Dingen einen richtigen Begriff von dem Raume vorauszusetzen. Es kömmt hierauf ungemein viel an, wenn man in diesen Wahrheiten mit einiger Gewißheit etwas bestimmen will. In der Allgegenwart und andern Eigenschaften des großen Gottes, in dem Wesen der Körper, in der Lehre von der Bewegung und überhaupt in vielen wichtigen Wahrheiten der Weltweisheit wird man gewiß auf leere Einbildungen und

Träumereyen verfallen, wenn man nicht vorher die Beschaffenheit des Raums gründlich betrachtet hat. Diese Sache muß also von rechtswegen die erste Beschäfftigung eines Weltweisen seyn.

Es ist wahr, es ist sehr schwehr, und gewisser maßen unmöglich, sich einen deutlichen Begriff von dem Raume zu machen: und gemeiniglich haben die Betrachtungen der Weltweisen Schiffbruch gelitten, wenn sie dieses haben bewerkstelligen wollen. Wir sind demnach nicht so eitel, daß wir unsern Lesern einen deutlichen Begriff von der Sache versprechen sollten. Wir getrauen uns aber dasjenige zu leisten, was der Titel unsrer gegenwärtigen Abhandlung anzeigt; und vielleicht werden wir doch unsern Lesern einen hinlänglichen Begriff von der Sache geben können.

In keiner Materie werden die Irrthümer der Weltweisen so häufig und verschieden angetroffen, als hier. Unterdessen kan man sie doch sämmtlich in zwey Partheyen eintheilen. Denn entweder sie behaupten, daß der Raum weiter nicht als in unsern Begriffen vorhanden sey, oder sie sehen denselben als etwas wirkliches an. Auf der ersten Seite stehen vornehmlich Aristoteles, Cartesius, Leibnitz und Wolf: auf der andern aber, Gassendus, Newton, mit den meisten Engelländern, Rüdiger und andre.

Aristoteles ließ sich den Eifer wider die Atomisten dahin verführen, daß er den Raum verwarf*. Cartesius, da er die Materie unendlich glaubte, und die

* Physic. Lib. 4. cap. 6. seq.

die Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe vor das Wesen der Körper annahm, gieng gar so weit, daß er den Raum und die Körper vor einerley hielt, und solche nur in unsern Begriffen vor unterschieden ansah *. Der Herr von Leibnitz erklärte sich in seinen Schriften hin und wieder deutlich genung, daß der Raum nicht wirklich, sondern nur in unsern Begriffen vorhanden sey. Man kann nicht gewiß sagen, ob der Freyherr von Wolf behauptet, daß der Raum wirklich oder nur in unsern Begriffen vorhanden sey. Er spricht ausdrücklich, daß der Raum von den Körpern unterschieden sey. Ja er redet so gar von wirklichen Theilen des großen Weltraumes **. Allein, da er die Erklärung des Herrn von Leibnitz von dem Raum gleichfalls annimmt, und da er sich deutlich erkläret, daß kein Raum da seyn könne, wenn nicht Körper vorhanden wären ***: so siehet man wohl, daß er der Meynung des Herrn von Leibnitz hierinnen größtentheils beytritt.

Das meiste wird demnach darauf ankommen, daß wir untersuchen, welche von diesen beyden Partheyen der Weltweisen recht hat, ob nämlich der Raum nur in unsern Begriffen, oder wirklich vorhanden sey. Die bekannten Streitschriften, welche zwischen dem vortrefflichen Herrn von Leibnitz und dem berühmten Engelländer Clarke sind gewechselt worden, haben unter andern auch diese Materie zum Gegen-

* In Principiis P. II. §. 10.

** Metaphysick 1 Th. Cap. 2. §. 97.

*** Eben daselbst §. 46. Desgl. 2 Theil. §. 20. p. 50.

stande gehabt. Wir werden also einen großen Theil dieser Untersuchung zu Stande bringen, wenn wir reiflich und gründlich erwegen, auf welcher Seite die stärksten Beweisgründe gewesen sind. Wir wollen zuerst die Gründe des Herrn von Leibnitz genau betrachten.

Einen seiner vornehmsten Beweisgründe nimmt der Herr von Leibnitz aus der durchgängigen Aehnlichkeit des Raums und aus dem Satze des zureichenden Grundes. Damit sein Beweis nichts von seiner Stärke verliehren möge, so will ich ihn mit seinen eignen Worten hieher setzen. Er spricht: * „Ich „will mich nur voriezo eines Beweisthums bedie„nen, worzu man mir hierselbst Gelegenheit giebt. „Dahero sage ich, daß, wenn der Raum ein ens ab„solutum wäre, so würde sich etwas zutragen, wovon „man unmöglich eine zulängliche Ursache geben könn„te, welches denn wider unser Axioma ist. Mein Be„weis ist dieser: der Raum ist etwas, welches absolute „uniforme ist; und ausser denen darinnen befindli„chen Dingen ist ein Punct des Raums von einem „andern Puncte desselben schlechterdings in nichts un„terschieden. Wenn wir nun noch zugleich suppони„ren wollten, daß der Raum, ausser der unter den Kör„pern befindlichen Ordnung, etwas besonderes vor sich „wäre; so würde hieraus folgen, daß man unmög„lich einen Grund finden könnte, warum Gott, wel„cher

* Merkwürdige Schriften zwischen dem Herrn von Leibnitz und dem Herrn D. Clarke, dritte Schrift des Herrn von Leibnitz §. 5.

„cher auch die Lage oder Situation, so die Körper „unter sich haben, unterhält, warum, sage ich, Gott „die Köper so und nicht anders in den Raum gesetzet „habe; und warum nicht alles, zum Exempel durch „eine Verwechslung des Aufgangs der Sonnen mit „ihrem Niedergange, verkehrt sey placirt worden„.

Allein so bündig dieser Schluß scheinet: so hat er doch nichts weniger als diese Beschaffenheit. Herr Clarke merket sehr wohl an, daß hieraus dasjenige gar nicht folge, was man damit beweisen will. Gesetzt, daß der Raum eine Ordnung der Dinge ist, die zugleich und neben einander sind, und daß er folglich nur in unsrer Einbildungskraft vorhanden ist, werden wir wohl eine zulängliche Ursache ausfündig machen können, warum Gott die Dinge so und nicht anders neben einander geordnet hat? Niemand wird dieses zu bewerkstelligen vermögend seyn. Folglich kann daraus kein Beweis wider die Wirklichkeit des Raums erwachsen, daß wir keine Ursache wahrnehmen können, warum Gott in den ähnlichen Puncten des Raums die Körper so und nicht anders gesetzet habe.

Herr Clarke nimmt hier lediglich zu dem Willen Gottes seine Zuflucht und glaubt, daß, wenn auch alle Orte und Theile des Raums unter sich ähnlich und gleichgültig sind, dennoch der bloße Wille Gottes eine zulängliche Ursache seyn könne, warum er auf diese Art hier und nicht anderswo habe wirken wollen. Allein, er irret sich; und der Herr von Leibnitz setzet ihm mit Recht entgegen, daß ein bloßer Wille ohne Bewegungsgründe ein erdichteter Ge-

danke sey, der unmöglich statt haben und mit dem Begriff von dem Willen zusammen gereimet werden kann. Dem ohngeachtet wird der Beweis des Herrn von Leibnitz dadurch nicht besser. Ich will dieses deutlicher zeigen.

Es ist wahr, der Satz des zureichenden Grundes ist ein Grundsatz, der in Ansehung der Dinge ganz allgemein ist. Denn es müssen schlechterdings allemahl zureichende Ursachen vorhanden seyn, warum eine Sache so und nicht anders ist. Allein nur vor unsere menschliche Erkenntniß ist dieser Satz gar nicht allgemein. Wie wollen wir arme Menschen mit der Schwäche unsers Verstandes in die ewigen Begriffe des unendlichen Verstandes Gottes eindringen, um die Ursachen ausfündig zu machen, warum in demselben das ewige Wesen der Dinge so und nicht anders vorhanden gewesen ist. Wie viel Dinge giebt es nicht in der Welt, davon wir die Ursachen unmöglich erkennen können, warum sie so und nicht anders sind? Müssen nicht selbst diejenigen Weltweisen, welche den Satz des zureichenden Grundes noch so hoch zu treiben geneigt sind, alle Augenblicke stille stehen? und befinden sie nicht unläugbar, daß dieser Satz in vielen Dingen der Weltweisheit nur a posteriori statt hat, nämlich daß die zureichenden Ursachen in der That vorhanden seyn müssen, ob wir sie gleich nicht erkennen, weil Gott, als das allerweiseste Wesen, welches nichts ohne zureichenden Grund unternehmen kann, die Dinge einmal auf diese Art wirklich gemacht hat? Was ist aber dieses anders als das Bekenntniß, daß der Satz des zureichenden

Grundes

Grundes vor unsere menschliche Erkenntniß gar nicht allgemein ist? Hieraus deucht mich nun, daß folgende zwey Grundregeln in der Weltweisheit ganz unwidersprechlich abfliessen. Erstlich, daß es keinen Schluß wider die Wirklichkeit einer Sache ausmacht, wenn wir die Ursachen, warum sie so und nicht anders ist, weder einsehen, noch uns begreiflich machen können. Zweytens, daß der Satz des Widerspruchs vor dem Satze des zureichenden Grundes allemahl den Vorzug haben müsse, und daß man mit dem letztern niemahls wider den erstern streiten darf. Der Satz des Widerspruchs ist sowohl in dem unendlichen Verstande Gottes, als in Ansehung des Wesens der Dinge, und vor die menschliche Erkenntniß, der erste, vornehmste und ein ganz allgemeiner Grundsatz. Denn in den ewigen Begriffen Gottes kann unmöglich etwas wiedersprechendes vorhanden seyn, und folglich kann auch in den Wesen der Dinge nichts wiedersprechendes statt finden. Der menschliche Verstand aber kann allemahl ohne Ausnahme erkennen, daß eine Sache nicht zugleich seyn und auch nicht seyn kann. Diese zwey Grundregeln müssen demnach ganz unwiedersprechlich beobachtet werden, wenn man wahrhaftig philosophiren will: und so bald als sie auffer Augen gesetzet werden: so verfällt man auf leere Einbildungen und süsse Träumereyen, die nicht den geringsten Grund haben.

Ich habe vor den Herrn von Leibnitz die größte Hochachtung; und ich bin sehr überzeugt, daß er ein wahrhaftig großer und der Welt nützlicher Mann gewesen ist. Allein, ich würde der Wahrheit zu nahe

he treten, wenn ich sagen wollte, daß er diese zwey Grundregeln in seinem Philosophiren allemal beobachtet hätte. Hieraus aber sind die falschen Sätze und Lehrgebäude erwachsen, die man in seiner Philosophie findet, und die der Herr von Wolf vielleicht aus allzugroßer Hochachtung vor denselben größtentheils beybehalten hat. Ich werde sowohl in dieser Abhandlung, als in der Folge meiner Schriften, zu zeigen Gelegenheit haben, daß er allemal, wenn er auf leere Einbildungen und ungegründete Erfindungen verfallen ist, diese zwey Grundregeln aus den Augen gesetzet hat. Hier in dem eingerückten Beweise des Hrn. von Leibnitz ist dieses Verfahren unläugbar. Wenn er betrachtet hätte, daß der Mangel der zureichenden Ursachen eines Dinges, nämlich nach unsrer Erkenntniß, keinen Schluß wider die Wirklichkeit desselben ausmachen kann: so würde er diesen Beweis nicht vorgebracht haben. Es ist wahr, alle Puncte des Raums sind uniform oder einander vollkommen ähnlich; und wir können dannenhero keinen zureichenden Grund einsehen, warum Gott die Körper in diese Gegend des Raums und in keine andere gesetzet hat. Allein, können wir wohl so kühn seyn, zu behaupten, daß die Puncte des Raums in der Erkenntniß Gottes eben so uniform sind: und dürfen wir wohl so verwegen seyn, daß auch Gott keine hinlängliche Ursachen vor sich haben könnte, warum er einen Körper da, und nicht dorthin setzte? Fehlen nicht unsrer Erkenntniß diese zureichenden Ursachen allenthalben? Was vor hinlänglichen Grund wird man wohl angeben können, warum Gott unsre Sonne mit

ihren Planeten nicht dahin gesetzet hat, wo die Fixsterne sind? In der That, nicht den geringsten; als daß wir behaupten können, daß eine solche zureichende Ursache in der Erkenntniß Gottes in der That vorhanden gewesen seyn müsse, weil wir sehen, daß sie Gott also geordnet hat.

Ich will noch ein Beyspiel anführen. Können wir wohl einen zureichenden Grund ausfündig machen, warum Gott dieses Sandkörnchen oder diesen Theil der Materie hier und nicht anderswohin gesetzet hat? wahrhaftig gar keinen. Ich lege den Satz des nicht zu unterscheidenden in der Weltweisheit alle Gütigkeit bey, und ich bin sehr überzeugt, daß in der ganzen Natur nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge gefunden werden können, weil Gott zu Hervorbringung des andern unmöglich eine Absicht oder hinlängliche Ursachen gehabt haben könnte. Es giebt also auch nicht zwey Sandkörnchen, oder zwey der kleinsten Theile der Materie, die einander vollkommen ähnlich sind, und Gott hat ohne Zweifel hinreichenden Grund gehabt, warum er das eine Sandkörnchen hier und nicht dorthin geordnet hat. Allein, können wir wohl den Unterschied zwischen allen Theilen der Materie und zwischen allen Sandkörnchen erkennen: und können wir wohl den zureichenden Grund einsehen, warum sie an diesen, und nicht an einem andern Orte sind. Ich glaube nicht, daß sich iemand einer solchen Erkenntniß rühmen wird. Dennoch wird wohl wegen dieses Mangels unsrer Erkenntniß niemand behaupten, daß sie nicht wirklich sind, oder daß sie nicht an dem Orte sind,

wo wir sie antreffen. Dieser Beweisgrund des Herrn von Leibnitz hat also nicht die geringste Kraft.

Wir wollen nunmehr einen andern Beweisgrund des Herrn von Leibnitz wider die Wirklichkeit des Raums, oder vielmehr nur wider den leeren Raum untersuchen: und damit wir durch einen Auszug der Stärke seines Beweises nichts benehmen, so wollen wir uns abermals seiner eignen Worte bedienen. Er spricht*: „Ich setze zum voraus, daß Gott alle „Vollkommenheit, welche er in die Dinge hat legen „können, ihnen wirklich mitgetheilet habe, ohne daß „die andern Vollkommenheiten, welche darinnen lie„gen, einen Abbruch leiden. Nun wollen wir uns „einen Raum, welcher vollkommen leer seyn soll, in „Gedanken vorstellen, so könnte Gott einige Mate„rie darinn setzen, ohne, daß er denen andern Din„gen in geringsten einen Abbruch thäte: und folg„lich muß er dieselbe Vollkommenheit darein gelegt „haben. Dahero kann kein vollkommen leerer Raum „seyn; und solchergestalt kann man sicher urtheilen, „daß alles vollkommen angefüllet seyn müsse.„

Herr Clarke antwortet auf diesen Schluß nicht hinlänglich; und vielleicht hat dieses den Triumph veranlasset, den die meisten unsrer Landsleute den Herrn von Leibnitz beygeleget haben. Er spricht: er sage gar nicht, daß in einem leeren Raume gar nichts vorhanden wäre, sondern nur, daß er mit Körpern nicht versehen sey. Gott erfülle alles, und also auch den leeren Raum. Es könnten auch noch viele an-

dre

* Nachschrift zum 4ten Schreiben des Herrn von Leibnitz p. 63.

dre unmaterielle Wesen darinnen seyn; Folglich sey der leere Raum gar nicht ohne Absicht und Nutzen, und die Vollkommenheit der Welt leide dadurch keinen Abbruch. Allein, der Herr von Leibnitz versetzet ganz gegründet, daß Gott dennoch, wenn gleich Geister in dem leeren Raume vorhanden wären, auch materielle Dinge dahin versetzen könnte, ohne daß der Vollkommenheit der Geister, und der andern entfernten materiellen Dinge dadurch der geringste Abbruch geschehe. Es müsse also entweder folgen, daß Gott die Welt noch vollkommner machen könnte, und alsdenn hätte er, als der allerweiseste und gütigste, nicht die beste gemacht, oder es müsse kein leerer Raum seyn. Ohngeachtet aber der Herr von Leibnitz über seinen Gegner hierinnen den Sieg behält, so glauben wir dennoch nicht, daß sein Schluß die Wirklichkeit des Raums über den Haufen wirft. Wir wollen dieses in der Folge erweisen.

Ich bestreite dasjenige gar nicht, was der Herr von Leibnitz voraus setzt, nämlich, daß Gott denen Dingen alle diejenigen Vollkommenheiten mitgetheilet habe, die er ihnen hat beylegen können. Da Gott der allerweiseste und allergütigste ist; so bin ich sehr überzeugt, daß er das Beste und vollkommenste gemacht hat. Allein nur die Folgen, die er daraus macht, sind nicht richtig. Es folget nichts weniger daraus, als daß alles mit Materie angefüllet seyn müsse. Der Herr von Leibnitz erkläret sich nicht, ob er durch die Materie, welche Gott in den leeren Raum hätte setzen, und dadurch die Welt vollkommner machen können, eine pure leblose Materie, oder

mate-

materielle Geschöpfe verstehet. Meynet er das erste; so kann man nicht so schlechterdings ohne Beweis sagen, daß der leere Raum, durch Anfüllung mit einer leblosen Materie vollkommner geworden wäre. Dieses schmeckt nach bereits angenommenen Sätzen und Vorurtheilen. Er hätte beweisen sollen, daß auch eine leblose Materie besser sey, als ein leerer Raum. Er hätte darthun sollen, daß eine leblose Materie zu der Vollkommenheit der übrigen Körper und der Einrichtung des Weltgebäudes mehr beytrage, als ein leerer Raum. Allein, dieses würde ihm vielleicht zu beweisen ganz und gar unmöglich gefallen seyn. Wodurch sollte wohl die leblose Materie vor dem leeren Raume den geringsten Vorzug haben? Da Gott nichts ohne Absicht und hinlänglichen Grund unternimmt; so kann man ganz sicher behaupten, daß alle leblose Materie, um der lebendigen materiellen Geschöpfe willen, vorhanden ist. Was könnte wohl Gott vor zureichenden Grund haben, eine Materie, ohne materielle lebendige Wesen, zu erschaffen? Wird sich wohl iemand einfallen lassen, zu behaupten, daß Gott, als der allerweiseste, das materielle Weltgebäude ohne materielle Creaturen hätte erschaffen können? Ich verstoße hier gar nicht wider die Regel, die ich selbst gemacht habe. Hier übersteiget der zureichende Grund nicht die menschliche Erkenntniß. Es ist offenbar, daß hier gar kein zureichender Grund vorhanden seyn kann. Eben so wenig wird man beweisen können, daß eine leblose Materie zur Vollkommenheit der übrigen entfernten Körper und der Einrichtung des Weltgebäudes mehr beyträgt, als der leere Raum. Das

Gegentheil ist weit gewisser. Wir werden unten zeigen, daß sich die Bewegung der Körper, und das Herabfallen der Sonnenstrahlen in einer so entsetzlichen Ferne schlechterdings nicht erklären läßt, wenn alles mit Materie erfüllet ist. Meynet aber der Herr von Leibnitz, daß der leere Raum mit lebendigen materiellen Geschöpfen erfüllet seyn könnte; so bedenket dieser große Mann nicht, daß materielle Creaturen einer Weltkugel nöthig haben, auf welcher und um welcher sie sind. Ich will hierauf keine große Stärke des Beweises setzen, daß sie etwas haben müssen, worauf sie fußen können. Dieses aber ist ganz unläugbar, daß alle lebendige materielle Geschöpfe des Athemholens oder der Respiration nöthig haben. Weil nun die Luft nach der Maaße abnimmt, wie wir uns von unsrer Kugel, oder vielmehr nur von der Fläche derselben entfernen: so kann man den ganz untrüglichen Schluß machen, daß ausserhalb der Atmosphäre einer Weltkugel gar keine Luft vorhanden sey. Die Natur der Luft beweiset dieses noch mehr; und die Bewegung einer Weltkugel würde sich auch unmöglich erklären lassen, wenn allenthalben Luft wäre. Folglich haben materielle lebendige Geschöpfe einer Weltkugel nöthig, auf welcher und um welche sie seyn können. Allein Gott hat keine Weltkugel mehr machen können, als diejenigen, welche wirklich vorhanden sind. Es ist dieses unläugbar, weil Gott, da er dem Weltgebäude alle mögliche Vollkommenheit geben wollte, mehr Weltkugeln gemacht haben würde, wenn es die Ordnung und die Gesetze der Bewegung der vorhandenen Weltkugeln zugelassen hätten. Hier-

aus

aus folgt nun ganz unstreitig, daß der Beweisgrund des Herrn von Leibnitz, so lange man dasjenige nicht beweist, was ich hier erfordert habe, nichts weniger als die Wirklichkeit des Raums über dem Haufen wirft.

Derjenige Beweisgrund, den der Herr von Leibnitz unmittelbar an dem vorhergehenden anfügt, wird nunmehr, nachdem wir dieses wissen, von selbst wegfallen. Es heißt daselbst ferner: „Ich füge hier „den andern Schluß mit bey, welcher daher genom„men ist, daß alle Dinge ihren zulänglichen Grund „haben müssen. Es ist nicht möglich, einen Grund „von der Proportion zu finden, welche zwischen der „Materie, oder dem angefüllten Raume zu dem Lee„ren, oder des leeren Raumes zu dem angefüllten ist. „Man wird vielleicht einwenden, daß eines dem an„dern gleich seyn solle. Gleichwie aber die Materie „weit vollkommner ist, als das Vacuum; so brin„get die Vernunft mit sich, daß man die Geometri„sche Proportion in acht nehme, und daß alles um „so viel destomehr müsse angefüllet seyn, ie mehr sol„ches, dem andern vorgezogen zu werden, verdienet. „Solchergestalt aber wird nirgends ein Vacuum seyn. „Denn die Vollkommenheit der Materie verhält sich „zu der Vollkommenheit des Vacui, wie ein Etwas „zu nichts.„

Wir finden hier abermahls, daß der Herr von Leibnitz den Fehler begehet, den wir schon oben angemerket haben, nämlich, daß er aus Unfähigkeit der menschlichen Erkenntniß einen zureichenden Grund einzusehen, die ganze Sache verwirft. Ob es uns gleich

nicht möglich ist, einen Grund von der Proportion zu finden, welche von dem angefüllten Raume zu dem leeren, oder umgekehrt, ist: so würden wir doch ziemlich verwegen seyn, wenn wir behaupten wollten, daß Gott gleichfalls diesen Grund der Proportion nicht finden könnte. Das übrige gründet sich auf dem ohne den geringsten Beweis angenommenen Satz, daß eine leblose Materie besser sey, als der leere Raum. Da ich nun gezeiget habe, daß dieser Satz nichts weniger, als unerwiesen, angenommen werden kann: so hat der ganze Beweisgrund nicht das geringste Gewichte.

Ich weis sehr wohl, daß es viele Weltweisen giebt, welche behaupten, daß der Raum zwischen der Sonne und den Planeten mit einer subtilen Luft angefüllet sey; und folglich wäre es auch ganz wohl möglich, daß sehr kleine materielle Creaturen darinnen vorhanden seyn könnten. Allein, die meisten nehmen diese subtile Luft ganz und gar unerwiesen an; und diejenigen, welche hierbey Gründe anwenden wollen, können so schlechte aufbringen, daß sie fast nicht einmal einige Wahrscheinlichkeit darthun. Die wichtigen Gründe der Gegner aber zu widerlegen, werden gemeiniglich vergessen. Vielweniger denket man daran, diesen Satz mit der Ordnung des Weltgebäudes, mit der Weisheit und Allmacht seines Schöpfers, und mit den Gesetzen der Bewegung zusammen zu reimen. Ich will ietzo nur einen einzigen Einwurf machen. Es ist unläugbar, daß eine iede und auch die zarteste Luft denen bewegenden Körpern Widerstand thut. Folglich muß sich diese bewegende Kraft

der Körper vermindern; und die Planeten müssen demnach immer in ihrem Lauf in etwas abnehmen. Da wir nun keine Verkürzung des Laufes an ihnen gewahr werden; so ist dieses schon ein bündiger Beweis, daß diese subtile Luft nichts als eine leere Einbildung sey. Die Weltweisen läugnen gar nicht, daß der Widerstand einer zarten Luft eine Verminderung des Laufs in den Planeten verursachen müsse. Sie machen nur diese Verminderung allzuklein, und unmerklich, damit man ihnen nicht offenbar das Gegentheil zeigen könne. Der vortrefliche Herr Euler in seinen vor kurzen heraus gegebenen kleinen Werken setzet diese Verminderung an dem Lauf unsrer Erdkugel in 1000 Jahren auf 50 Secunden. Allein zwischen einem so großen Körper, der folglich mehr Widerstand verursachet, als ein kleiner, und dieser Ausrechnung ist nicht die geringste Vergleichung vorhanden. Es ist unstreitig, daß dieser Widerstand in einem ieden Lauf etwas Verminderung verursachen muß. Diese 50 Secunden betragen aber alle Jahre vielleicht die allerkleineste Verminderung, die man sich nur vorstellen kann. Was vor Verminderung könnte demnach ein Körper leiden, der hundert und mehrmal kleiner wäre? Doch dem sey wie ihm wolle, wir wollen setzen, daß unsre Weltkugel und die andern nach Proportion, in 1000 Jahren nur 50 Secunden Verminderung erlitten, was vor wunderliche Folgen wider die Allmacht und Weisheit des Schöpfers werden nicht daraus entspringen? Diejenigen Weltweisen, welche einen würdigen Begriff von einem Schöpfer haben, der zugleich der allerweiseste, der allermächtigste

tigste und der allergütigste ist, behaupten sonst sehr nachdrücklich und gegründet, daß sich die Kräfte des Weltgebäudes nicht verringern. Aus diesen Ursachen bestritt der Herr von Leibnitz mit Rechte die Lehrsätze des Ritter Newtons von der Bewegung. In der That schließet es allemal eine Unvollkommenheit in sich, wenn sich eine Machine durch den Gebrauch verringert. Bey den menschlichen Künstlern und Werkmeistern ist dieses fast nicht anders möglich. Allein mich deucht doch, daß man der Weisheit und Allmacht Gottes zutrauen müsse, daß er ein Weltgebäude machen kann, ohne, daß es täglich an seinen Kräften verringert wird; und so zu sagen alle Tage einen Schritt zu seinem Untergange thut. Denn man mag die Verringerung des Laufs der Planeten noch so klein annehmen: so werden sie doch endlich hierdurch ihren Untergang finden. Laßet uns ordentlich verfahren! Entweder Gott hat die Verminderung der Ordnung des Weltgebäudes und des Laufs der Planeten gewollt, oder er hat es nicht gewollt. Hat er es gewollt; so ist dieses das Mittel, welches seine Weisheit von Ewigkeit her zum Untergange der Weltkörper für gut befunden und beschlossen hat. Denn man kann ganz sicher von der Wirkung auf die Ursache schließen: und es wird wohl niemand läugnen, daß die Bewegung der Weltkörper, ohne diese Verminderung, möglich gewesen wäre. Er wird sich also dieses Mittels gewiß bedienen; und er muß sich so gar aller andern Mittel, die Weltkörper zu zernichten, in seinem ewigen Rathschluß begeben haben. Denn so bald er ein ander Mittel, zu Zernichtung der

Weltkörper, beschlossen hätte; so würde diese Verminderung des Laufs der Weltkörper ohne alle Absicht und ohne den geringsten zulänglichen Grund geschehen. Das allerweiseste Wesen unternimmt aber nichts auf diese Art. Folglich ist die Vernichtigung unsrer Weltkugel nicht nur fast eine unendliche Zeit von uns entfernet; sondern wir können auch so gar die eigentliche Zeit wissen, wenn es geschehen wird. Ob es nun aber der Weisheit Gottes gemäß ist, sich aller andern Mittel, zu Zernichtung der Weltkugeln, zu begeben; noch mehr aber, ob dieses mit dem geoffenbarten Wort übereinstimmet, mögen unsre Leser urtheilen. Hat aber Gott diese Verminderung nicht gewollt, und sie geschicht dennoch: so fehlet es Gott an hinlänglicher Macht, und seine Werke sind wider seinen Willen unvollkommen. Ich glaube demnach nicht, daß jemand hierauf verfallen kann. Solche unüberwindliche Einwürfe, wider die subtile Luft, zwischen den Weltkörpern, könnte ich eine Menge anführen, wenn es der Raum meiner gegenwärtigen Abhandlung erlaubte. Es wird dieses aber zu seiner Zeit geschehen. Ich getraue mich so gar zu behaupten, daß es sich mit der Natur und Beschaffenheit der Luft, sie sey so zart als sie wolle, nicht zusammen reimen läßt, daß sie wo anders, als in einer gewissen Weite um die Weltkörper, befindlich seyn kann. Es wird dieses einmal geschehen, wenn wir diesen Gegenstand besonders zur Betrachtung vor unsre Blätter erwählen.

Weil die andern Gründe des Herrn von Leibnitz wider einen Begriff des Herrn Clarken, oder vielmehr

mehr Newtons von dem Raume gerichtet sind, den wir nicht annehmen, nämlich, daß er eine Folge und Eigenschaft aus dem Wesen Gottes sey; so haben wir nur noch einen einzigen Grund zu betrachten. Der Herr von Leibnitz spricht *, es sey übernatürlich, und könne durch die Natur der Dinge nicht erkläret werden, daß sich die Körper in der Ferne, ohne ein darzwischen kommendes Mittel, einander anziehen könnten; und hieraus folgert er vor seinen Satz, nämlich, daß der Raum nicht vorhanden sey.

Herr Clarke antwortet auf diesen Beweisgrund abermals nicht hinlänglich. Er räumet so gar ein, daß es einen Widerspruch in sich schließen würde, wenn zwey Körper, ohne ein darzwischen kommendes Mittel, einander anziehen sollten; und alles, was er auf den Grund des Herrn von Leibnitz antwortet, ist, daß dieses Mittel unsichtbar, unberührlich, und von einer dem Mechanismo ganz entgegen gesetzten Art seyn könne. Mit dieser Antwort konnte sich der Herr von Leibnitz, in der Gegenantwort, in der That eine Lust machen; und das weitläuftige, womit sich Herr Clarke in seiner fünften Schrift rechtfertigen will, ist von keiner bessern Gründlichkeit. Allein der Herr von Leibnitz kann uns, dem ohngeachtet, nicht überzeugen. Die Folge wird vielleicht so glücklich seyn, unsern Lesern gleiche Gedanken beyzubringen.

Man muß nur wissen, von was vor Körpern hier die Rede ist. Sowohl der Herr von Leibnitz, als Herr Clarke, erklären sich in der Folge sehr deutlich, daß sie allein das Anziehen unsrer Erdkugel und der übrigen

* Vierte Schrift des Herrn von Leibnitz §. 45.

Planeten, welches durch die Sonne geschicht, verstehen; und nun muß man sich, in der That, verwundern, wie zwey so große Männer, der eine sich daraus unüberwindliche Schwierigkeiten, wider den Raum vorstellen, der andere aber sich daraus nicht helfen können. Mich deucht, daß hier die Ursache der anziehenden Kraft der Sonnen aus der Wirkung ganz klar vor Augen liegt. Wir sehen offenbar, daß die Sonne keine andern Weltkörper an sich ziehet, als diejenigen, dahin ihre Strahlen mit Wirkung gelangen. Folglich würden wir sehr verkehrt philosophiren, wenn wir die Ursache dieser anziehenden Kraft in einer verborgenen, und ich weis nicht, in was vor einer Eigenschaft der Sonnen suchen wollten, da uns die Wirkung so ungemein deutlich in die Sinne fällt. Nichts als die Sonnenstrahlen selbst sind also die anziehende Kraft der Sonnen. Wenn demnach der Herr von Leibnitz hieraus mit Grunde etwas beweisen will; so muß er zeigen, daß die Sonnenstrahlen nicht zu uns gelangen könnten, wenn ein leerer Raum zwischen uns und der Sonnen vorhanden wäre. Dieses wird aber wohl jedermann unmöglich fallen. Ich werde vielmehr unten das Gegentheil erweisen.

Die Beweisgründe des Herrn von Leibnitz sind demnach nicht also beschaffen, daß sie jemand, der die Sache ohne Vorurtheile betrachtet, überzeugen könnten, der Raum sey eine Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander sind, und folglich nicht wirklich, sondern nur in unsern Begriffen vorhanden. Laßet uns nunmehr untersuchen, ob diejenigen Gründe wichtiger sind, die Clarke, oder vielmehr

mehr Newton durch denselben, vor die Wirklichkeit des Raums anführet.

Herr Clarke setzet in Gedanken voraus, daß das Weltgebäude eine umschränkte Weite haben könnte. Hierauf sagt er *, wenn der Raum nur die Ordnung der Dinge wäre, die zugleich und neben einander sind; so würde daraus folgen, daß, wenn Gott das Weltgebäude nach einer geraden Linie in Bewegung brächte, der Grad der Geschwindigkeit möchte so groß seyn, als er wolle, so würde solches allezeit dennoch in einem Orte verbleiben: Denn die Ordnung der neben einander zugleich vorhandenen Dinge, würde durch eine solche Bewegung weder verändert noch verrückt. Ja es würde daraus folgen, daß nichts einen Stoß bekommen würde, wenn gleich Gott diese Bewegung augenblicklich hemmte. Da nun dieses einen offenbaren Widerspruch in sich fasset, weil eine Sache nicht zugleich in Bewegung seyn, und auch an einem Orte verbleiben kann; so schließet er daraus, daß dieser Begriff von dem Raume falsch sey. Ich habe diesen Beweis deutlich zu machen gesucht, und deswegen dasjenige zusammen genommen, was hin und wieder zerstreuet war. Wir wollen nun hören, was der Herr von Leibnitz hierauf antwortet.

Er sträubet sich zuerst, zu gestehen, daß das Weltgebäude eine umschränkte Weite haben könnte; und er möchte lieber dem Cartesius Beyfall geben, der es so vor die lange Weile, ohne den geringsten Grund, sagte, es schiene einen Widerspruch in sich zu fassen, daß das Weltgebäude endlich seyn könnte. Endlich,

* Dritte Antw. §. 4.

da ihm die Wahrheit allzuhell in die Augen fällt: so räumet er ein, daß das Weltgebäude eine umschränkte Weite haben könne, er setzet aber hinzu, es sey kein zulänglicher Grund vorhanden, warum Gott die Materie, oder das Weltgebäude hätte umschränkt und endlich machen sollen. Allein man merke wohl, Herr Clarke hatte gar nicht vorausgesetzt, daß die Welt wirklich umschränket wäre, sondern nur, daß sie es seyn könnte. Alles, was also der Herr von Leibnitz aus dem zulänglichen Grunde, wider die Wirklichkeit dieser umschränkten Weite des Weltgebäudes sagt, heißt sehr schlecht geantwortet. Wenn er die Folgen aus diesem Satze gründlich hätte widerlegen wollen: so hätte er zeigen sollen, daß es in der That einen Widerspruch in sich fasse, daß das Weltgebäude umschränkt seyn könne. Allein dieses ist schlechterdings unmöglich, wenn man nicht Gott einem blinden Verhängniß und einer metaphysischen Nothwendigkeit unterwerfen, die Materie aber unabhängig von Gott, ewig und unendlich machen will. Es würde mir auch ganz leicht fallen, zu zeigen, daß der gerühmte zulängliche Grund die Wirklichkeit dieser umschränkten Weite schlecht bestreitet, wenn es hier erforderlich wäre. Auf den Beweisgrund selbst antwortet der Herr von Leibnitz aus einem gleichen Tone. Er spricht, Gott würde das Weltgebäude niemals in eine solche Bewegung setzen; und es sey kein zulänglicher Grund vorhanden, warum er es thun sollte. Es wäre in der That viel, wenn ein so großer Weltweiser nicht eingesehen hätte, daß es hier gar nicht darauf ankam, ob es Gott wirklich thun würde; sondern

sondern nur, ob er könnte. Denn mich deucht, daß dieses vor ein Kind begreiflich war. Wenn er also etwas gründliches hätte vorbringen wollen; so hätte er zeigen sollen, daß es Gott unmöglich wäre, das Weltgebäude in eine solche Bewegung zu setzen. Unterdessen meynet es der Herr von Leibnitz sehr ernstlich. Denn er wirft mit Chimaeren und idolatribus um sich, da man seine Widerlegung, aus dem zureichenden Grunde, nicht annehmen will. Allein so gehet es, wenn man auf diesen Grundsatz allzusehr erpicht ist, und die oben angebrachte Grundregel aus den Augen setzet, nämlich, daß man mit dem Satze des zureichenden Grundes, wider den Satz des Widerspruchs, niemals streiten dürfte. Man will diesen einmal liebgewonnenen Grundsatz durchgängig und allenthalben anbringen. Man vergißt, daß der Satz des Widerspruchs der erste, vornehmste, und durchgängig allgemeine Grundsatz der menschlichen Erkenntniß ist. Ja, man vergißt so gar die Art und Weise, wie man aus dem Satze des Widerspruchs schließen muß; und folglich kann man auf nichts anders, als auf leere Einbildungen und süße Träumereyen, verfallen. Dieser Beweisgrund des Herrn Clarke ist demnach nichts weniger, als umgestoßen. Er stehet unbeweglich: und es wird dieses vielleicht jedermann unmöglich fallen.

Der Herr von Leibnitz antwortet zwar auf diesen Schluß noch auf eine andre Art. Allein er wirft ihn dadurch eben so wenig über den Haufen. Er spricht, zwey Zustände, welche von einander nicht verschieden sind, wären einerley Zustand, und folglich würde es

eine Veränderung ohne Veränderung seyn, wenn Gott das ganze Weltgebäude in eine Bewegung, nach einer geraden oder andern Linie, brächte, ohne, daß die geringste Veränderung darinnen vorgienge. Allein, dieser Satz ist gar nicht allgemein, und so denn läßt er sich am allerwenigsten hier anbringen, wenn man nicht Lust zur Sophisterey hat. Herr Clarke saget mit Recht, daß der Ruhestand und die Bewegung des Weltgebäudes nicht einerley Zustand ist. Er zeiget dieses ungemein deutlich durch das Gleichniß eines Schiffes, das in einer geraden Linie fortseegelt, ohne daß es ein darinnen in ein Zimmer verschlossener Mensch merken kann. Die Ordnung, der in dem Schiffe befindlichen Dinge, wird durch die Fortseegelung desselben nicht verrückt. Die in den Zimmern befindlichen Menschen merken nichts von der Bewegung. Dem ohngeachtet ist diese Bewegung ein wirklicher und verschiedener Zustand, und bringet wirkliche und verschiedene Wirkungen hervor. Hierauf weis der Herr von Leibnitz nichts gegründetes zu versetzen: und es wird dieses wohl niemand widerlegen können.

Lasset uns nun einen andern Beweisgrund des Herrn Clarke untersuchen. Er spricht, der Raum sey eine Größe. Da man nun dieses von der Lage und der Ordnung nicht sagen könne: so schließet er, daß der Raum wirklich vorhanden sey. Herr Clarke scheinet hier, in der That, eine petitionem principii zu begehen, wie ihm der Herr von Leibnitz vorwirft. Wir wollen aber seinen Beweisgrund in die Ordnung bringen, und die Sache deutlich machen.

Es

Es ist außer Streit, daß der Abstand oder die Weite eines Dinges, von dem andern, eine Größe ausmacht. Denn man kann es ausmessen; und man kann von einer Sache nicht zugleich etwas bejahen und auch verneinen. Diese Größe beruhet nicht in den Dingen. Denn sie ist außer ihnen. Sie kann auch nicht in der Ordnung bestehen. Die Ordnung ist ein gewißes Verhältniß der Dinge gegen einander; oder nach des Herrn von Wolfs Erklärung, die Aehnlichkeit des Mannichfaltigen in der Folge auf und neben einander; und der Herr von Leibnitz sagt selbst sehr oft, daß sie ein pures ens relatiuum sey. Die Verhältniß eines Dinges gegen das andere, oder auch die Aehnlichkeit des mannichfaltigen in der Folge, ist keinesweges eine Größe. Denn hierinnen wird man nichts gewahr, als den Stand oder Zustand eines Dinges in Ansehung des andern. Wenn nun der Raum die Ordnung der Dinge ist, die zugleich und neben einander sind: so kann er keine Größe haben. Denn eine Sache, die nicht wirklich, sondern nur eine Folge und Verhältniß von andern Dingen ist, kann weder Größe noch Ausmeßung haben. Wirkliche Dinge leiden dieses nur. Ein Nichts, welches der Raum alsdenn wäre, kann weder Größe noch Abmeßung, noch ganz und gar keine Eigenschaft haben; und eine Sache kann nicht zugleich seyn, und auch nicht seyn. So viel will Herr Clarke sagen. Wir wollen nun sehen, was der Herr von Leibnitz hierauf anwortet.

Er behauptet *, daß auch die Ordnung ihre

* Fünfte Schrift des Herrn von Leibnitz §. 54.

Größen habe: und er will dieses damit beweisen, weil in ihr etwas angetroffen wird, welches vorher gehet und darauf folget. Allein in dem Vorhergehen und Darauffolgen bestehet keine Größe. Es kann dieses nahe oder weit geschehen, ohne, daß das Vorhergehen und Darauffolgen aufhöret. Die Situation und die Ordnung der Körper können einerley seyn, wenn die Größe des Raums, so sich darzwischen befindet, sehr verschieden ist. Der Herr von Leibnitz saget so gar, daß sich in der Ordnung Weiten und Zwischenräume fänden. Allein das heißt, in der That, seine Sache schlecht vertheidigen. Wie kann derjenige sich mit Zwischenräumen schützen, der dem Raume keine andere Wirklichkeit, als in Gedanken beylegt? Der Herr von Leibnitz nimmt noch seine Zuflucht zu der Mathematick. Es kommt aber alles darauf an, daß er einen unrechten Begriff von den Proportionen hier anwendet. Clarke saget mit Recht, daß die Proportionen keine Größen, sondern Proportionen von Größen sind, weil sie sonst Größen von Größen seyn müßten, welches ungereimt seyn würde. Diese Sache ist vor unsre Abhandlung zu weitläuftig, als daß wir sie ausführlich beybringen könnten. Wir wollen also unsere Leser auf die gründliche Gegenantwort * des Herrn Clarke verweisen. Dieser Beweisgrund bleibet also, vor die Wirklichkeit des Raums, gleichfalls unüberwindlich.

Ich könnte noch viele andere Gründe des Herrn Clarken anführen, worauf man nichts weniger, als hinlänglich, geantwortet hat, z. E. daß aus der gegen-

* Fünfte Antwort des D. Clarke §. 54. p. 185.

genseitigen Meynung folgen würde, wenn nur ein Körper in dem Weltgebäude vorhanden wäre; so könnte er ganz und gar keine Bewegung haben; desgleichen, daß daraus folgen würde, ein Körper könne niemals im Ruhestande seyn, weil unter den Dingen, die zugleich und neben einander seyn, doch alle Augenblicke eines oder das andere die Ordnung verändert. Ich könnte noch den Grund, aus der Erfahrung, beybringen, daß es wirklich leere Räume giebt, indem man die Luft aus einem Recipienten heraus pumpen kann, und ich könnte zeigen, der Einwurf sey nicht hinlänglich, daß Strahlen des Lichts und andere subtile Materie darinnen vorhanden seyn können, weil der Mangel des Widerstandes, wenigstens so viel beweiset, daß mehr Leeres, als Materie, darinnen vorhanden sey, und weil man überdiß die Strahlen des Lichts, zur Noth, vermeiden kann. Allein die Schranken unsrer Abhandlung sind vor diese Ausführungen zu enge; und den wenigen Raum, der uns noch übrig ist, müssen wir auf einige Beweisgründe, von unsrer eignen Erfindung, vor die Wirklichkeit des Raums versparen.

Oben kam es, in einem Beweisgrund des Herrn von Leibnitz, darauf an, daß er zeigen müßte, die Sonnenstrahlen könnten unmöglich zu uns gelangen, wenn nicht alles erfüllet sey. Dieses ist aber schlechterdings unmöglich. Vielmehr kann man auf das Wahrscheinlichste darthun, daß die Sonnenstrahlen gar nicht bis zu uns gelangen könnten, wenn nicht der Raum zwischen der Sonne und den Planeten leer sey. Ich glaube, daß ich ohne Widerspruch

voraus

setzen kann, wenigstens in Ansehung dererjenigen, die dem Raum weiter keinen Platz, als in Gedanken, beylegen, daß die Sonne ein irrdisches Feuer sey. Gott bedienet sich, zu seinen Absichten, der allereinförmigsten und natürlichsten Mittel. Da nun die Wirkung der Sonne durch ein irrdisches Feuer ganz wohl erkläret werden kann: so kann man sicher behaupten, daß sie es ist. Folglich sind die Strahlen der Sonne, die bis zu uns gelangen, materiell. Ich glaube nicht, daß die artigen Erfindungen dererjenigen eine Widerlegung verdienen, die das Feuer deswegen aus den materiellen Dingen ausmustern wollen, weil es eine sehr heftige Bewegung der kleinsten Theilgen der Materie ist. Alles kommt darauf an, daß sie das Wort Bewegung in einer hieher nicht gehörigen Bedeutung auffassen: und kann man sich wohl eine Bewegung, ohne Materie, vorstellen? Und gesetzt, daß sie recht hätten, so kann doch das Feuer weiter keine Wirkung haben, als so weit sich die heftige Bewegung, seiner in Brand gerathenen Materie, erstreckt. Es liegt also allemal Materie zum Grunde. Nun deucht mich, ist es ein andrer unumstößlicher Grundsatz, daß die Materie der Materie widerstehet. Dieses ist die einzige Eigenschaft der Materie, welche aus ihrer leidenden Kraft entspringet. Wir werden uns hierüber ein andermal erklären. Auch die subtilste Materie thut Widerstand; und dieser Widerstand kommt weder von der Ferne, noch von der Grobheit der Materie, sondern von ihrer Quantität her. Clarke beweiset dieses durch den Mercurius ganz offenbar. Es folgt also nicht einmal, daß eine

subtile Materie weniger Widerstand thut. Folglich, wenn alles mit Materie angefüllet ist, so müssen die Sonnenstrahlen Widerstand leiden. Nun betrachte man einmal den Unterschied der Sonnenhitze, der auf den hohen Bergen und auf der Fläche des Erdbodens ist, und mache sich daraus ein Vergleichungsmaaß gegen die entsetzliche Weite, die zwischen uns und der Sonnen ist, so wird man befinden, daß es schlechterdings unmöglich wäre, daß das Geringste von den Sonnenstrahlen zu uns gelangen könnte, wenn der Zwischenraum mit Materie erfüllet wäre.

Man wird vielleicht einwenden, daß dieser Unterschied der Sonnenhitze aus der gröbern Luft und der verschiedenen Materie herkomme, welche die Erde in der Nähe umgiebt. Allein, ich habe schon oben gesagt, daß das Grobe oder die Feine der Materie weder mehr noch weniger Widerstand verursachet, sondern daß dieses von ihrer Quantität herkomme. Gleichfalls kann man diese größere Hitze auf hohen Bergen nicht den schwefellichten und feuerreichen Dünsten zuschreiben, die in der Luft, etwan um die Gegenden der Gipfel der Berge wären. Diese Dünste steigen aus der Erden. Es müssen also in heissen Tagen allemal welche im Aufsteigen begriffen seyn. Aus dieser Ursache müßte demnach die Hitze bis auf die Fläche der Erden gleich und einerley seyn. Denn man setzet allzuviel voraus, wenn man sagt, daß diese Dünste allein in der Höhe vorhanden, und daß zu eben der Zeit keine im Aufsteigen begriffen sind. Ja die Hitze müßte dem ohngeachtet auf der Gleiche des Erdbodens größer seyn, wenn man betrachtet, daß die Sonnen-

strahlen auf der Festigkeit des Erdbodens zurückpral-len, und also eine gedoppelte Wirkung verursachen. Alles, was man noch einwenden kann, ist, daß die Materie, welche den Raum zwischen der Sonne und den Planeten erfüllet, von einer, dem Feuer ähnlichen Natur wäre, welche die Sonnenstrahlen mehr beförderte, als aufhielte. Allein, das heißt abermals in einer ungegründeten und unnöthigen Meynung, welche sich ohnedem mit der Ordnung des Weltgebäudes schlecht zusammen reimet, allzuviel voraus setzen. Zu dem ist es noch gar nicht ausgemacht, daß eine dem Feuer ähnliche Materie nicht so viel Widerstand thut, als eine andere. Der Rauch ist, ohne Zweifel, eine Materie, die dem Feuer am allerähnlichsten ist. Ja sie ist selbst eine sehr heftige Bewegung der kleinsten Theile der Materie, und also selbst, gewißer maaßen, ein Feuer. Dennoch thut der Rauch der Hitze des Feuers sehr großen Widerstand. Man mache nur die Probe, und errege in einer geraden Linie, vor einen starken und hellen Feuer, einen Rauch, entweder durch eine schmäuchende Materie, oder durch Zucker, oder auf andere Art. Auf dieser Seite, wo sich der Rauch befindet, wird man in einerley Weite von dem Feuer die Hitze desselben nicht zum dritten Theil so stark befinden, als auf den Seiten, wo vor dem Feuer kein Rauch befindlich ist. Es gehöret also weit mehr darzu, als man zeither vorgebracht hat, nur wahrscheinlich zu erweisen, daß die Sonnenstrahlen, ohne einen leeren Raum, zu uns dringen könnten; und wir werden diesen Erweis wohl vergeblich erwarten.

Wir

Wir könnten noch viele andere Gründe anführen. Wir wollen uns aber nur noch eines einzigen bedienen, der aber in dem Gemüthe unsrer unpartheyischen Leser nicht den geringsten Zweifel nach sich lassen soll. Dieses allein wäre schon hinlänglich, die Feinde des Raums zu überwinden, daß man einen gewissen Raum in Gedanken betrachten kann, vor sich allein, ohne die geringste Absicht auf die Ordnung der um denselben befindlichen Dinge. Ich sage nicht in Gedanken vorstellig machen, sondern betrachten; und dieses kann man in der That thun, ohne daß es eine bloße Vorstellung und Einbildung der Gedanken ist. Allein die Gegner werden es dennoch mit Gewalt darzu machen; und wenn sie nicht weiter kommen können, so werden sie doch die Figur, worunter man sich einen von allen Dingen abgesonderten Raum vorstellt, zu einer Ordnung der Dinge in Gedanken machen. Man muß ihnen also etwas nachdrücklichers entgegen setzen.

Ich bitte demnach alle diejenigen Leser, die aus ihren Zimmern eine freye Aussicht haben, daß sie die Gütigkeit haben wollen, aus ihren Fenstern mit den Augen gerade vor sich gen Himmel zu sehen, solchergestalt, daß ihnen kein sichtbarer Körper ins Gesichte fällt. Sie werden alle sagen müssen, daß sie hier weder Körper noch ein andres Ding erblicken, und sie werden alle einmüthig bekennen, daß sie nicht die geringste Ordnung der Dinge wahrnehmen, weil sie gar kein Ding sehen. Die Herren Gegner aber werden doch vermuthlich so billig seyn, einzuräumen, daß sie mit den Augen betrachtet werden kann. Denn

deswegen ist sie eine Ordnung der Dinge, weil man ein gewisses Verhältniß eines Dinges gegen das andere, und etwas so vorhergehet und etwas anders so nachfolget, wahrnehmen muß. Wenn nun der Raum weiter nichts, als die Ordnung der Dinge ist, die zugleich und neben einander sind, was ist denn dasjenige, was man auf die oben beschriebene Art siehet? Hier sehen sie kein Ding und also auch keine Ordnung der Dinge. Wo nun keine Ordnung der Dinge ist, da kann auch kein Raum seyn; denn der Raum ist ja sonst nichts, als die Ordnung der Dinge, die zugleich sind. Dennoch siehet man was: und was denn? Alle gegenseitige Philosophen werden es selbst sagen müssen: einen Raum. Was vor ungeheure Wiedersprüche! Kann man wohl die Vernunft ärger misbrauchen, wenn man es sich gleich in der That vorgesetzet hätte?

Ich kann nicht das geringste ausfündig machen, was man hierwieder einwenden könnte. Man müßte denn darauf verfallen, daß man sagte, es wären hier dennoch Dinge, nämlich Luft und andere subtile Materie. Hierauf antworte ich, daß ja der Raum, nach ihrer Erklärung, weiter nichts ist, als die Ordnung der Dinge, die zugleich sind; und ich habe ganz unwiederleglich erwiesen, daß man eine Ordnung der Dinge muß mit Augen wahrnehmen können. Wenn nun die Herren Gegner so einsichtig sind, daß sie hier eine Ordnung der Dinge erblicken können, so muß ich freylich die Hand auf den Mund legen; und man kann weit herrlichere Entdeckungen von ihnen erwarten.

Wenn ich demnach alle diese Beweisgründe und die offenbare Schwäche der gegenseitigen vermeyntlichen Beweise genau betrachte, so müßte ich meine Vernunft entsetzlich mishandeln, wenn ich nicht vollkommen überzeugt seyn wollte, daß der Raum keinesweges lediglich in unsern Begriffen, sondern, daß er wirklich vorhanden ist. Ob nun zwar solchergestalt diejenigen Weltweisen ungezweifelt Recht haben, die den Raum vor etwas wirkliches halten, so kann ich doch denen übrigen Begriffen, die sich einige derer selben von dem Raume machen, gar nicht beytreten. Es ist nöthig, daß ich hiervon noch in der Kürze handele.

Newton und Clarke suchen zu behaupten, daß der Raum eine Eigenschaft oder eine Folge aus der Wirklichkeit eines ewigen und unendlichen Wesens sey. Allein zu geschweigen, daß sie sich hier schon selbst widersprechen, indem der Raum, wenn er etwas wirkliches ist, wie sie selbst sagen, oder welches doch ihre Beweise klar in sich halten, nichts zufälliges oder keine moralische Sache seyn kann: so stehen noch diesem Begriffe von dem Raume unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Man muß gestehen, daß der Herr von Leibnitz, da er diesen Begriff wiederleget, sehr stark ist. Er zeiget, es würde daraus folgen, daß Gott nicht in dem Raum wäre. Denn eine Eigenschaft kann wohl in der Sache seyn, nicht aber die Sache in der Eigenschaft. Würde man aber sagen, daß sich der Raum gleichsam in das Wesen Gottes ergösse, oder mit demselben unzertrennlich vereiniget wäre: so würden daraus allerley ungereimte Folgen entspringen. Da der Raum in Theile abgesondert werden kann; da die Körper den Raum er-

 füll-

füllen, da Veränderungen in dem Raume vorgehen, da er in einen Recipienten eingeschlossen werden kann: so müßte man auch alles dieses von dem Wesen Gottes sagen können, oder wenigstens müßte es doch in dem Wesen Gottes vorgehen, welches aber höchst ungereimt ist. Fliesset aber der Raum nur aus dem Wesen Gottes heraus, und ist hernach ein vor sich bestehendes wirkliches Ding, so würde daraus folgen, daß ihm Gott nicht vertilgen oder in nichts verwandeln könnte. Folglich würde er ausser Gott ewig und unendlich seyn. Herr von Leibnitz vergißt noch, daß Clarke gesagt hatte, der Raum habe Grössen und Ausmeßungen. Wenn er nun eine Eigenschaft des Wesens Gottes ist: so müßte derselbe gleichfalls Grössen und Ausmessungen haben.

Auf alle diese Gründe antwortet Herr Clarke sehr schlecht: und er war es auch nicht anders vermögend. Denn dieser Begriff von dem Raume hänget mit seinen vorhergehenden Beweisen vor die Wirklichkeit des Raumes sehr übel zusammen. Er mag sich demnach drehen und wenden, wie er will, so kommt doch allemal die Lehre heraus, daß entweder der Raum Gott selbst ist, oder daß Gott die Seele der Welt ist, oder daß die Welt in Gott ist. Wie ungereimt aber diese Lehrsätze sind, brauche ich hier nicht auszuführen. Dieser Begriff von dem Raume ist also nicht darnach beschaffen, daß wir ihn annehmen könnten.

Dasjenige, worauf der Newtonische Begriff von dem Raume hinaus lauft, haben einige andere Engelländer, z. E. Heinrich Morus und Raphson ausdrücklich behauptet, nämlich, daß der Raum Gott selbst sey. Unter uns haben sie einen beherzten Nachfolger an dem Herrn Doctor Rüdiger gehabt. Er

macht

macht schon unterschiedene Vorbereitungen zu dieser Lehre, da er den Cartesianischen Begriff von dem Raume wiederlegt *; und endlich sagt er es mit ausdrücklichen Worten, daß Gott der Raum sey **. Seine Beweisgründe sind so schlecht, daß man sich wundern muß, wie ein Mann von ziemlicher Einsicht, als Hr. Rüdiger, darauf verfallen können. Sein einziger Philosophischer Beweisgrund ist, daß ein Geist einen Körper umschliessen könne. Das andere beziehet sich auf den vermeyntlichen Beyfall der Schrift und auf die elenden Träumereyen der Rabbinen. Allein nichts ist so falsch, als daß ein Geist einen Körper umschliessen könne. Ein Geist kann unmöglich Theile haben; in jedem Puncte, wo er ist, ist er ganz zugegen; wie kann er demnach ein ausgedehntes Ding, das Theile hat, umschliessen? Die entsetzlichen Folgen, die aus dieser Lehre entspringen, fallen auch von selbst in die Sinne. Die Hölle und die Teufel würden in Gott seyn, und alle Ungerechtigkeit und Bosheit, die in der Welt vorgehet, würde in Gott geschehen: andere ungereimte Folgen zu geschweigen. Man kann also nichts weniger als diesen Begriff von dem Raume annehmen.

Wenn demnach diese Begriffe von dem Raume falsch sind, und wenn dennoch der Raum, wie wir bewiesen haben, nicht lediglich in unsern Begriffen, sondern wirklich vorhanden ist, so fragt es sich, was er ist? Mann kan nicht läugnen, daß diese Frage ungemein schwer zu beantworten ist. Da der Raum keine Eigenschaft und Folge aus dem Wesen Gottes seyn kann, so würde es weit ungereimter seyn,

* Physica Diuin. Lib. 1. cap. 8. sect. 3. 4.
** In append. de monitis censor. p. 790.

wenn man ihn vor eine Eigenschaft oder Folge von den erschaffnen Dingen ansehen wollte. Er ist also ein wirkliches Ding. Allein wir haben nur zwey Classen der wirkl. Dinge, nämlich Geister und Körper; zu welcher Classe werden wir also den Raum rechnen? Ein Geist kann er nicht seyn; denn wir haben den Augenblick vorher gefunden, daß ein Geist keine ausgedehnten Dinge in sich schliessen kann. Ein Körper kann er gleichfalls nicht seyn; denn es schliesset in der That einen subtilen Wiederspruch in sich, ein Raum, das ist nach unserm Beweis, an und vor sich selbst ein leeres Ding, und doch körperlich seyn. Alle unsre Beweisgründe widerstreiten auch diesem Begriff. Denn entweder er würde alsdenn mit den Körpern einerley seyn, wie Cartesius gesagt, oder er würde eine Ordnung der körperlichen Dinge seyn, und ohne Körper nicht bestehen können, wie die Herren von Leibnitz und Wolf behaupten. Man kann auch die Bewegung und die Ordnung des Weltgebäudes mit diesem Begriffe nicht zusammen reimen. Diese Schwierigkeiten sind also unüberwindlich, und es ist gewiß, daß er weder Geist noch Körper seyn kann.

Allein, werden wir wohl den Raum aus der Wirklichkeit der Dinge ausmustern dürfen, weil wir sein Wesen nicht erkennen? Wird es wohl einen Schluß wider die Wirklichkeit des Raums abgeben, daß er unter die Classe der Dinge nicht gebracht werden kann, die wir wissen, daß sie vorhanden sind? Ich halte es nicht. Wir erkennen das Wesen der Dinge noch sehr wenig; nur das Aeusere von den Werken Gottes erkennen wir. Wenn also unsere Unerkenntniß so viel wirken könnte, daß wir an der Wirklichkeit der Dinge zweifeln dürften, so würden

wir

wir an den meisten Dingen zweifeln müssen; denn das Wesen der Dinge ist uns grösztentheils verborgen. Wir würden auch sehr verwegen schliessen, wenn wir behaupten wollten, daß Gott sonst nichts, als Geister und Körper, hätte erschaffen können, und wenn wir Gottes Allmacht und Weisheit durch die aus unsrer Unerkenntniß herrührende Eintheilung der Dinge Schranken setzen wollten. Es können in der großen und unbegreiflichen Stadt Gottes noch viele andere Dinge seyn, die weder Geister noch Körper sind, ohne daß sie deswegen nicht wirklich seyn werden.

Wenn ich demnach in der Kürze meine Begriffe von dem Raume sagen soll, so sind es folgende: Da es ganz unläugbare Vernunftschlüsse beweisen, und da es die Einrichtung des Weltgebäudes ganz unumgänglich erfordert, daß der Raum nicht nur in unsern Begriffen, sondern wirklich vorhanden seyn muß, wenn wir nicht auf leere Einbildungen und Träumereyen verfallen wollen: so ist der Raum ein wirkliches Ding, ob wir gleich seine Natur und Wesen nicht einsehen können. Weil ausser Gott keine ewigen und unendlichen Dinge vorhanden seyn können, und weil Gott zu seinem Daseyn keines Raums nöthig hat: so ist er erschaffen. Die Weisheit Gottes hat diese Erschaffung vor nöthig gefunden, weil etwas da seyn mußte, worinnen die Dinge vorhanden seyn könnten. Da er erschaffen ist, so kann ihm Gott auch wieder vernichten. Allein er wird dieses nicht thun, weil bis in alle Ewigkeiten Dinge vorhanden seyn werden, die zur Welt gehören. Endlich ist nach meiner Erklärung der Raum der Aufenthalt der Dinge und der Begriffe.

Zum Beschluß muß ich noch eine kleine Erinnerung machen. Diejenigen Weltweisen, welche zeither die Wirklichkeit des Raums geläugnet haben, werden diese Abhandlung, nachdem sie dieselbe gelesen haben, unter einer großen Zufriedenheit mit sich selbst mit einem hönischen Lächeln bey Seite legen, und das bescheidenste, was sie bey sich selbst denken werden, wird gewiß folgendergestalt lauten: Man siehet es wohl, werden sie sagen, daß der Verfasser noch allzusehr an den Sinnen und der Einbildungskraft klebet; und in die höhere Vernunft ist er noch gar nicht eingedrungen. So werden sie gewiß sagen. Denn so weit ist es mit der Weltweisheit gekommen, daß man glaubt, alle sinnreiche Träumereyen entstünden in einer weit höhern Sphäre der Vernunft, die von dem Betrug der Sinnen und der Einbildungskraft unendlich weit entfernt wäre. Allein ich kann ihnen nicht bergen, daß mich dergleichen Reden im geringsten nicht rühren. Ich weis sehr wohl, daß diejenigen schlechte Weltweisen sind, die nicht weiter gehen, als sie die Sinnen leiten. Allein ich weis auch, daß alle leere Erfindungen in der Weltweisheit daher entstehen, daß man die offenbaren Wahrheiten der Sinne, durch einen vermeyntlichen höhern Gebrauch der Vernunft, aus den Augen setzet. Wenn diesen Herren die Wahrheit lieb ist, sie mag herkommen, von wem sie will, so werden sie es nicht übel nehmen, daß ich einen kleinen Unterricht in der Sache gebe.

Vermuthlich werden sie doch die Gütigkeit haben, einzuräumen, daß uns Gott die Sinnen nicht umsonst gegeben hat, vielweniger, daß wir dadurch geäffet und betrogen werden sollten. Dieses würde

sich

sich mit der Weisheit eines allerhöchsten Wesens, und mit der Gütigkeit gegen seine Geschöpfe schlecht zusammen reimen lassen; und man kann ohne Gotteslästerung nicht darauf verfallen. Hieraus folget nun, daß folgende Grundregel unumstößlich wahr ist. Alles, was wir mit den Sinnen erkennen, ist ganz ohnfehlbar wahr, und ist wirklich vorhanden; allein die Art und Weise, wie es ist, läßt sich durch die Sinnen ohne Irrthum nicht allemal bestimmen. Man müßte sich eine wunderliche Vorstellung von Weltweisen machen, welche diese Grundregel nicht annehmen wollten. Man nimmt auch diesen Satz an. Ich habe ihn vor kurzen in einer Schrift gelesen*, welche die Monaden, eine eben so leere Erfindung, als die Ausrottung des Raumes ist, vertheidiget, und welche die Begriffe der Sinnen sehr bestreitet, die aber sonst sehr wohl geschrieben ist, und die viel nützliche Sachen in sich enthält. Allein, es ist nur zu bedauren, daß man diese Regel im Philosophiren nicht allemal anwendet. Daraus entstehen aber eben die leeren Erfindungen in der Weltweisheit, und daß man alle sinnreiche Träumereyen so gleich vor Wahrheiten annimmt. Wenn nun die gegenseitigen Weltweisen diese Grundregel bey meiner Schrift anwenden wollen; so wird sie ihnen vielleicht nicht verächtlich scheinen. Wir erkennen ganz unstreitig durch die Sinnen, daß der Raum ist. Also kann er kein Unding seyn, sondern er ist wirklich vorhanden. Die Art und Weise aber, wie der Raum ist, hat niemand durch die Sinnen begreiflich machen wollen.

* Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper, §. 12. p. 7.

* *

Schreiben der Schnürbrüste an das Frauenzimmer.

Edle, vernünftige und mitleidige Schönen!

So bald uns die mächtigen Hände der Schneider aus den möglichen Arten der Kleidungsstücke herausgenommen und wirklich gemacht haben; so haben wir auch die traurige Beschaffenheit, in der wir uns befinden, mehr als zu wohl empfunden; und wir sind mit demjenigen Modenverstande übel zufrieden gewesen, in dessen Begriffen wir zuerst entstanden sind. Wir haben auch allerley Versuche gewagt, unsern betrübten Zustand zu erkennen zu geben. Wir haben geächzet; wir sind öfters aus Ungeduld von einander geborsten: und wir haben manchmal gar so viel Kräfte gehabt, einen kläglichen Laut von uns zu stoßen. Allein alle unsere Bemühungen sind vergeblich gewesen. Sie, vortreffliche Schönen, haben entweder ihre sonst mitleidigen Ohren vor unseren kläglichen Bemühungen verschlossen, oder sie haben keine Achtsamkeit darauf gehabt, weil sie sich vielleicht die elende Beschaffenheit nicht eingebildet haben, in der wir uns befinden. Wir sehen also keinen andern Weg vor uns, als daß wir unsre Zuflucht zur Feder nehmen, um Ihnen in einem demüthigen Schreiben von dem Jammer einen mehemüthigen Abriß zu machen, der uns von allen Seiten dränget. O! daß wir doch rührende Ausdrücke genug finden könnten, um in den Herzen unsrer vernünftigen und mitleidigen Gebietherinnen einen Entschluß zu veranlassen, den wir wünschen, und der unsrer Noth allein ein Ende machen kann.

Wenn

Wenn wir zur Bosheit und Grausamkeit geneigt wären: so würde uns unsre Beschaffenheit eben so gar elend nicht vorkommen. Es würde uns alsdenn ganz gleichgültig seyn, zu was vor Endzweck man uns gebrauchen wollte; und wir würden es so gar mit einem boshaftigen Vergnügen ansehen, das wir Werkzeuge des Unglücks und des Mordens sind. Allein unsre Natur ist sehr mitleidig und weichmüthig, ohngeachtet sich der grausame Vorsatz der Schneider beständig bestrebet, uns unsern Endzweck gemäß, nämlich hart und unempfindlich zu machen. Wir haben aber nicht geglaubt, daß sich eine solche Natur vor uns schickt, da wir die Ehre haben, solche edle und mitleidige Herzen zu umschließen: und unser Schutzgeist, der uns vorgesetzet ist, hat uns beständig in dieser gütigen Natur zu erhalten gewust. Stellen sie sich demnach, mitleidige Schönen, den traurigen Zustand vor, in dem wir uns befinden. Sie können dieses am allerlebhaftigsten, weil sie selbst die gütigsten Herzen haben. Unsere Natur ist gütig: und wir sollen doch Unglück und Grausamkeit ausüben. Welche betrübte Beschaffenheit! Erlauben sie aber, daß wir unsern Jammer umständlicher vor ihnen ausschütten dürfen.

Sobald wir in Dero zarten Kindheit ihre artigen Leiber umgeben; so müssen wir auch die traurigsten Klagen und Vorwürfe von Dero Eingeweide anhören. Ein klägliches Aechzen und Winseln. das wir beständig darinnen vernehmen, erregt ein wehmüthiges Mitleiden in uns; und die Unmöglichkeit, die wir vor uns sehen, ihnen zu helfen, ist selbst ein Schmerz, der uns auf das grausamste foltert. Hierbey fallen noch alle Ausbrüche des Zorns

und des Schmerzens auf uns; und wir allein sollen die Sünder und die Urheber des Unglücks seyn. Dero kostbaren Eingeweide werfen uns auf das bitterste vor, daß wir die Ordnung der weisen Natur umkehren. Sie sagen, daß wir die Gesetze des Wachsthums verändern, und sie zwingen ihren Wachsthum an einen andern Ort auszubreiten, als den die Natur verordnet hat. Sie rufen Weh! über uns, weil wir oftmals an Dero frühzeitigem Tode, liebenswürdige Schönen, einzig und allein Ursache wären; und sie wünschen, daß uns die Rache der mächtigen Natur, die wir beleidigen, zerschmettern möge. Was vor ein betrübter Zustand vor uns, die wir wider unsern Willen unschuldige Werkzeuge des Schmerzens und des Unglücks abgeben müssen, und die wir ohnedem dadurch in die schmerzlichste Wehmuth gesetzet werden.

Wenn sie sich vollends, vortreffliche Gebietherinnen, mit uns unglücklichen Werkzeugen zu Tische setzen, so können wir den Jammer nicht gnugsam beschreiben, von dem wir traurige Zeugen seyn müssen. Wie vielmal sind nicht Dero Magens nnd Gedärme, nach vielen jämmerlichen Klagen und Seufzen, endlich in diese ungeduldige Worte ausgebrochen: Was zum Henker sind denn das vor verkehrte Dinge in der Welt! Man stopfet in uns hinein und erfüllet uns, und dennoch verwehret uns ein verdammter Kerker, daß wir uns ausbreiten können. Siehet man denn nicht ein, daß wir Raum haben müssen, wenn wir Speise einnehmen sollen? Weiche doch, verfluchte Schnürbrust! Was soll denn das verdammte Gedränge? Mörderische Tyrannin! Hast du denn deine grausame Lust an unserm Untergange, oder siehest du nicht, daß du uns aufopferst, wenn

du nicht weichst? Solche betrübte Klagen und Vorwürfe, die uns gleichsam das Herz durchbohren, müssen wir anhören; und wir können sie ganz wohl hören; denn Dero zarte Haut und Hemde ist keine große Hinderniß vor unsre leisen Ohren. Vergeblich suchen wir uns mit der Unmöglichkeit zu schützen, und vergeblich stellen wir ihnen vor, daß wir mit unsern äußersten Schmerz an ihrem Unglück Ursache sind. Wir läugnen es nicht, der traurige Zustand, worinnen wir uns befinden, hat uns öfters den verzweifelten Vorsatz eingegeben, die unglücklichen Bande zu zerreißen, die uns zusammen halten. Allein der unselige Fleiß des Bordenwirkers hat sie gemeiniglich so fest gemacht, daß alle unsre Bemühung vergeblich ist: und wenn es uns auch dann und wann gelingt: so ist es doch nur eine Galgenfrist, die wir uns und Dero äuserst geplagten Eingeweide verschaffen. Die grausamen Hände der Kammerjungfern oder der Jungen-Mägde wissen den Schaden gar bald wieder auszubessern, und die vorige Pein wieder herzustellen.

Ohngeachtet es gar nicht zu vermuthen ist, vernünftige Schönen, daß wir die Verwegenheit haben sollten, ungegründete Klagen vor Dero Füsse auszuschütten; so können wir uns noch auf Dero eignes Zeugniß berufen. Sie empfinden die Quaal mehr als zu wohl, die Dero Eingeweide beängstiget. Allein statt dessen, daß sie uns, die wir mit äußerstem Verdruß eine unschuldige Ursache hiervon sind, nicht die geringste Schuld beymessen sollten; so müssen wir gleichfalls die Ausbrüche Dero Zorns, den die Schmerzen aufbringen, über uns ergehen lassen. Wie oft haben wir nicht von ihnen hören müssen: die

ver-

verfluchte Schnürbrust peiniget mich über alle maßen. Wir können nicht bergen, daß uns solche Worte auf das äußerste kränken; und wenn es uns erlaubt ist, zu sagen, vernünftige Schönen, sie handeln hierdurch mit uns sehr unbillig. Nicht wir, sondern Sie selbst und die verfluchte Mode sind es, die Sie peinigen. Wir hingegen, die wir ohnedem in dem traurigsten Zustande von der Welt sind, werden hierdurch vollends in einen Abgrund von Quaal und von Herzeleid gestürzet. Wenn uns so gar diejenigen verfluchen wollen, die uns wider unsern Willen zu ihren Absichten gebrauchen, und die uns dadurch in eine sehr betrübte Beschaffenheit stürzen; so wissen wir weiter in unserm Kummer und Elend keine Zuflucht: und wir sind die unglücklichsten aller Dinge, und die elendesten aller Schneider-Creaturen. Sollten wir so unglücklich seyn, daß unsere wehmüthige Vorstellung keinen weitern Eindruck bey ihnen machte: so bitten wir wenigstens demüthig, daß sie uns nach Dero hohen Vernunft und Billigkeit mit dergleichen grausamen Vorwürfen nicht weiter zu beängstigen die Gütigkeit haben wollen.

Diese Vorwürfe, so schmerzlich sie uns schon rühren, sind noch gar nichts gegen diejenigen, die wir erst nach Dero frühzeitigem Tode auszustehen haben. Wenn sie sich, vortreffliche Gebietherinnen, durch uns unglückselige, aber unschuldige Werkzeuge das Leben selbst abkürzen: so pflegen Dero Seelen alsdenn gar bald zur Erkenntniß der Ursachen ihres frühen Todes zu gelangen. Haben sie nun dieses Leben mit Verdruß verlassen: so fällt aller Zorn und Unwille auf uns geplagten Schnürbrüste. Tausend Vorwürfe und Scheltworte bestürmen

men

men uns alsdenn. Wir werden verflucht, und der Tag unsrer Verfertigung wird unter die unseligsten Zeiten gezählet. Mörderische Schnürbrust! heißt es alsdenn gemeiniglich, wenn sie uns von ohngefähr antreffen, du, du allein bist Schuld daran, daß ich jetzo einen liebenswürdigen Gemahl und eine einzige geliebte Frucht einer glücklichen Ehe so bald verlassen muß. Du! du! grausame Bruth einer tyrannischen Gewohnheit! beraubest mich eines unschuldigen Vergnügens, das ich noch lange hätte genießen können. O daß doch dich und dein verfluchtes Geschlechte die gerechte Rache treffe, die ihr verdienet! O daß ihr doch und euer ganzes Andenken auf einmal von dem Erdboden ausgetilget würdet, worauf ihr so viel Unheil anrichtet. Gemeiniglich fallen alsdenn Dero abgeschiedenen Seelen mit der äusersten Wuth über uns her, um uns in tausend Stücken zu zerreißen. Wie glücklich wären wir nicht, wenn ihr Vorsatz mit ihren Kräften übereinkäme. Wir wünschen ja nichts mehr als unsere gänzliche Vernichtung. Allein zum Unglück vor uns haben diese Seelen nur vergessen, daß sie ihren Körper abgelegt haben; und alle ihre Wuth ist nicht vermögend, einen einzigen Zwirnsfaden von uns zu zersprengen. Wir bleiben also vorhanden. Allein in dem beweinenswürdigsten Zustande von der Welt. Vom Verdruß und Schmerz genaget über den Endzweck, worzu wir bestimmt sind, und von Wehmuth und Jammer auf das äuserste gefoltert über des Unheil, das wir wider Willen verursachen müssen, sollen wir noch den Gegenstand des Zorns und der Verfluchung dererjenigen abgeben, die uns zu ihren Absichten gebrauchen, ohne daß wir uns widersetzen können.

Wir

Wir glaubten wenigstens darinnen einen Trost zu finden, daß vielleicht die letzten Vorwürfe wenig Grund haben könnten; und wir wären vielleicht eine sehr entfernte Ursache des frühzeitigen Todes vieler Frauenzimmer. Die Vornehmsten unter uns, als sie in einer Assemblee bey der Gräfin von * * * versammlet waren, trugen dannenhero unserm Schutzgeist Amidor auf, sich nach der Wahrheit dieser Sache genau zu erkundigen; und wenn nur dieses nicht wahr wäre: so beschlossen wir unsere übrige elende Beschaffenheit mit großmüthiger Geduld zu ertragen. Allein Amidor, der sich in dem ihm aufgetragenen Geschäffte viele Mühe gegeben hatte, versicherte uns endlich, daß es leider nur allzu wahr wäre. Er zeigte uns sehr deutlich, indem wir unglückseligen Schnürbrüste den Leib von Kindheit an einpreßten, und ihn zwängen, in eine ganz andere Form zu wachsen, als es der Natur gemäß wäre; so könnte es schlechterdings nicht anders möglich seyn, als daß die Eingeweide, die in dem obern Schmeerbauch ihren Wachsthum hätten ausbreiten sollen, besser herunter in den untern Schmeerbauch wachsen müßten: und hieraus könnte nichts anders, als ein ungesunder Leib, und endlich ein frühzeitiger Tod entstehen. Er erwies uns, daß diejenigen Weiber, die uns von Kindheit an getragen hätten, tausendmal mehr der Gefahr ausgesetzet wären, in dem Kindbette zu sterben, als Weiber von der Sorte des Pöbels, die ihren Leib nicht also misgehandelt hätten. Hierbey hatte er sorgfältige Betrachtungen über die Todesfälle in der Welt angestellet. Er hatte befunden, daß Weiber von angesehenem Stande in der That zehenmal mehr in dem Kindbette stürben, als Weiber

ber von der Classe des Pöbels, ungeachtet sich diese durch ihre harte Arbeit wahrscheinlicher weise weit eher verwahrlosen müßten. Er hatte wahrgenommen, daß unter den angesehenen Leuten in einer jeden Stadt allemal eher zwanzig Männer gefunden würden, die mehr als eine Frau gehabt hätten, oder deren Weiber frühzeitig gestorben wären, ehe man eine einzige Frau ausfindig machen könnte, die mit mehr als einem Mann verheirathet gewesen wäre, da es doch wahrscheinlicher wäre, daß mehr Männer frühzeitig sterben müßten, in Ansehung des unordentlichen Lebens, womit viele Mannspersonen in ihrer Jugend ihre Natur schwächen, und welches man hingegen bey dem Frauenzimmer nicht gewahr würde. Wir sind also von dem Unheil leider! versichert, das wir in der Welt anrichten. Wir sind überzeugt, daß wir die Mörder vieler Frauenzimmer sind. Unselige Wirkung! die wir wider unsern Willen hervorbringen müssen, und die uns in dem Reiche der Kleidungsstücke zu dem allerunwürdigsten und abscheulichsten Wesen macht. Allein was für Schmerz für uns! Man zwinget uns, grausame Ungeheuer zu werden, und wider so verehrungswürdige Geschöpfe zu wüten; uns, die wir die gütigste Natur haben, und die wir uns nichts weniger als grausam bezeugen würden, wenn es möglich wäre, daß wir in einer andern Beschaffenheit vorhanden seyn könnten. In der That ist es uns nicht länger möglich, solche grausame Wütriche und Scheusale der Natur abzugeben; und in dieser Absicht geschieht es, daß wir uns, vortreffliche Schönen, zu Dero Füßen niederwerfen, und durch unsere wehmüthige Vorstellungen Dero vernünftiges und mit-

leidiges Herz zu rühren, daß sie einen Entschluß fassen, der unsere unselige Beschaffenheit aufhebet. Vernichtigen sie uns doch, vernünftige Gebietherinnen! Wir suchen und wollen nichts mehr, als unsere Vernichtigung; und wir wollen mit Vergnügen aus der Wirklichkeit in die Arten der möglichen Kleidungsstücke zurückkehren, wenn wir nur der abscheulichen und grausamen Dienste entübriget seyn können, worzu wir uns zeither mit der schmerzlichsten Wehmuth haben gebrauchen lassen müssen.

Sie werden vielleicht einwenden, vortreffliche Gebietherinnen, daß sie diesen Entschluß nicht fassen könnten, weil wir zu ihrer Schönheit etwas beytrügen und eine Geschicklichkeit des Leibes zuwege brächten. Erlauben sie uns aber, daß wir uns in tiefster Demuth die Freyheit nehmen, unsere gegründete Vorstellungen dargegen zu machen.

Wir hoffen nicht, vernünftige Schönen, daß sie es übel nehmen werden, wenn wir ihnen in gehorsamster Ehrerbiethung sagen, daß diese Geschicklichkeit lediglich in der Einbildungskraft bestehet. Es ist ein Vorurtheil, wie tausend andere Dinge in der Welt, woraus diese vermeynte Schönheit entspringt; und die verblendeten Augen der Menschen halten es vor schön, weil es ihnen die einmal eingeführte Gewohnheit also eingebildet hat. Was kann man vor Grund haben, einen Leib vor schön zu halten, der in der Gegend des Nabels etwan die Hälfte des Umfangs hat, die er in der Gegend der Brust ausmacht? In der That nicht den geringsten. So wohl in den Begriffen von der Schönheit und Geschicklichkeit, als in den Begriffen von einem Leibe lieget nicht der geringste Grund, der aus dieser Sache

eine wahre Schönheit machen könnte. Uns deucht vielmehr, daß gerade das Gegentheil daraus erfolgt. Die Schönheit ist eine Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Wenn wir dieses auf die Begriffe von einem Leibe anwenden, so muß vielmehr ein starker Absatz oder Eindruck über den Hüften eine Häßlichkeit ausmachen. Denn es stimmet ohne Zweifel nicht mit dem Endzweck eines Leibes überein, daß er in der Gegend, wo er Eingeweide und Speisen in sich schließen soll, schmal und eingedrückt seyn kann. In der That, wer eine so genannte geschickte Taille ohne das Vorurtheil der einmal eingeführten Gewohnheit betrachtet, dem kann es nicht anders als häßlich vorkommen, daß die Hüften eines Frauenzimmers eine halbe oder Viertheil Elle heraus stehen. Der Begriff von einem schönen Leibe bey allen andern Geschöpfen in der Welt erfordert gerade das Gegentheil; und Don Quichotte würde sonst nicht geirret haben, daß er seinen Roßinante vor das schönste Pferd in der Welt gehalten hätte.

Damit wir diese Wahrheit um so überzeugender machen; so wollen wir uns auf die weisen Bildhauer berufen, die gewiß von der Geschicklichkeit einen guten Geschmack haben. Haben sie noch wohl jemals, vortreffliche Schönen, eine Statue eines Frauenzimmers von der Hand eines geschickten Künstlers gesehen, welche diese so genannte geschickte Taille gehabt hätte; und würde wohl ein vortrefflicher Bildhauer unterlassen, seinen Werken diese Vollkommenheit zu geben, wenn es in der That eine Schönheit und Geschicklichkeit wäre, daß ein Leib über den Hüften einen starken Eindruck und schmälern Umfang hätte? Wenn sie vollends auf

eine recht sinnliche Art überführet seyn wollen, daß diese Sache an sich selbst die größte Häßlichkeit ist; so lassen sie sich nur eine Drechsler-Puppe holen, welche ein Frauenzimmer vorstellt. Eben dadurch wird eine solche Puppe häßlich, weil die Drechsler nicht ermangeln, diese vermeyntliche geschickte Taille nachzuahmen.

Wie ist es auch möglich, vernünftige Schönen, daß ihnen der unumstößliche Grundsatz unbekannt seyn kann, daß nichts schön in der Welt ist, als was natürlich ist. Zu Folge dieses Grundsatzes muß alles dasjenige ganz unstreitig häßlich seyn, was die Einrichtung und die Absicht der Natur ändert. Betrachten sie nunmehr diese Sache mit unpartheiischen Augen; so werden sie finden, daß wir zeither nicht zu ihrer Schönheit, sondern zu ihrer Häßlichkeit etwas beyzutragen das Unglück gehabt haben. Wenn es in der That eine Schönheit wäre, um die Gegend der Hüfte einen schmalen Leib zu haben; so würde der weise Schöpfer, der seinem Geschöpfe alle mögliche Vollkommenheiten hat geben wollen, die Leiber der Frauenzimmer gewiß also gebildet haben. Warum ändern und künsteln sie demnach, vernünftige Schönen, an den Werken Gottes, die allemal schön sind, und an welchen die vermeynte Verbesserung nothwendig allemal zur Häßlichkeit werden muß? Und wie kommen wir unglückseligen Schnürbrüste darzu, daß wir uns zu einer so üblen Absicht gebrauchen lassen müssen? Wahrhaftig! wenn sie nur ein klein wenig nachsinnen wollen! so sind sie viel zu vernünftig, als daß sie uns nicht den Augenblick in unser erstes Nichts verwandeln sollten.

Die Gewohnheit ist ein grausamer Tyranne, welcher den gesunden Verstand der Menschen unter sein barbarisches Joch zwinget. Sie verblendet die Augen der Völker, daß sie das Lächerliche in ihren eigenen Gewohnheiten niemals gewahr werden, ob sie es gleich an den Gewohnheiten anderer Völker ganz wohl einsehen. Was hat man nicht über die Scythen gelacht, daß sie spitze Köpfe für eine Schönheit hielten, und dannenhero durch drücken und allerley Zwangsmittel die Köpfe ihrer Kinder in solche Form wachsend machten? Wie lachen nicht die Europäer über gewisse asiatische Völker, deren Frauenzimmer sehr kleine Füße für eine große Schönheit ansehen, und also den Wachsthum der ihrigen durch Einpressung in Stock und Eisen von Kindheit an verhindern? Ist es uns erlaubt, die Wahrheit zu sagen, vernünftige Schönen, so ist es eben so lächerlich, wenn man seinem Leibe eine andere Gestalt geben will, als ihn die Natur mitgetheilet hat, und als es ihre weise Absicht erfordert, indem eben diese Gegend, die man unnatürlich einpresset, zur Beherbergung der Eingeweide und der Speisen bestimmt ist, und also Ausdehnung nöthig hat. Dieses glauben wir, ist eben so lächerlich, ja gewissermaßen weit lächerlicher, als wenn man spitze Köpfe und ungewöhnlich kleine Füße erzwingen will. O wenn sie doch, vernünftige Gebietherinnen, ihren sonst vortrefflichen Verstand recht gebrauchen und die unglückliche Binde abreißen wollten, welche die tyrannische Gewohnheit vor ihre Augen gezogen hat! Wir versichern uns, daß sie alsdenn einsehen würden, wie übel wir unglückseligen Werkzeuge zur Vermehrung

ihrer Schönheit etwas beytragen, und unsere Erlösung würde vorhanden seyn.

Alles, womit sie unsere so sehnlich gewünschte Verrichtuug noch bestreiten werden, wird vielleicht darinnen bestehen, daß sie uns zu gewissen Kleidungsarten unumgänglich nöthig haben. Allein lassen sie sich, mitleidige Schönen, durch diese ungegründete Ursache, von der Erbarmung gegen uns nicht abhalten. Sind sie nicht unumschränkte Herren über alle Moden und Kleidungstrachten? Wer zwinget sie wohl, gewisse Kleidungsarten zu tragen oder nicht zu tragen? Eben die Erfindung solcher unseligen Trachten, die eine so genannte Taille erfordern, hat auch unsere unglückliche Erfindung und Wirklichkeit verursachet. Es scheinet, als wenn die Modenwelt jetzo um einen guten Theil vernünftiger geworden wäre. Die mehresten Kleidungsarten sind so beschaffen, daß man gar nichts von einer so genannten guten Taille darinnen wahrnehmen kann. Sie haben also, vernünftige Schönen, von Seiten der Mode keinen unüberwindlichen Widerstand zu gewarten. Sie haben nur noch einen Schritt zu thun, um uns ganz und gar zu vernichten. Wie selig würden wir die jetzigen Zeiten preisen, wenn diese vernünftige Aenderung darinnen geschehen sollte.

Befürchten sie nicht, vortreffliche Schönen, daß sie hierdurch die Hochachtung und Liebe der Mannspersonen einbüßen werden! Es wäre in der That viel, wenn vernünftige Mannspersonen nicht einsehen wollten, daß diese vermeynte Schönheit und Geschicklichkeit lediglich in der Einbildungskraft und in einem Vorurtheil beruhet. Denn entweder die so genannte Taille ist der Bildung der Natur gemäß,

oder sie ist ihr zuwider. Ist das letztere; so kann sie unmöglich eine Schönheit seyn. Denn Gott hat seinen Geschöpfen alle Vollkommenheiten gegeben, die möglich waren. Ist aber die so genannte Taille der Bildung der Natur gemäß, und ist sie folglich eine wahre Schönheit; so folgte daraus unumgänglich, daß alle Mannspersonen in diesem Stücke häßlich und unförmlich wären. Gleichwie aber dieses weder Mannspersonen noch Frauenzimmer einräumen werden, weil auch die letztern noch immer Mannspersonen finden, die sie für schön halten, und woran ihnen der Mangel der Taille nicht unförmlich vorkömmt; so kann man auch unmöglich sagen, daß der weise Schöpfer die Körper der beyderley Geschlechter auf verschiedene Art gebauet habe. Folglich ist es ganz unstreitig wahr, daß die vermeynte Schönheit der Taille weiter nichts, als ein elendes Vorurtheil ist; und ein vernünftiger Mensch wird wohl niemand wegen Mangel einer solchen Schönheit, die einen so üblen Grund hat, weniger hochachten. An der Hochachtung und Liebe der unvernünftigen wird ihnen aber, vernünftige Schönen, vermuthlich wenig gelegen seyn. Am allerwenigsten aber werden sie sich dadurch anreizen lassen, eine vermeynte Schönheit beyzubehalten, die ihrer schätzbaren Gesundheit so nachtheilig ist. Sie sind ohnedem nicht versichert, ob nicht die Mannspersonen diese vermeyntliche Schönheit ehedem aus gewissen Absichten erfunden, und dem Frauenzimmer eingebildet haben, so wie die falsche Schönheit der kleinen Füße unter den asiatischen Völkern nichts anders als eine ganz bekannte Absicht der Mannspersonen zum Grunde hat. Lassen sie sich demnach, mitleidige Schönen,

durch diese ungegründeten Ursachen nicht abhalten, unserm traurigen Zustand ein Ende zu machen! Haben sie Mitleiden mit dem Jammer und Elend, das uns von allen Seiten bedrängt! Vernichtigen sie uns! Dieses ist die einzige Vergeltung, die wir für so viel unselige Dienste erwarten, und wodurch sie eine That unternehmen werden, die ihnen selbst und uns heilsam ist. Die Nachwelt wird ihnen dafür an unserer statt das höchst verdiente Lob und Dank abstatten, indem wir nicht lange mehr zu seyn hoffen

Dero

unglückliche und betrübte Verehrer

Die Schnürbrüste.

T = .

* *

Rechtlicher Beweis, daß der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Reichsstände rechtmäßiger Richter sey.

Die Unpartheylichkeit soll von rechtswegen eine der vornehmsten Eigenschaften eines jeden Schriftstellers seyn. Am allermeisten aber ist sie demjenigen nöthig, der in dem Staatsrechte schreibt. Man kann dasjenige von ihm erfordern, was der berühmte Gregorius Leti von einem Geschichtschreiber erfordert, nämlich, daß er weder Religion noch Vaterland haben müsse; und man könnte noch hinzusetzen, es sey nöthig, daß er auch gar keinen Geldbeutel hätte. Denn die Liebe zu diesen drey Dingen pfleget gemeiniglich alle Partheylichkeit, und die Vertheidigung ungegründeter Sä-

he

ße zu veranlassen. Unterdessen ist es sehr gewiß, daß die Liebe zur Wahrheit allen andern Betrachtungen vorgehen sollte. Weder die Liebe des Vaterlandes, noch der Religion; am allerwenigsten aber die Geldbegierde, sollten über sie siegen. Wenn unser Vaterland unrecht hat, so verdienet es keiner Vertheidigung; und weder die Liebe noch die Pflichten eines rechtschaffenen Mannes gegen sein Vaterland erfordern, daß er die Wahrheiten aus den Augen seße, und dessen ungerechte Sache als gerecht vorstelle, oder dessen Gerechtsame zur Ungebühr erweitere. Eben so ist es mit der Religion beschaffen. Die Liebe zu derselben muß uns die Augen nicht verkleistern, daß wir die Wahrheit nicht erkennen können. Wenn wir unserer Religion auch noch so viel Gerechtsame beylegen: so wird dieses nicht den geringsten Nutzen haben. Die gegenseitigen Staatsrechtsgelehrten werden mit der ihrigen eben also verfahren. Statt dessen also, daß diese Wissenschaft darzu dienen sollte, die Uneinigkeiten im römischen Reiche zu schlichten und zu verhüten; so wird sie vielmehr ein Zunder werden, der sie anfeuret. Ein rechtschaffener Mann, wenn er viele Begebenheiten Deutschlandes ohne Vorurtheile betrachtet, wird in der That wahrnehmen, daß die Staatsrechtsgelehrsamkeit leider darzu gedienet hat. Ich will nicht hoffen, daß ich jemals in diese Irrwege verfallen werde. Wenigstens gehet alle meine Sorgfalt dahin, vollkommen unpartheyisch zu seyn, und einem jeden Gerechtigkeit und Wahrheit wiederfahren zu lassen: und hiervon sollen uns keine Betrachtungen zurück halten. Gegenwärtige Abhandlung wird hiervon eine Probe abgeben können. Ich bestreite

darinnen einen Irrthum, der fast allen evangelischen Staatsrechtsgelehrten gemein ist; dem Freyherrn von Lynker und etliche wenige ausgenommen. Vielleicht ist die Liebe zur Religion eine Quelle desselben. Ich habe aber schon gesagt, daß diese über einen rechtschaffenen Mann zum Nachtheil der Wahrheit keine Wirkung haben muß.

Die meisten evangelischen Staatsrechtsgelehrten behaupten fast einmüthig, daß der Kaiser gar keine geistliche Gerichtsbarkeit habe: und der Herr Geheime Rath Moser, der sonst in Ansehung der Gerechtsamen des Kaisers, sehr unpartheyisch verfährt, ist selbst dieser Meynung *. Es ist dieses sehr leicht gesagt, aber schwer bewiesen. Gemeiniglich widerspricht man sich endlich selbst. Sie gestehen fast ohne Unterschied ein, daß der Kaiser und die höchsten Reichsgerichte über den Besitz geistlicher Güter, und die Stöhrung desselben, erkennen könne, und was vor unzählige Beyspiele haben wir nicht, daß Evangelische dieses selbst gesucht haben. Was ist dieses aber anders, als eine geistliche Gerichtsbarkeit? Gehöret denn etwan das possessorium über geistliche Güter unter uns zur weltlichen Gerichtsbarkeit? Keinesweges. Man sagt vergeblich, daß dieses der Kaiser nicht aus einer geistlichen Gerichtsbarkeit, sondern Kraft seiner Obliegenheit, den Religions und westphälischen Frieden aufrecht zu erhalten, verrichte. Die Sache würde einigen Schein haben, wenn hierzu allein Schutz, nicht aber gerichtliche Erkenntniß erfordert würde. Wenn er aber gar keine geistliche Gerichtsbarkeit hätte: so könnte er sich dieser Erkenntniß nicht anmaßen,

* Deutsches Staatsrecht 3 Theil. p. 292. 293.

maßen, sondern es müßte auch dieses zum gütlichen Vergleich unter beyderley Religionsverwandten ausgesetzet werden. Hierzu kommt noch, daß sich auch Fälle unter den Evangelischen unmittelbaren ereignen, daß man über den Besitz eines geistlichen Gutes streitet und worbey man die Gerichtsbarkeit des Kaisers ohne Widerrede erkennet. Es ist hiervon ein merkwürdiges Beyspiel zwischen dem Marggrafen von Baden, und Herzog von Würtemberg vorhanden, über den streitigen Besitz einer Pfarre zu D. Beyde Herren waren Evangelisch, und dennoch erkennten sie die Iurisdiction des Kammergerichts ohne Widerrede *.

Viele andere Arten der geistlichen Gerichtsbarkeit eines Kaisers könnten durch ganz unwidersprechliche Zeugnisse bewiesen werden, wenn es itzo meinem Vorhaben gemäß wäre. Ich werde aber vielleicht ein andermal hievon handeln. Ich will aber itzo einen Irrthum widerlegen, der eben aus dieser irrigen Voraussetzung entspringt. Weil man glaubt, daß der Kaiser gar keine geistliche Gerichtsbarkeit habe, so spricht man ihm auch ab, daß er in Ehesachen der evangelischen Fürsten Richter seyn könne, indem dieselben zu dieser Gerichtsbarkeit gehörten. Allein, gleichwie diese Voraussetzung höchst falsch ist; so ist auch die Folge, die man daraus erzwinget, offenbar irrig. Ich habe beschlossen, dieses in gegenwärtiger Abhandlung mit tüchtigen Gründen zu erweisen: und ich hoffe, daß ich meine unpartheyischen Leser von der Wahrheit überzeugen werde, daß nämlich der Kaiser allerdings rechtmäs-

* Bodinus de illicita a Principibus Protestant. prouocatione in caus. eccleſiast. §. 21.

siger Richter in Ehesachen der protestantischen Stände sey.

Diejenigen, welche das rechtmäßige Richteramt des Kaisers hierinnen behaupten, pflegen zu einem Grunde ihre Zuflucht zu nehmen, der, ob er zwar nicht ganz und gar verworfen werden kann, dennoch vielen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen ist. Sie sagen, es sey unstreitig gewiß, daß die Kaiser, vermöge der völligen Majestätsrechte, die sie ehedem auszuüben gehabt hätten, alle und jede, und also auch die völlige geistliche Gerichtsbarkeit gehabt hätten. Die Päbste hätten sie widerrechtlich davon verdrungen. Da nun die Protestanten die unbefugten Anmaßungen des Pabsts von sich abgeworfen hätten: so folgte daraus, daß sie postliminii iure unter die geistliche Gerichtsbarkeit des Kaisers in denenjenigen Fällen, welche durch die Reichsgesetze oder Friedensschlüsse nicht ausgenommen wären, zurück fallen müßten. Allein zu geschweigen, daß es einen etwas weitläuftigern Beweis erfordert, ob das Ius postliminii hier statt haben kann: so muß man erst noch beweisen, ob die Kaiser in der That von der geistlichen Gerichtsbarkeit verdrungen sind, und ob sie nicht vielmehr das päbstliche Recht, nach dessen Lehrsätzen sie diese Gerichtsbarkeit nicht haben konnten, gutwillig angenommen haben. Der berühmte Moser * hat auch so unrecht nicht, wenn er einwendet, daß der Kaiser noch itzo den Pabst und die Geistlichkeit vor rechtmäßige Besitzer der geistlichen Gerichtsbarkeit und vor gegründete Prätendenten derselben über die Evangelischen ansehe. Folglich könne an ihm nichts zurück

* cit. loc. §. 6. p. 294.

zurück gefallen seyn. Ich will mich demnach zwar, in dem Hauptpuncte, dieses Grundes bedienen. Ich werde aber denselben auf eine ganz andere und ungezweifeltere Art ausführen.

Man kann allerdings voraussetzen, daß die Kaiser die geistliche Gerichtsbarkeit ehedem gehabt haben. Der Herr geheimde Rath Moser leugnet zwar dieses an dem angeführten Ort, und glaubt, daß die Usurpationes der Päbste und der Clerisey größtentheils älter wären, ehe Deutschland seine eignen Kaiser und Könige gehabt hätte. Allein, wenn es der Raum meiner Abhandlung erlaubte, so könnte ich ganz wohl mit untrüglichen Zeugnissen beweisen, daß man die geistliche Gerichtsbarkeit denen alten deutschen Königen und Kaisern in regula zugestanden hat. Die päbstlichen Anmaßungen geschahen nur nach und nach. Folglich stand die geistliche Gerichtsbarkeit den Kaisern in regula allerdings zu, außer in denen bereits abgerissenen Fällen. Das wichtigste der geistlichen Gerichtsbarkeit gieng erst unter Heinrich dem Fünften in den bekannten Concordaten verlohren: und wer weis nicht, daß erst Rudolph von Habspurg das päbstliche Recht völlig angenommen; und folglich, vermöge der darinnen enthaltenen Gesetze, sich der geistlichen Jurisdiction begeben hat. Zum Ueberfluß kommt es hier gar nicht drauf an, ob sie die völlige geistliche Gerichtsbarkeit gehabt haben, sondern nur, ob die Erkenntniß in Ehesachen vor ihre Gerichtsbarkeit gehöret hat, oder nicht. Wer nun einräumet, daß die Kaiser die geistliche Gerichtsbarkeit in einigen Stücken gehabt haben, der sollte beweisen, daß die Ehesachen hierunter nicht begriffen gewesen sind.

Allein ich will den Gegnern zeigen, daß die Kaiser nicht allein die Erkenntniß in Ehesachen allerdings gehabt, sondern auch, daß sie sich derselben niemals begeben haben.

Die Ursachen, warum man die Ehesachen zur geistlichen Gerichtsbarkeit gezogen hat, sind bekannt. Sie entspringen aus dem Lehrsatze, daß die Ehe ein Sacrament sey. Ob nun zwar diese Lehre sehr alt und entweder von dem Augustinus erfunden, oder doch am eifrigsten von demselben vertheidiget worden ist: so ist sie doch nicht so gleich ein Gesetz der Kirchen oder des weltlichen Staats geworden. Es ist wahr, diese Lehre war bey den meisten Geistlichen sehr beliebt. Man gab dieses fast in allen Kirchenversammlungen zu erkennen. Allein sie war doch noch nicht allgemein. Es ist offenbar, daß Pabst Zacharias im achten Jahrhundert den Ehestand vor kein Saerament gehalten haben muß, weil er ganz andre Meynungen äußert *, als aus diesem Lehrsatze fließen. Die deutlichsten Gesetze, daß die Ehe ein Sacrament seyn solle, finden wir erst von den Päbsten des zwölften Jahrhunderts, besonders von Innocentius dem dritten **. Wenn nun die Ehe vor dieser Zeit kein Sacrament gewesen ist: so folget ganz unwidersprechlich, daß sie auch noch nicht zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehöret haben kann; denn aus diesem Grunde ist sie alleine dahin gezogen worden. Folglich hat sie zur weltlichen gehöret: und wer wollte alsdenn zweifeln, daß die Könige oder Kaiser darüber erkennet hätten?

Ohn-

* can. 23. Cauf. 32. qu. 7.
** Cap. 7. X. de diuortiis.

Ohngeachtet dieses schon einen Beweis ausmacht: so sind doch noch unverwerfliche Zeügnisse vorhanden, daß die Kaiser und Könige in Ehesachen Richter gewesen sind. Lotharius, König von Austrasien, welcher zugleich einen Theil von Teutschland besaß, schied sich von seiner Gemahlin Theutbrega, aus eigener Macht, unter dem Vorwand, daß sie Ehebruch getrieben hätte, und ob er zwar diese Sache der Kirchen-Versammlung zu Aachen im Jahr 862, zur Untersuchung gab; so verlangte er doch keine Entscheidung, sondern nur einen Rath von derselben *. Die Päbste thaten ihn zwar darüber in den Bann. Allein sie machten ihm die Befugniß des Richter-Amts gar nicht streitig, sondern sie beschuldigten ihn nur, daß er ungerecht verfahren hätte und daß die Bezüchtigung des Ehebruchs seiner Gemahlin falsch gewesen wäre **. Kaiser Carl der Kahle hat sich eben dieser Gerichtsbarkeit bedienet. Er schied seinen Sohn Ludewig, den Stammler, von seiner Gemahlin Ansgarda, weil er sie wider seinen Willen geheirathet hatte, ohngeachtet er bereits zwey Kinder mit ihr gezeugt hatte, und er mußte einen Eid schwören, daß er sie niemahls wieder annehmen wollte ***. Hierbey fragte er weder Pabst noch Geistlichkeit. Eben dieses Rechts gebrauchte sich Arnolph wider seine Gemahlin, als sie in Verdacht des Ehebruchs war. Er untersuchte die Sache auf öffentlichem Reichstage; und sie wurde nicht eher frey gesprochen, als bis nach damahliger Gewohnheit, 72. vornehme Personen vor sie geschwohren hatten †. Es

* Hincmar. ep. Tom. 1. p. 561. seq.
** Regino Lib. 2. ad ann. 864. seq.
*** cit. Aut. Lib. 2. ad ann. 878.
† Hermann. Contract. ad ann. 899. p. 379.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Geistlichen allerley Versuche wagten, die Ehesachen unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen. So unterstand sich Sigismund, Bischof von Halberstadt, dem Kaiser Heinrich, dem Vogelsteller, als er noch Herzog von Sachsen war, bey Strafe des Bannes anzubefehlen, daß er seine Gemahlin Hatheburg, die sich vorher dem Klosterleben gewidmet hatte, von sich thun sollte. Allein die Könige wachten vor ihre Gerechtsame. König Ludewig befahl dem Bischoff, daß er seine Verordnung wiederrufen; und weil die Sache vor ihn gehörte, dieselbe seiner eignen Entscheidung überlassen sollte *. Dergleichen Zeugnisse könte ich weit mehr anführen, wenn es der vorgesetzte Raum verstattete. Diese beweisen aber schon mehr als hinlänglich, daß die Kaiser und Könige von Teutschland die Gerichtsbarkeit über die Ehesachen, besonders der Fürsten, ganz unstreitig gehabt haben.

Vielleicht wird man dieses einräumen. Man wird aber einwenden, daß sich die Kaiser hernach von dieser Gerichtsbarkeit haben verdringen lassen, oder sich derselben gutwillig begeben haben. Man wird dieses für desto wahrscheinlicher halten, da ich selbst gesagt habe, daß durch die angeführten Concordaten, noch mehr aber durch die völlige Annehmung des canonischen Rechts, die geistliche Gerichtsbarkeit verlohren gegangen sey. Allein ohngeachtet ich ganz gerne einräume, daß sich die Geistlichen die Erkenntniß in Ehesachen über Leute geringen und mittlern Standes angemaßet haben; so folget doch daraus nicht, daß die Kaiser haben geschehen lassen, daß der Pabst und die Geistlichen auch die Ehesachen der Fürsten und Stän-

* Ditmar. Annal. Lib. I. p. 325.

Stände vor sich haben ziehen dürfen. Ich hoffe vielmehr, meine Leser eines andern zu überführen.

Es ist vorerst gar nicht zu vermuthen, daß viele mächtige Reichsfürsten, die in dem mitlern Alter von Teutschland vorhanden gewesen sind, dieses so leicht hätten geschehen lassen sollen. Das Gegentheil wird um so viel wahrscheinlicher, da diese Reichsfürsten selbst die Gerichtsbarkeit über die in ihren Landen gesessene Bischöffe und Geistliche hatten, eine Sache, welche durch unverwerfliche Geschichtschreiber bewiesen wird *. Zweytens wurde die geistliche Gerichtsbarkeit diesen Fürsten von dem Kaiser verliehen und bestätiget, wie solches aus richtigen Urkunden erhellet **. Es ist demnach offenbar, daß auch nach den angezogenen Concordaten die Kaiser nicht alle geistliche Gerichtsbarkeit verlohren haben müssen. Denn wer sie selbst nicht besitzet, kann auch dergleichen niemand verleihen. Endlich drittens sind auch nach dieser Zeit und nach völliger Einführung des Päbstlichen Rechts unverwerfliche Zeugnisse vorhanden, daß sich der Kaiser der Erkenntniß in Ehesachen der teutschen Reichsfürsten gebraucht hat. Noch in dem vierzehenten Jahrhundert geschahe durch die Erkenntniß Kaiser Ludewig IV. aus Bayern, die Ehescheidung der Margretha aus Kärndten, Maultasche genannt und des Königlichen Prinzen Johannes aus Böhmen; und eben dieser Kaiser dilpensirte, daß diese Margretha, Ludwigen Marggrafen von Brandenburg heyrathen durfte, welche Ehe sonst nach den welt-

* Albert. Stadens. ad ann. 1152. p. 268. Helmold. Chron. Sclavor. Lib. 1. cap. 70. p. 595. Chron. Stetersburg. ad ann. 1275. et 79. p. 868. seq.

** Mader. Antiqu. Brunsuicens. 121. p. 122.

weltlichen Gesetzen nicht erlaubt war. Beyde Urkunden sind noch vorhanden *): und die Sache ist außer Streit. Daß man auch dieses Recht des Kaisers noch kurz vor der Reformation anerkannt habe, bezeuget eine besondere Schrift Wilhelm Ockams, eines Franciscaner-Mönchs, unter dem Titel, De jurisdictione Imperatoris in causis matrimonialibus, die uns Goldast aufgehoben hat **).

Da es nun solchergestalt ganz unläugbar ist, daß die Kaiser ehedem die Erkenntniß in Ehesachen der teutschen Fürsten gehabt, und sich solcher noch in jüngern Zeiten, nach dem großen Zwischenreich, da die Päbstlichen Anmaßungen in der geistlichen Gerichtsbarkeit bereits zum höchsten Grade gestiegen waren, bedienet haben: so deucht mich, muß hieraus ganz richtig folgen, daß sie sich derselben niemals begeben haben. Hieraus kann ich nun mit Recht einen andern Schluß machen. Es ist ein unumstößlicher Grundsatz unsers Staatsrechts: Alle Gerechtsame, welche die Kaiser ehedem besessen haben, wenn weder die Reichsgesetze, noch das Reichsherkommen ein anderes verordnen, besitzen sie noch. Da nun weder die Reichsgesetze, noch das Reichsherkommen, wie ich bald zeigen werde, die Gerichtsbarkeit des Kaisers hierinnen eingeschränket haben: so kann ich vor diese Befugniß des Kaisers auf eine gegründete Art schließen.

Man wird vielleicht einwenden, es würde hieraus folgen, daß der Kaiser die Gerichtsbarkeit in Ehesachen auch über die catholischen Reichsfürsten noch

*) Goldast. Const. Imp. Tom. II. p. 1343. Leibniz Cod. Iur. Gent. Diplom. P. I. num. 82. 83.

**) Monarch. Imp. T. I. p. 21. seq.

noch in Händen haben müßte. Ich antworte, daß er sie allerdings habe, wenn er sich deren bedienen wollte. Allein, da er es nach den Sätzen seiner Religion nicht thut; so kann hieraus für die Evangelischen keine Befugniß erwachsen, des Kaisers Gerichtsbarkeit hierinnen nicht zu erkennen. Es ist genug, daß er dieselbe im vierzehnten Jahrhundert und vielleicht wohl noch in jüngern Zeiten, wirklich ausgeübet hat; und es ist ganz wohl möglich, daß sich in so seltenen Begebenheiten in hundert und mehr Jahren keine Vorfälle ereignet haben. Folglich ist er bis zur Reformation, in dem Besitze dieser Gerichtsbarkeit geblieben. Eben so wohl kann der Kaiser diese Befugniß über die Evangelischen nicht ausüben, wenn es ihm gefällt. Allein hieraus folgt nicht, daß sich ein Evangelischer Reichsstand des Kaisers Gerichtsbarkeit zu entziehen berechtiget sey, wenn er ordentlich vor ihm belanget wird.

Dieses alles wird man vielleicht durch das Reichsherkommen über den Haufen zu werfen suchen. Man wird sagen, daß seit zweyhundert Jahren so viel Fälle vorhanden wären, bey welchen die Kaiser diese Gerichtsbarkeit nicht ausgeübet hätten, daß man sich allerdings damit schützen könnte. Allein dieser Einwand hat nicht das geringste Gewichte. Wenn man nur die Sache aufmerksam betrachtet; so kann man durch diesen gewöhnlichen Deckmantel nichts weniger als verblendet werden. Ich getraue mir, zu zeigen, daß alle diese Fälle keinesweges ein Reichsherkommen ausmachen.

Wenn man sich in der That mit einem Reichsherkommen schützen wollte: so müßte man zeigen, daß Protestantische Stände in Ehesachen wirklich

vor dem Kaiser belanget worden wären; und man müßte alsdenn weiter darthun, daß sie dieser Gerichtsbarkeit des Kaisers widersprochen, daß sie sich derselben entzogen und daß sich der Kaiser dabey beruhiget hätte. Allein, gleichwie dieses jedermann unmöglich fallen wird: so können auch die vorhandenen Fälle kein Reichsherkommen ausmachen. Allemahl haben die Stände ihre Consistoria sprechen lassen, die Gemahlinnen haben darein gewilliget aus Unwissenheit, weil sie keinen andern Weg vor sich gewußt haben. Dieses ist nichts anders gewesen, als ein stillschweigendes Compromiß oder Vertrag in gewisse Schiedsrichter. Es ist aber jedermann in der Welt erlaubt, seine Streitsachen durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Man kann niemand zwingen, daß er seine Klage allemahl vor dem ordentlichen Richter anbringe und daselbst entscheiden lasse. Allein wird wohl daraus folgen, daß dadurch die ganze Gerichtsbarkeit eines Richters in dieser Art von Rechtssachen, worinnen man sich eine zeitlang der Schiedsrichter bedienet hat, aufgehoben wird? Wird er wohl darinnen einen Grund vor sich finden, die Jurisdiction des Richters nicht zu erkennen, wenn es jemand gefallen wird, sich in dieser Art von Streitsachen der Schiedsrichter nicht mehr zu gebrauchen, sondern ihn ordentlich zu belangen? Ich halte es nicht; und man würde mit dergleichen Einwendungen in allen und jeden Gerichten schlecht fortkommen. So nichtig ist es demnach um dieses Reichsherkommen beschaffen.

Vielmehr könnte man ein Reichsherkommen für den Kaiser behaupten, wenn derselbe als Regente, dem diese Erkenntniß der Natur aller Re-

publiken nach ohnedem gebühret, der alle andere Jurisdiction besitzet, und folglich auch in dieser die gegründete Vermuthung vor sich hat, daß er sich derselben niemals begeben hat, und dem die Gesetze solche niemals entzogen haben, wenn, sage ich, derselbe eines solchen Tituls nöthig hätte. Ich will aber doch ein ganz neueres Beyspiel anführen. Als im vorigen Jahrhunderte der Churfürst Carl Ludewig aus der Pfalz, mit seiner Gemahlinn Charlotte, aus dem Hause Hessen, es sey nun, daß sie Anlaß darzu gegeben hatte, oder, daß die Liebe des Churfürsten zur Fräulein von Degenfeld, allein Ursache davon war, in Ehezwistigkeiten verfiel, und ihr zumuthete, daß sie in die Ehescheidung willigen sollte: so beklagte sich die Churfürstinn in einem weitläuftigen Schreiben, welches beym Lünig zu finden ist *, auf Einrathen des Herzogs von Würtemberg, eines evangelischen Herrn, bey dem Kaiser Leopold, über ihren Gemahl. So wohl der Herzog, als die Churfürstinn müssen demnach des Kaisers Gerichtsbarkeit hierinnen, allerdings vor gegründet gehalten haben. Es ist mir unbekannt, ob der Kaiser eine ordentliche Citation, oder aus bewegenden Ursachen nur Abmahnungsschreiben hat ergehen lassen. Unterdessen, wenn die evangelischen Stände die Folgen aus dem Wege, den man sich hier bedienet hatte, hätten verhindern wollen, und wenn ihnen dieser Vorfall zu keinem Nachtheil hätte gereichen sollen: so hätten sie dem Wege, dessen sich die Churfürstinn gebraucht hatte, ausdrücklich widersprechen, und wider die Gerichtsbarkeit des Kaisers in dergleichen

* Reichscanzley Part. II. p. 156.

Sachen, protestiren müssen. Allein, man wird niemals beweisen können, daß dieses geschehen ist.

Dieses ist der erste Beweisgrund vor die Gerichtsbarkeit des Kaisers in Ehesachen der Reichsstände. Die Beschaffenheit desselben hat erfordert, daß ich denselben etwas weitläuftig abhandeln mußte. Ich werde mich aber in den folgenden Gründen eher der Kürze befleißigen können.

Die Fortsetzung folgt künftig.

* *

Betrachtung
über den Schein der Laster.

Die Sittenlehrer lassen gemeiniglich eine Sache ihrer Aufmerksamkeit entwischen, die derselben vor vielen andern würdig wäre. Sie sagen nehmlich nicht, mit was für Augen wir den Schein der Laster betrachten sollen, den viele Menschen von sich geben; oder was wir in Ansehung dieser Sache für Pflichten auf uns haben. Wenigstens haben wir in des Freyherrn von Wolf, und einigen andern Sittenlehren kein Wort hiervon angetroffen. Lasset uns doch einige Betrachtungen hierüber anstellen.

Unsere vernünftigen Nebenmenschen können auf keine andere Art, als nach unsern äusserlichen Handlungen von uns urtheilen. Unsere innerlichen Vollkommenheiten können von ihnen nicht betrachtet werden: und diese haben auch die äußerlichen Vollkommenheiten allemahl zu unzertrennlichen Begleitern. Sie sind also berechtiget, nach dem Schein, den wir von uns geben,

zu

zu urtheilen. Ueberhaupt ist die Natur der meisten Laster dergestalt beschaffen, daß sie nur im verborgenen ausgeübet werden. Wenn es nun nicht erlaubt wäre, von gewissen äußerlichen Handlungen, auf die Ausübung verborgener Laster zu schließen; so würden die Tugendhaftigen vor den Lasterhaftigen weiter keinen Vorzug in der Welt haben. Ein großer Antrieb, seine Handlungen dem natürlichen Gesetze gemäß einzurichten, würde wegfallen: und es würde fast einerley seyn, ob man Tugenden oder Laster ausübete. Da nun die Menschen berechtiget sind, nach unsern äußerlichen Handlungen von uns zu urtheilen; so vermuthen sie, daß wir Laster ausüben, wenn wir gewisse äußerliche Merkzeichen von uns blicken lassen, die sonst mit gewissen Lastern vereinigt zu seyn pflegen; oder wenn unsere äußerlichen Handlungen solchergestalt beschaffen sind, als man in der Welt aus der Erfahrung weis, daß sie bey der Ausübung eines Lasters entweder vorhergehen oder nachfolgen: und dieses ist es, was wir den Schein der Laster zu nennen pflegen.

Diese Kennzeichen der Laster sind nicht alle von einerley Beschaffenheit. Es giebt äußerliche Merkmaale der Laster, die ganz untrüglich sind, und von denen man auf die Ausübung des Lasters so gewiß schließen kann, als auf sein eignes Seyn. Es giebt dargegen andere, die zwar eine sehr starke Anzeige des begangnen Lasters sind, die aber dennoch fehlen können. Endlich findet man auch sehr schwache und betrügliche Kennzeichen, die nur eine entfernte Anzeige der Laster sind; und eine jede Classe ist nach der verschiedenen Beschaffenheit der Menschen nicht ohne Ausnahme. Ueberhaupt ist es sehr schwer, hierinnen etwas gewisses zu bestimmen. Gleichwie die Vernunftskunst des wahrscheinlichen allemahl nicht

ohne Schwierigkeiten und Zweifel bleiben wird, ohngeachtet sich geschickte Leute in unserm Jahrhundert viele Mühe darüber gegeben haben; so wird es auch allemahl schwer seyn, den Schein der Laster in ungezweifelte Sätze und Claßen zu bringen. Unterdessen kann ein Versuch hiervon nicht unangenehm seyn. Wenigstens wollen wir in künftigem Monath einige Regeln von der Sache geben. Vernünftige Menschen schließen nur aus den Merkzeichen der ersten Claße, daß jemand lasterhaftig ist. Bey den Kennzeichen der andern Claße zweifeln sie, und verschieben ihr Urtheil. Bey den Merkmaalen aber der dritten Classe hoffen sie allemahl, nach der ihnen beywohnenden wahrhaftigen Menschenliebe, das beste.

Es giebt Leute in der Welt, die entweder durch Fortsetzung dererjenigen äußerlichen Handlungen, die eben ihre Nebenmenschen vor Kennzeichen der Laster angesehen haben, oder wohl gar mit dürren Worten zu erkennen geben, daß sie sich aus den Urtheilen der Menschen nichts machen, und daß es ihnen folglich einerley ist, ob sie den Schein der Laster, oder der Tugenden ausüben. Ja, sie sagen wohl gar, daß sie den Urtheilen der Menschen zum Trutz eben diese Handlungen ferner ausüben wollten. Bey diesen ist die allergrößte Gewißheit vorhanden, wie sie nur in menschlichen Dingen erlanget werden kann, daß sie die Laster ganz ohnfehlbar begehen, deren Schein sie von sich geben; und man kann sich so gewiß, als von seinem eigenen Seyn versichert halten, daß sie diejenigen Bösewichter in der That sind, wovor man sie in der Welt ansiehet. Wenn wir nicht ganz und gar in Lastern und Bosheiten ersoffen sind: so ist unser guter Name und Gerüchte das fürnehmste, worauf wir unsere Sorgfalt wenden: und so bald wir nur in etwas anfangen, die Tugend, oder welches einerley

nerley ist, die Vernunft, lieb zu gewinnen, gesetzt, daß wir noch an vielen Lastern kleben; so schämen wir uns der Laster und Bosheiten auf das äußerste; und es ist ein schmerzlicher Verdruß für uns, wenn wir hören, daß wir für lasterhaftig angesehen werden. Folglich würde wohl jedermann diejenigen äußerlichen Handlungen alsobald unterlassen, weswegen man ihn vor lasterhaftig hält, wenn er in der That diese Laster nicht begienge. Es ist also die allerelendeste Entschuldigung, die jemand vorbringen kann, wenn er sagt, daß er sich an das Urtheil der Leute nicht kehren, oder ihnen zum Trutz eben diese Handlungen ferner ausüben wolle: und es ist eben so gut, als wenn er ein aufrichtiges Bekenntniß ablegte: Ja ich bin derjenige Bösewicht, wofür ihr mich ansehet; Ich habe aber nicht die geringste Lust mich zu bessern.

Unterdessen muß man aus der Fortsetzung dererjenigen Handlungen, woraus die Menschen urtheilen, daß jemand dieses oder jenes Laster ausübet, nicht allemal auf die ganz ohnfehlbare Gewißheit des Lasters den Schluß machen. Man muß vorher sorgfältig untersuchen, ob ihm die Urtheile seiner vernünftigen Nebenmenschen in der That zu Ohren gekommen sind. Es ist möglich, daß jemand eine große Sorglosigkeit vor sich selbst und eine grobe Unachtsamkeit auf seine eignen Handlungen haben kann. Es ist wahr, diese Unachtsamkeit ist sehr tadelnswürdig und nichts weniger als vernünftig. Allein sie ist doch möglich: Und es kann jemand unachtsamer Weise eine lange Zeit Handlungen ausüben, die den Schein der Laster von sich geben, ohne daß er diese Laster selbst begehet, wenn ihm nehmlich die Urtheile der Menschen davon unbekannt bleiben. So bald er aber hiervon benachrich-

tiget ist, und er unterläßt dennoch diese Handlungen nicht, so ist in der Welt nichts gewißers, als daß er die Laster, die man ihm aufbürdet, in der That ausübet.

Wir haben aber eine ganz unläugbare Verbindlichkeit, den Schein der Laster zu vermeiden. Die Vollkommenheit unsers Zustandes bestehet in der Beobachtung des Gesetzes der Natur; und das Gesetze der Natur befiehlet, daß wir dasjenige unterlassen sollen, was unsern Zustand unvollkommner macht. Da wir nun an dem Menschen einen gedoppelten Zustand wahrnehmen, einen innerlichen und einen äußerlichen: so müssen wir auch dasjenige unterlassen, was unsern äußerlichen Zustand unvollkommner macht. Unser äußerlicher Zustand wird aber in der That unvollkommner, wenn wir Handlungen unternehmen, welche den Schein der Laster von sich geben, gesetzt, daß wir diese Laster selbst nicht begehen. Unser guter Name leidet darunter in den Augen unsrer Nebenmenschen; und wer wollte läugnen, daß derselbe zu unserm äußerlichen Zustande und zu den Vollkommenheiten desselben gehöret?

Ferner ist es außer Streit, daß wir noch keine wahre Vollkommenheit haben, so lange unser innerlicher und äußerlicher Zustand nicht miteinander übereinstimmen. Da nun diese Übereinstimmung ohne Zweifel nicht vorhanden ist, wenn gewisse äußerliche Handlungen der Beschaffenheit unsrer Seele widerstreiten oder doch zu widerstreiten scheinen; so müssen wir uns folglich bestreben, unsre äußerlichen Handlungen solchergestalt einzurichten, daß sie keinen Schein der Laster von sich geben.

Die Vollkommenheit unsers Zustandes bestehet in der Beobachtung des Gesetzes der Natur; und wir müssen

sen eine Fertigkeit haben, unsre Handlungen diesem Gesetze gemäß einzurichten, wenn wir tugendhaftig seyn wollen. Man kann aber nicht sagen, daß wir diese Fertigkeit besitzen, wenn wir Handlungen unternehmen, welche unsre Nebenmenschen auf die Vermuthung bringen können, daß wir dem Gesetze der Natur zuwider handeln. Da wir uns nun bestreben müssen, alle mögliche Fertigkeit zu erlangen, unsre Handlungen dem Gesetze der Natur gemäß einzurichten; so ist es unsre Schuldigkeit, diejenigen Handlungen zu unterlassen, die einen entgegen gesetzten Schein von sich geben.

Die Beobachtung des Gesetzes der Natur hat den Endzweck, unsre Vollkommenheit zu befördern; und die Lust, die wir aus der anschauenden Erkenntniß unsrer Vollkommenheit schöpfen, gebiehret denjenigen Zustand einer beständigen Freude, worinnen die Glückseeligkeit oder die natürliche Seeligkeit bestehet. Allein, es ist nicht genug, daß wir allein an der anschauenden Erkenntniß unsrer Vollkommenheit Lust empfinden. Eine jede Vollkommenheit muß solchergestalt beschaffen seyn, daß sie auch von andern erkannt werden kann; und ihre anschauende Erkenntniß muß auch in andern diese Lust hervorbringen. Ja sie höret so gar auf, eine Vollkommenheit zu seyn, wenn diejenigen, so die Kräfte und den Willen haben, eine Vollkommenheit einzusehen, sie nicht davor erkennen können. Folglich sind es gar keine Vollkommenheiten, wenn unsre äusserlichen Handlungen so beschaffen sind, daß unsre vernünftigen Nebenmenschen diese Vollkommenheiten nicht gewahr werden können, oder wohl gar daraus das Gegentheil schließen müssen. Wir haben demnach eine unstreitige Verbindlichkeit, diese Handlungen zu unterlassen. Kurz es ist nicht genug, in verborgenen tugendhaf-

tig zu seyn; sondern alle unsre Handlungen müssen damit übereinstimmen, und wir sind schuldig, unsern Nebenmenschen eben diese Meynungen beyzubringen. Dieses fließet aus den vorhergehenden Sätzen; und die Pflichten, die uns die menschliche Gesellschaft auferleget, und überhaupt die Begriffe von einem geselligen Leben, lassen bey dieser Wahrheit nicht den geringsten Zweifel übrig.

So unläugbar die Verbindlichkeit ist, die wir haben, den Schein der Laster zu vermeiden; so ist noch eben dieser Schein der Laster, wenn wir die Sache näher betrachten, selbst ein Laster, ohngeachtet das Laster nicht wirklich ausgeübet wird, wovon nur gewisse äusserliche Merkzeichen vorhanden sind. Die Schuldigkeit, diesen Schein zu unterlassen, ist also um so gewisser. Lasset uns dieses deutlich machen!

Es folget schon aus dem, was wir kurz vorher gesagt haben, daß der Schein der Laster unsern innerlichen Zustand unvollkommner macht, weil er verhindert, daß unsre vernünftigen Nebenmenschen unsere innerliche Vollkommenheit nicht wahrnehmen können. Eine Vollkommenheit aber, die niemand einsehen kann, ist gar keine Vollkommenheit mehr. Alles dasjenige aber, was unsern innerlichen Zustand unvollkommner macht, ist ein Laster. Allein, es läßt sich dieses noch auf eine andere Art zeigen.

Das Gesetz der Natur befiehlet, daß wir unsern Zustand vollkommener machen sollen. Dieses Gesetz schliesset zugleich in sich, daß wir auch die Vollkommenheit des Zustandes unseres Nächsten befördern sollen. Denn wir können dem Gesetze der Natur nicht gemäß leben, wenn unsere Handlungen nicht diesen Endzweck haben. Was nun den Zustand unseres

Näch=

Nächsten mehr unvollkommener als vollkommener macht, dasselbe ist ohne Zweifel ein Laster. Dieses werden wir in dem Schein der Laster allenthalben gewahr. Indem wir gewisse Merkzeichen der Laster von uns blicken lassen und folglich selbst vor lasterhaftig gehalten werden müssen; so geben wir denenjenigen, so um uns sind, ein böses Beyspiel; und wenn wir von einigem Ansehn oder die Vorgesetzten andrer sind; so können wir viele böse Anreizungen verursachen, welche den Zustand vieler Menschen unvollkommener macht. Indem wir auch den Schein der Laster von uns geben; so können wir wenigstens mit diesen Handlungen keines Menschen Zustand in der Welt vollkommner machen. Wir hätten aber statt dieser Handlungen andere ausüben können, welche dieses zu bewerkstelligen vermögend gewesen wären. Die Unterlassung unserer Pflichten aber, ist allemahl ein Laster. Ofters verursachen wir auch durch den Schein der Laster, daß zugleich der gute Name einer andern Person darunter leidet, und welche folglich an ihrem äusserlichen Zustand unvollkommener wird. Wir wissen aber, daß alles, was den Zustand unsers Nächsten unvollkommener macht, ein Laster ist.

Wenn wir den Schein der Laster, den wir in der Welt gewahr werden, mit einiger Aufmerksamkeit betrachten: so werden wir finden, daß dadurch gemeiniglich jemand beleidiget wird. Es würde uns leicht fallen, dieses zu zeigen, wenn wir weitläuftig seyn wollten. Ein Vater, ein Ehemann wird ohne Zweifel beleidiget, wenn jemand durch seine äußer-

lichen

lichen Handlungen Gelegenheit giebt, zu vermuthen, daß er mit ihrer Tochter oder Frau einen verbothenen Umgang führe, oder wenigstens suche. Es ist einerley, ob man jemand mit Vorsatz oder aus Unachtsamkeit beleidiget. Die Unachtsamkeit schließet die Beleidigung nicht aus. Sie ist selbst ein Laster; und ein vernünftiger Mensch ist schuldig, so viel Achtsamkeit und Sorgfalt auf seine Handlungen zu richten, daß dadurch niemand beleidiget wird. Da nun alles, wodurch unsre Nebenmenschen beleidiget werden, zur Classe der Laster gehöret; so ist es offenbar, daß der Schein der Laster selbst ein wahrhaftiges Laster ist.

Der Schein der Laster hat auch alle Kennzeichen und Folgen der Laster. Wenn wir gewisse äusserliche Merkzeichen in unsern Handlungen sehen lassen, die sonst gemeiniglich mit gewissen Lastern vergesellschaftet sind, und folglich verursachen, daß uns unsre vernünftige Nebenmenschen selbst vor lasterhaftig halten; so betrüben wir unsern tugendhaften und vernünftigen Nächsten, weil er von uns nothwendig denken muß, daß wir böse und lasterhaftig sind. Wir geben also ein unstreitiges Aergerniß; und es ist einerley, ob die Laster wirklich geschehen, oder ob es nur ein Schein der Laster ist. Die Natur des Aergernisses wird dadurch weder aufgehoben, noch vermindert.

Wenn wir erfahren, daß uns unsere vernünftige Nebenmenschen aus gewissen äußerlichen Merkzei-

zeichen, die wir zeither von uns haben blicken lassen, für lasterhaftig halten: so muß daraus ohnfehlbar eine große Unlust entstehen. Die Unlust entspringet aber aus der anschauenden Erkenntniß unsrer Unvollkommenheit, und sie ist allemal eine Folge derselben. Der Schein der Laster hat also auch von dieser Seite mit den wirklichen Lastern ganz einerley Wirkungen und Folgen. Die Laster stürzen uns endlich in den Zustand eines dauerhaftigen Misvergnügens; und wir sehen, daß der Schein der Laster eben dieses verursachet.

Da nun der Schein der Laster ein wirkliches Laster ist; so ist er auch der Ahndung der Obrigkeit unterworfen. Ja, es wird zu einer wohleingerichteten Republik unumgänglich erfordert, daß die Gesetze den Schein der Laster bestrafen. Er ist der Wohlfahrt der Republik gewissermaßen eben so nachtheilig, und er stöhret die Ruhe der menschlichen Gesellschaft eben so sehr, als die wirklichen Laster, wovon er den Anschein von sich giebt. Demjenigen, der den Schein gewisser Laster und Verbrechen von sich blicken läßt, geschieht auch gar kein Unrecht. Ein jeder vernünftiger Mensch muß so viel Aufmerksamkeit auf seine eignen Handlungen haben, daß er sie solchergestalt einrichtet, daß keine äußerlichen Merkmaale der Laster daraus hervorscheinen. Thut er es nicht: so hat er den üblen Erfolg, der daraus entstehet, lediglich sich selbst beyzumessen. Aus diesem Grunde hat der allerdurchlauchtigste sächsische Gesetzgeber in den neuesten Decisionen, sehr weißlich verordnet, daß die Inquisitionskosten aus des Inquisiten Vermögen genommen wer-

werden sollen, wenn er gleich die Anzeige, oder den Schein, so wider ihn waren, durch die Tortur abgelehnet hat. Da die Peinigung, außer einem sehr starken Schein oder Anzeigen, niemals erkennet wird; so ist dieses eine Strafe des Scheins der Laster und der Verbrechen, den er von sich hat blicken lassen. Diese Strafe ist sehr gerecht, gesetzt, daß er auch ganz und gar unschuldig ist. Denn der Schein der Laster ist selbst ein Laster: und es hat bey ihm gestanden, sich desselben zu enthalten.

Man kann sich auch von den bürgerlichen Gesetzen wenigstens so viel versprechen, daß sie jemand durch Strafen anhalten werden, einen Schein der Laster zu unterlassen, der uns beleidiget. Unterdessen ist nicht zu leugnen, daß ein weiser Gesetzgeber über den Schein der Laster noch viele heilsame Verordnungen machen könnte, die den Wohlstand einer Republic sehr befördern und die wirkliche Ausübung vieler Laster sehr verhindern würden. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen. Vielleicht sollten wohl allenthalben Beyspiele gefunden werden, daß Mannspersonen, die in eben dem Ort wohnen, wenn sie Besuch bey Frauenzimmer abgeleget haben, des Nachts über in ihrem Hause verbleiben, ohngeachtet der Vater oder Ehemann nicht zu Hause ist. Was ist wohl stärker als dieser Schein eines Lasters? Es ist schon den Regeln einer guten Aufführung und einer ehrbaren Lebensart zuwider, wenn ein Frauenzimmer in Abwesenheit ihres Vaters oder Ehemanns von Mannspersonen Besuche annimmt, die in eben dem Orte wohnen, und die es folglich wissen können, daß derjenige nicht zu Hause ist, mit dem sie einen unverdächtigen Umgang haben kön-

können. Es ist auch diesen Regeln einer vernünftigen und gesitteten Lebensart eben so sehr zuwider, wenn jemand, der in einerley Ort wohnet, in eines andern Hause übernachtet, obschon derjenige Freund zu Hause ist, den er besuchet oder mit dem er einen freundschaftlichen Umgang hat. Eine erlaubte und wahrhaftige Freundschaft, sie sey auch so stark und zärtlich als sie wolle, kann uns nicht abhalten, zu gehöriger Zeit unsre Wohnung wieder zu suchen. Durch das Gegentheil werden also die Gesetze des Wohlstandes und der guten Sitten offenbar beleidiget. Wenn nun vollends diejenige Mannsperson nicht anwesend ist, die den Vorwand der Besuche und der Freundschaft allein abgeben kann; so ist der allerstärkste Schein des Lasters vorhanden. Es ist hier die allergrößte Gewißheit, wie sie in menschlichen Dingen nur erlanget werden kann, daß solche Personen Unzucht mit einander treiben. Warum sollten also die Gesetze nicht verfügen können, daß alle diejenigen, sogleich vor wirkliche Huren gehalten werden sollten, die einen so starken Schein dieses Lasters von sich geben. Es würde nichts gerechters seyn, als dieses Gesetz; und gesetzt, daß dann und wann ein Frauenzimmer unschuldig wäre, welches aber schwerlich zu vermuthen ist, so würde ihr gar keine Ungerechtigkeit wiederfahren. Ein Frauenzimmer, das die Erbarkeit, die guten Sitten und ihre Ehre so weit ausser Augen setzen kann, verdienet nicht das geringste Mitleiden. Sie müßte offenbar rasen, wenn sie den Nachtheil nicht einsähe, der ihrem guten Nahmen dadurch zugezogen wird; und wenn sie noch nicht unkeusch ist: so kann man gewiß versichern, daß sie es in Willens hat zu werden. Eben

so.

sowohl könnte eine Mutter, die dergleichen nächtliche Beherbergung in Abwesenheit ihres Ehemanns, oder vor sich allein, wenn sie Wittwe ist, wissentlich gestattet, des Lenocinii, oder der Verkuppelung ihrer Töchter durch die Gesetze vor schuldig erkläret werden, ohne daß ihr eine Ungerechtigkeit wiederführe. Und was ließen sich nicht über den Schein andrer Laster vor weise Anordnungen machen, die der Wohlfahrt der Republick und der menschlichen Gesellschaft ungemein heilsam seyn würden!

Ergetzungen

der

Vernünftigen Seele

aus der Sittenlehre

und

der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 2. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Hornung 1747.

Horatz,
von der Dichtkunst,
Nach der Uebersetzung des Herrn Professor Gottscheds.

Man fragt, ob Kunst und Fleiß den Dichter-Namen bringt,
Und ob es nicht vielleicht durch die Natur gelingt?
Doch ich kann weder sehn, was Fleiß ohn alle Gaben,
Noch Gaben ohne Fleiß für Nutz und Vortheil haben.
Eins hilft dem andern auf, Natur und Kunst stimmt ein:
Und beydes wird also dem Dichter nöthig seyn.

Fortsetzung
des rechtlichen Beweises, daß der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Stände rechtmäßiger Richter sey.

Es ist ein Grundsatz unsers deutschen Staatsrechts, daß man eine jede Religion, nach ihren Lehrsätzen und Glaubensartikeln, beurtheilen muß. Dieser Grundsatz ist unstreitig. Jedermann, am allermeisten die Evangelischen, erkennen denselben; und es würden böse Folgen daraus entstehen, sonderlich in Landen, wo Unterthanen sind, welche eine andere Religion, als der Landesherr, haben. Die Evangelischen aber erkennen den Ehestand vor kein Sacrament. Dieses ist aber der einzige Grund, warum die Ehestreitigkeiten vor die geistlichen-Gerichte gezogen werden. Folglich sind die Ehestreitigkeiten, in Ansehung der Evangelischen, pure weltliche Sachen. Da nun niemand zweifeln wird, daß die Gerichtsbarkeit des Kaisers in weltlichen Sachen, allerdings gegründet ist, und da ihn die Evangelischen davor in dergleichen Sachen erkennen: so

folget ganz natürlich, daß sie ihn auch in Ehesachen dafür erkennen müssen. Sie würden sonst einen Grundsatz einmal vor sich anziehen, und Folgerungen daraus machen, und ein andermal denselben wieder verwerfen. Es ist aber nicht der geringste Zweifel, daß die Ehesachen, nach den Glaubenslehren der Evangelischen, pure weltliche Sachen sind. Es folget dieses unumgänglich, wenn sie nach ihren Glaubenslehren, den Ehestand für kein Sacrament halten; und Lutherus lehret es so gar mit deutlichen Worten, daß die Ehe eine weltliche Sache sey, und verbiethet denen Geistlichen, hierinnen keine Richter abzugeben. Er spricht *: „Es kann ja „niemand läugnen, daß die Ehe ein äußerlich welt„lich Ding ist, wie Kleider und Speise, Haus, „Hof, weltlicher Obrigkeit unterworfen.“ Und bald darauf: „Wo wir beginnen Richter in Ehesachen „zu werden; so hat uns das Kamprad bey dem Er„mel ergriffen, und wird uns fortreißen, daß wir „müßten auch über Leib und Gut richten, da seynd „wir dann hinunten unter das Rad, und ersoffen im „Wasser des weltlichen Handels.“ Anderer Stellen zu geschweigen.

Man kann hierwider nicht einwenden, daß die meisten evangelischen Reichsstände die Ehesachen selbst zur geistlichen Gerichtsbarkeit ziehen, und vor ihren Consistoriis abhandeln lassen. Dieses Verfahren hat nicht den geringsten Grund in ihren Glaubenslehren: und sie können hierdurch wohl ohne Zweifel den Rechten eines dritten keinen Nachtheil ver-

*In der Vorrede von Ehesachen §. Es kann ja niemand ꝛc.

verursachen. Wenn jemand durch ein eigenwilliges Verfahren, das selbst mit seinen Glaubenslehren nicht übereinstimmet, den Rechten eines dritten etwas abgewinnen könnte, was vor nachtheilige und übele Folgerungen könnte man nicht daraus machen, die vor protestantische Unterthanen in catholischen Ländern sehr schädlich und gefährlich seyn würden.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß der Kaiser in streitigen Erbschafts- und Nachfolgssachen über unmittelbare Reichslande rechtmäßiger Richter sey. Es sind nur wenige Publicisten, welche die Verwegenheit haben, dieses zu läugnen: und diese werden durch die tägliche Erfahrung, und durch so viele an dem Reichshofrath geführte, und noch schwebende Proceße über streitige Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften auf das kräftigste widerlegt, und gewiß auf das äußerste beschämt. Von den Reichsständen selbst zweifelt auch niemand daran. Wenn man nun dieses voraussetzt; so siehet man nicht, wie man dem Kaiser die Erkenntniß über die Ehesachen absprechen will. Die Entscheidung, ob streitige Reichslande diesen oder jenen zugehören, hänget öfters lediglich von der Frage ab, ob die Ehe rechtmäßig und gültig gewesen, oder ob eine Ehescheidung gerecht gewesen, oder nicht. Folglich muß der Kaiser diese Frage entscheiden, und also über Ehesachen der protestantischen Stände richten können. Man erkennet auch des Kaisers Gerichtsbarkeit alsdenn ganz unstreitig. Hieraus deucht mich, muß man einen ganz gegründeten Schluß von des Kaisers Gerichtsbarkeit überhaupt in diesen

Sachen machen. Denn derjenige, welcher das Recht hat, zwanzig oder dreyßig Jahr hernach über eine Sache zu erkennen, muß wohl, ohne Zweifel, auch befugt seyn, solches von Anfang zu thun, wenn sie sogleich vor ihn gebracht wird; und es ist gewiß widersprechend, daß man dem Kaiser eine Gerichtsbarkeit in einer Sache nicht einräumen will, worinnen man sie ihm öfters in der Folge ganz willig zugestehet.

Hierwider wird man vielleicht den Einwand machen, daß es ganz was anders sey, eine Gerichtsbarkeit in Ehesachen zu haben, und hernach im Zusammenhange mit Erbschaftssachen über die Gültigkeit einer Ehe zu erkennen. Dieses letztere könnten auch unsere weltlichen Richter, ohne daß deshalb die Ehesachen vom Anfang vor sie gehörten. Allein alle diese Schlüsse gründen sich weiter auf nichts, als daß wir die Ehesachen zur geistlichen Gerichtsbarkeit gezogen haben, ohngeachtet es unsern Glaubenslehren offenbar widerstreitet. Da ich nun gezeiget habe, daß darunter die Rechte eines dritten unmöglich leiden können; so hat dieser ganze Einwand nicht das geringste zu bedeuten.

Es ist der Natur und dem Endzweck einer Republik gänzlich zuwider, daß ihre Mitglieder in gewissen Fällen keinen Richter über sich haben. Die Natur einer Republik leidet es nicht, daß ihre Mitbürger in gewissen Fällen unabhängig von ihr sind. Sie werden sonst in Ansehung dieser Fälle nicht zur Republik gehören. Sie würden dadurch neue Republiken in der Republik ausmachen, oder wenig-

stens

stens würden sie sich doch zur Hälfte in dem Stande der natürlichen Freyheit befinden, und also ein abentheuerliches Ding von einer Republik veranlassen. Noch weniger aber kann dieses mit dem Endzweck einer Republik bestehen. Die Absicht, welche die Menschen beweget, in eine Republik zusammen zu treten, ist hauptsächlich diese, daß sie sich in ihren fürfallenden Streitigkeiten zu Vermeidung der Unordnung und der Gewaltthätigkeiten des Ausspruchs der Republik oder desjenigen, den sie hierzu verordnen wird, bedienen wollen. Dieser Endzweck kann unmöglich erhalten werden, wenn sich die Bürger einer Republik auch nur in einem einzigen Fall der Gerichtsbarkeit der Republik entziehen. Auch dieser einzige Fall kann den Gewaltthätigkeiten Platz machen, wenn sich der eine Theil den Weg nicht gefallen lassen will, den der andere zu Beylegung dieser Streitigkeit erwählet: und wer kann ihn hierzu zwingen, daß er sich eben diesen Weg und keinen andern gefallen lassen muß? Da nun diese Ausnahme der Natur und dem Endzweck einer Republik ganz offenbar entgegen ist: so folget unwidersprechlich, daß sie keinesweges vermuthet werden kann, daß der Regel nach alle und jede Fälle zur Gerichtsbarkeit der Republik gehören, und daß derjenige, welcher sich derselben in diesem oder jenen Fall zu entziehen verlanget, diese Ausnahme durch deutliche und ausdrückliche Gesetze oder Bewilligungen beweisen muß.

Dieses kann man also auch in Ansehung unsres Vaterlandes voraussetzen. Deutschland macht son-

der Zweifel eine Republik aus. Seine Staatsverfassung hat nicht nur den Endzweck, sich wider auswärtige Gewalt gemeinschaftlich zu schützen, sondern auch in sich selbst den Weg der Gewaltthätigkeit zu verhüten. Der Grund der Staatsverfassung von Deutschland kommt also mit dem Hauptwesen aller und jeder Republiken vollkommen überein. Der Weg der Gewaltthätigkeit ist auch in Deutschland durch eine Menge ausdrücklicher Gesetze verbothen: und alle und jede Stände müssen die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte erkennen, und wenn auch jemand hiervon Ausnahme erlangt: so kann er sich doch dem oberst richterlichen Amt des Kaisers nicht entziehen. Folglich muß dieses in allen und jeden Fällen statt haben, wenn man der Natur und dem Endzweck einer Republik nicht widersprechen will; und derjenige würde elendes Zeug zu Markte bringen, welcher vermuthen wollte, daß die deutschen Reichsstände in gewissen Fällen der Gerichtsbarkeit des Kaisers nicht unterworfen wären.

Ungeachtet dieses schon aus der Staatsverfassung des deutschen Reichs ganz unleugbar ist; so besagen doch noch die ausdrücklichen Gesetze ganz deutlich, daß die deutschen Reichsstände in keinem einzigen Fall ohne Richter seyn sollen. Sie verordnen *, daß bey allen und jeden Streitigkeiten, die unter ihnen entspringen, nicht der Weg der Gewaltthätigkeit, sondern der Weg Rechtens ergriffen werden soll. Wie kann aber die Gewaltthätigkeit verhindert

* Reichs-Absch. zu Speyer vom Jahr 1526. §. 5. Westphäl. Friedensschluß Art. 17. §. 7.

dert werden, wenn es Fälle giebt, worinnen die Stände keinen Richter über sich erkennen? Wird sich wohl der eine Theil allemal bey den Entscheidungsmitteln beruhigen, die der andere in dieser Streitigkeit anwendet? Wie schlecht kann also der Endzweck erreicht werden, den doch die Gesetze ausdrücklich im Munde führen. Es fällt um so mehr in die Sinne, daß die Reichsgesetze keinen einzigen Fall von der Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte und des Kaisers ausgenommen wissen wollen, da sie klar im Munde führen *, daß ein Churfürst oder Fürst rechtlich belanget werden kann, es sey warum und aus was Ursachen das wäre. Dieses sind die eignen Worte der Reichsgesetze. Wenn demnach jemand behaupten will, daß die Ehesachen der protestantischen Stände der Gerichtsbarkeit des Kaisers nicht unterworfen sind: so muß er beweisen, daß sie durch andre ausdrückliche Gesetze und Bewilligungen, oder durch ein ungezweifeltes Reichsherkommen hiervon ausgenommen sind. Gleichwie ich nun bereits gezeigt habe, daß man sich in dieser Sache auf das Reichsherkommen keinesweges berufen kann: so werde ich auch unten darthun, daß sich diese vermeyntliche Ausnahme nichtsweniger als auf die Gesetze gründet. Folglich kann ich auf eine bündige Art schließen, daß die Ehesachen der evangelischen Stände der Gerichtsbarkeit des Kaisers allerdings unterworfen sind.

Wenn man nur die Sache aufmerksam betrachtet, so ist es nicht möglich, daß man auf die gegenseitige

* Kammergerichtsordnung 2 Theil. Tit. 4. §. 1.

Meynung verfallen kann. Lasset uns den Fall setzen, ein evangelischer Reichsstand verfällt mit seiner Gemahlinn in Ehezwistigkeiten und suchet, es sey nun mit Recht oder Unrecht die Ehescheidung. Man hat zeither gemeiniglich sein eignes Consistorium in der Sache sprechen lassen. Wie aber, wenn die Gemahlinn dasselbe vor ihren Richter nicht erkennen will, und sich dannenhero nicht stellet? Wie, wenn sie den wider sich ergangenen Spruch vor parteyisch und ungerecht hält? Wie wenn dasjenige Haus, woraus sie entsprossen ist, die Ungerechtigkeit und Beschimpfung, die ihr entweder in der That oder nach ihrem Erachten widerfährt, nicht geschehen lassen will, und dannenhero den Ehgemahl mit Gewalt zur Billigkeit zu zwingen im Begriff ist? Alle diese Fälle sind ganz wohl möglich. Sollte aber wohl der Kaiser und die Staatsverfassung des deutschen Reichs geschehen lassen können, daß man in der That zu Gewaltthätigkeiten schritte? Ich halte es nicht. Die Gesetze verbiethen ausdrücklich die Gewalt, am allerwenigsten aber erlauben sie es in diesem Falle: und der Kaiser wird durch die Wahlcapitulation * eidlich verbunden, daß er Friede und Ruhe im Reich erhalten, den Weg der Gewaltthätigkeit verhindern, und jedweden zu dem Weg Rechtens weisen soll. Wenn nun in Ehesachen der protestantischen Stände kein andrer Weg Rechtens vorhanden wäre: so wird kein vernünftiger Mensch einsehen können, wie der Kaiser seinen Pflichten eine Gnüge zu leisten im Stande wäre. Er kann die Gemahlinn und ihren Verwand-

ten

* Neueste Wahlcap. Art. 16. §. 1. Art. 21. §. 6. 7. 8.

ten nicht befehlen, daß sie sich mit dem geschehenen Spruch befriedigen sollen. Eben diesen Spruch erkennen sie nicht; und weder in den Gesetzen noch in der Verfassung des Reichs ist das geringste vorhanden, welches ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, solchen zu erkennen. Eben so wenig kann er ihnen auferlegen, diesen Spruch vor gerecht zu halten. Es ist jederman erlaubt, wider die Urtheile der höchsten Reichsgerichte seine Nothdurft vorzustellen und die Sache durch den Weg der Supplication oder der Revision noch einmal in Erkenntniß ziehen zu lassen. Wie viel weniger wird also ein niedriger Gerichte die Freyheit haben können, daß die Beschwerde wider seine Urtheile nicht in den geringsten Betracht kommen dürften. Es ist wahr, der Kaiser kann die Verfügung treffen, daß die Gewaltthätigkeiten unterbleiben, ohne sich weiter um die Sache zu bekümmern. Allein das sind betrübte Anstalten, welche die Selbsthülfe verbiethen, ohne die Sache zu untersuchen, der gerechten Sache eine andre Hülfe zu schaffen; und ich glaube nicht, daß dieses die Verfassung unsres Vaterlandes haben will. Sie würde auf diesen Fall sehr elend beschaffen seyn. Der Kaiser muß also über die Sache erkennen dürfen, oder er kann seinem Amte und den ausdrücklichen Reichsgesetzen keine Gnüge leisten. Da nun dieses eine sich offenbar widersprechende Staatsverfassung seyn würde: so wäre es viel, wenn jemand die Richtigkeit dieser Ausnahme von der Gerichtsbarkeit des Kaisers nicht einsehen wollte.

Wenigstens hoffe ich, meine Leser zu überzeugen, daß diese Ausnahme sowohl nicht den geringsten Grund habe, als auch gewissermaßen unmöglich sey. Zudem Ende will ich ihnen darthun, daß das Entscheidungsmittel, welches man sich zeither in dergleichen Ehestreitigkeiten bedienet hat, unbillig und der Analogie unsers deutschen Staatsrechts ganz und gar zuwider sey.

Es fällt von selbst jedermann in die Sinne, daß es in Ansehung der Gemahlinn ein unbilliges Entscheidungsmittel sey, wenn das Consistorium eines Reichsstandes in Ehestreitigkeit mit seiner Gemahlinn den Ausspruch thut. So bald als der eine Theil über die Richter oder Schiedsrichter mehr Gewalt und Ansehen hat, als der andere; so ist es ein unbilliger Entscheidungs-Weg; und der andere Theil kann denselben nach göttlichen und menschlichen Rechten mit gutem Grunde verwerfen. Es bedarf keines Beweises, daß ein Reichsstand über sein Consistorium unendlich mehr Gewalt und Ansehn hat, als seine Gemahlinn, mit der er in Ehezwistigkeiten lebt. Wer nur in etwas die Welt kennt, der wird ganz leicht einsehen, daß das Cosistorium dem Willen seines Herrn gemäß sprechen muß, er mag Recht oder Unrecht haben. Man weis ja wohl, daß die Erlassung der Pflichten, was diesen Fall anbetrifft, weiter nichts als ein Spiegelgefechte ist. Die Verbindlichkeit gegen ihren Herrn bleibt dem ohngeachtet nur allzustark übrig. Sie haben nämlich seine Ungnade und wohl gar die Erlassung ihres Dienstes zu befürchten. Dieses sind sehr mächtige Bänder vor Consistori-

sistorialbeysitzer, die allemal Menschen sind. Ich möchte denjenigen gerne kennen, der in dergleichen Fällen allen Betracht vor sein Glück und vor seinen Landesherrn aus den Augen zu setzen im Stande wäre. Leider! es giebt ungemein wenig Papiniani und Thomas Morus in der Welt. Folglich hat sich die Gemahlinn, sie mag Recht oder Unrecht haben, allemal nichts gewissers zu versprechen, als daß der Urtheilsspruch wider sie ausfallen wird; und mich deucht, daß solche Entscheidungswege allemal unstreitig unbillig sind.

Man wird vielleicht einwenden, daß es solchergestalt gleichfalls unbillig seyn würde; wenn die Reichsstände in Streitigkeiten mit ihren Unterthanen ihre eignen Räthe und Gerichte sprechen lassen. Ich leugne gar nicht, daß es auch hier nicht allemal allzugerecht und billig zugehet; und wer kein Fremdling in den Begebenheiten der Welt ist, der wird mir ganz leicht Beyfall geben. Allein es ist doch noch zwischen diesen Fällen ein gewaltiger Unterschied vorhanden. Gemeiniglich walten die Streitigkeiten zwischen den Landesherrn und seinen Unterthanen in Kammersachen vor. Diese rühren ihn nicht so nahe, als die Ehestreitigkeiten mit seiner Gemahlinn. Es liegt ihm also hier weit weniger daran, ob der Spruch vor oder wider ihn ausfällt; und oftmals bekümmert sich der Regente nicht einmal um diese Dinge Die Räthe aber sehen sich ihres Herrn eignen Vortheils wegen öfters genöthiget, in dergleichen Sachen unparteyisch und gerecht zu verfahren, weil sich sonst niemand weiter mit der Kammer des Fürsten in Hand-

lun-

lungen einlassen würde. Zudem stehet den Unterthanen noch der Weg zu den Reichsgerichten offen: und auch in denjenigen Landen, wo die Appellationes nicht erlaubt sind, können sie sich doch bey den Reichsgerichten wegen verweigerter Gerechtigkeit beschweren. In diesem allen aber wäre die Gemahlinn einer weit geringern Beschaffenheit, wenn die Erkenntniß des Consistorii rechtmäßig, und die Gerichtsbarkeit des Kaisers hier nicht gegründet wäre. Ueberdieß legen die Gesetze den Unterthanen die Nothwendigkeit auf, sich diese Entscheidungs Wege gefallen zu lassen; die hingegen bey der Gemahlinn nichtsweniger als vorhanden sind.

So unbillig nun dieses Verfahren ist: so sehr widerstreitet es auch aller Analogie unsers deutschen Staatsrechts. Um dieses deutlicher zu machen, muß ich vorher beweisen, daß die Gemahlinn eines Reichsstandes seiner Gerichtsbarkeit nicht unterworfen, sondern unmittelbar sey.

Wenn man die Beschaffenheit des Ehestandes und der Gerichtsbarkeit genau erwäget: so siehet man leicht, daß es die Natur der Sachen nicht leidet, daß der Mann eine Gerichtsbarkeit über seine Frau ausüben kann. Die Frau wird durch die eheliche Verbindung dem Manne allemal gleich gemacht. Sie tritt in seinen Stand, Würden und Vorrechte; und ob zwar dieses in Deutschland in Ansehung der Misheirathen nicht allemal wahr ist, so nimmt doch auch eine unstandesmäßige Gemahlinn, Theil an dem Stande und Würden ihres Gemahls. Man kann ihr die Eigenschaft einer fürstlichen Gemah-

mahlinn nicht streitig machen, ob sie gleich den Titel einer Fürstinn durch die Vermählung nicht erlangt. Sie tritt also doch gewissermaßen in eine Gleichheit mit ihrem Gemahl, wenigstens in Betracht zwischen sich selbst. Diejenigen aber, die einander am Stande gleich sind, können keine Gerichtsbarkeit über einander ausüben. Am allerwenigsten aber kann diese Gerichtsbarkeit in Ansehung der ehelichen Liebe, statt haben. Derjenige, der über jemand eine Gerichtsbarkeit hat, muß solche zu allen Zeiten ausüben, es mag seine Gerichtsbarkeit anrufen, wer es auch sey. Allein, es ist leicht begreiflich, daß der Mann selten jemand Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde, wenn seine Frau von jemand rechtlich belanget würde. Die eheliche Liebe würde die Unparteylichkeit schwerlich zulassen: und er hat an allen ihren Geschäfften allzuviel Antheil, daß er sie verdammen könnte, weil es eben das seyn würde, als wenn er wider sich selbst spräche. Die männliche Herrschaft kann hierwider keinen Einwand ausmachen. Man siehet leicht, daß dieselbe, als die nur in Familien und Hausangelegenheiten statt hat, von der Gerichtsbarkeit Himmelweit unterschieden ist. Aus diesen unverwerflichen Gründen nun ist es ein Grundsatz, so wohl des natürlichen als des bürgerlichen Rechts geworden, daß die Frau allemal der Gerichtsbarkeit des Mannes folget. So bald demnach ein Mann eine Gerichtsbarkeit über sich erkennet, so hat die Frau gleichfalls eben diese Gerichtsbarkeit, und keine andere. Da nun alle deutsche Reichsstände, sie seyn so vor-

nehm

nehm und mächtig als sie wollen, ganz unstreitig die Gerichtsbarkeit des Kaisers und der höchsten Reichsgerichte über sich erkennen: so haben ihre Gemahlinnen eben diese Gerichtsbarkeit. Folglich sind sie unmittelbar. Die Praxis des Reichs oder das Reichsherkommen stimmet hiermit vollkommen überein. Man läßt es sich nicht einfallen, daß die Nachfolger über die fürstlichen oder gräflichen Witwen, die in ihren Landen sind, eine Gerichtsbarkeit ausüben wollen. Vielweniger kann also die Gemahlinn eines regierenden Herrn seiner Gerichtsbarkeit unterworfen seyn.

Vermuthlich wird man hiewider einwenden, daß es die Landeshoheit, die alle Reichsstände haben, nicht leide, daß jemand im Lande seyn könne, der der Gerichtsbarkeit des Landesherrn nicht unterworfen sey; und man wird sich auf andere Reiche berufen, wo die Gemahlinn und Witwen der Beherrscher dem Regenten völlig unterworfen sind. Allein das ist eben der Fehler unzähliger schmeichlerischer Publicisten, daß sie die Landeshoheit von der Souverainität oder den völligen Majestätsrechten fast in nichts unterscheiden. Jeder vernünftiger Mann aber wird mit mir einig seyn, daß sie unserm Vaterlande einen schlechten Dienst thun, wenn sie den Reichsständen von ihrer Hoheit eine allzugroße und süße Einbildung machen, oder wie der Herr geheimde Rath Moser * sagt, wenn sie jedem Fürsten das Hälmlein durch das Maul streichen, er besitze eine Majestät. Die Landeshoheit ist von den völligen Ma-

* Staatsrecht 5. Theil p. 460.

Majestätsrechten noch Himmelweit unterschieden, wenn man in der That die Reichsgesetze und die Verfassung unsres Vaterlandes nicht muthwillig aus den Augen setzen will. Folglich will dieser Einwand nicht das geringste sagen; und der Schluß bleibt noch unbeweglich; da die Reichsstände die Gerichtsbarkeit des Kaisers und der Reichsgerichte über sich erkennen müssen; so haben ihre Gemahlinnen eben dieses forum. Folglich sind sie unmittelbar. Es ist dieses nach den Rechten keinem Zweifel unterworfen; und die Reichsstände unter sich selbst und ihren Familien gebrauchen sich der gemeinen Rechte.

Ich will nicht hoffen, daß jemand überhaupt in Zweifel ziehen werde, ob auch die Reichsstände, sonderlich in Personalsachen, des Kaisers und der Reichsgerichte Jurisdiction unterworfen wären. Man würde hierdurch zu erkennen geben, daß man in den Reichsgesetze schlecht bewandert wäre. Eine Menge Gesetzen besagen sehr deutlich, daß sie auch in Personalklagen ohne Unterschied ihres Standes vor den höchsten Reichsgerichten zu Recht stehen müssen; und die Injurienklagen oder wegen Schmähungen und die Diffamationsklage und andere mehr werden ausdrücklich genennet *.

Wenn nun die Gemahlinn eines Reichsstandes unmittelbar ist; so muß ihr auch nach der Analogie unsers teutschen Staatsrechts alles dasjenige zu gut kommen, was die Reichsgesetze geordnet haben, wenn ein unmittelbarer wider einen Reichsstand Pro-

ceß

* Kammerger. Ordn. 2 Theil Tit. 25.

ceß oder Streitigkeiten hat. Dieses bestehet darinnen, daß ein unmittelbarer nicht lediglich von den eignen Räthen des Reichsstandes Urtheil und Recht annehmen muß, sondern sich entweder Commissarien von dem Kaiser ausbitten, oder dem mit ihm in Streit begriffenen Reichsstand zu seinen eignen Räthen noch andere beliebige Personen vorschlagen darf, woraus er einige erwählen muß*. Kurz, kein unmittelbarer ist schuldig, allein eines Reichstandes eigne Bedienten in seiner Sache sprechen zu lassen Folglich kann die Erkenntniß des Consistorii in dergleichen Ehesachen nicht statt haben; sondern dieser Entscheidungsweg kann mit der Analogie unsres teutschen Staatsrechts schlechterdings nicht bestehen.

Das Mittel in Ehesachen der protestantischen Reichsstände ihre eignen Consistoria sprechen zu lassen, ist nicht allein unbillig und offenbar wider die Analogie unsres teutschens Staatsrechts, wie ich bereits gezeigt habe, sondern es ist auch ganz und gar unzulänglich. Ich will dieses dadurch erweisen, weil erstlich nur allemal ein Theil durch dasselbe zu seinem Recht gelangen kann, und zweytens weil es nicht durchgängig auf alle evangelische Reichsglieder angewendet werden kann.

Man kann ganz sicher voraus setzen, daß ein Weg, wodurch Streitigkeiten rechtlich beygelegt werden sollen, solchergestalt beschaffen seyn muß, daß beyde Partheyen zu ihrem Recht gelangen können, die Beschwerde mag zuerst angehoben werden, von wem sie will. Ich glaube nicht, daß man hierwider

* Kammerger. Ordn. 2 Th. Tit. 4. §. 5. 6. seq.

der etwas einwenden wird. Die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Billigkeit und ein wohleingerichteter Staat wollen nicht, daß rechtliche Wege nur einem einzigen Theil offen stehen sollen, und daß der andere hingegen aller Wege beraubt seyn soll, seine Beschwerden anzubringen. Nun lasset uns doch einmal untersuchen, ob die Consistoria so beschaffen seyn, daß sie auch denen Beschwerden der Gemahlinn wider den Landesherrn Hülfe verschaffen können. Es fällt nur allzusehr in die Sinne, daß sie diese Beschaffenheit nicht haben. Wo ist wohl ein Consistorium, welches das Herz haben sollte, seinen Landesherrn vor sich zu citiren, wenn seine Gemahlinn auch die allergerechteste Beschwerde wider ihn führte, und aus den gegründesten Ursachen von der Welt die Ehescheidung verlangte? Wie weit weniger würde sich ein solches Gerichte unterstehen, einen Spruch wider seinen Herrn ergehen zu lassen, wenn es wüßte, daß ihm die Ehescheidung unangenehm wäre, vielleicht weil er eine starke Mitgift heraus geben müßte. In der That kann auch ein Consistorium niemals so weit schreiten, weil es alle Gewalt, die es zu einer dergleichen Sache erlangt, erst durch besondere Befehle des Landesherrn empfangen muß. Sind denn aber die Gemahlinnen der Reichsstände allein Sünder? Begehen sie nur allein Fehler und Verbrechen, welche dann und wann die Ehescheidung verdienen? Ich halte es nicht: und es hat leider nur allzuviel Regenten in Deutschland gegeben, welche durch offenbaren Ehebruch, oder wenn ich nach der Mode reden soll, durch Haltung einer Menge öffentlicher

Maitressen und durch vielerley ihren Gemahlinnen zugefügten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten denenselben die gegründesten und gerechtesten Ursachen an die Hand gegeben haben, die Ehescheidung zu suchen. Es ist wahr, eine Gemahlinn wird selten zu diesen Wegen schreiten, und eine betrübte Geduld ist gemeiniglich das traurige Mittel, das sie hierwider anwendet. Allein, wenn es ihr nun unmöglich fällt, dergleichen Ungerechtigkeiten gegen sich länger zu erdulden und dergleichen offenbare Befleckung ihres Ehebettes anzusehen, soll sie gar keinen Weg haben, wodurch sie ihren Gemahl zur Billigkeit und allenfalls zur Ehescheidung und Herausgebung ihrer Güther anhalten kann? Ich glaube allerdings, daß sie ihn haben muß. Denn die Verbindlichkeiten sind hier gleichmäßig, und wenn ihr Gemahl den seinigen nicht nachlebet; so hat sie auch keine Schuldigkeit, die ihrigen weiter zu erfüllen. Dennoch, wenn die Gerichtsbarkeit des Kaisers in dieser Sache nicht statt hat, so ist sie schlechterdings aller Hülfe beraubet: und was am verwundernswürdigsten ist, in einer Republik, deren Glieder gar nicht unumschränkte und freye Prinzen sind, und gegen einen Gemahl, der sonst in allen andern Sachen eine Gerichtsbarkeit allerdings über sich erkennen muß. Man müßte großen Gefallen an der Unordnung und der Ungerechtigkeit haben, wenn man die Ehesachen der protestantischen Reichsstände von der Gerichtsbarkeit des Kaisers ausnehmen wollte.

Eben so wohl ist dieses Entscheidungsmittel unzulänglich, weil es nicht auf alle evangelische unmittelba-

telbare Reichsglieder ohne Unterschied angewendet werden kann. Ich rede hier von der evangelischen Reichsritterschaft. Alle diejenigen Gründe, worauf so viele Staatsrechtslehrer die Ausnahme der protestantischen Reichsstände in Ehesachen von der Gerichtsbarkeit des Kaisers bauen wollen, sind auch für die evangelische Reichsritterschaft vorhanden. Wenn nun diese Ausnahme in der That gegründet wäre, so müßte sie auch bey denenselben statt haben. Sie wird ihnen auch von den meisten beygeleget. Denn wenn man einmal so weit gehet: so muß man alsdenn immer weiter in die Unordnung und den Irrthum hinein treten. Vor was vor einen Gerichte aber sollen die Reichsritter ihre Ehestreitigkeiten schlichten lassen. Es ist bekannt, daß sie keine Consistoria haben. Man ist dannenhero darauf gefallen, daß sie nach eingehohlten Responsis von Universitäten ihre Ehestreitigkeiten selbst schlichten und so gar die Ehescheidung vornehmen können. Man trifft auch hin und wieder in den Büchern der Rechtsgelehrten Responsa an, die an Reichsritter ergangen sind, und die ihnen die Ehescheidung frey geben. Wenn dieses nicht aller Unordnung Thür und Thor aufgethan heißt: so weis ich nicht, was ich sagen soll. So bald einem Reichsritter die Lust ankömmt, eine andre Gemahlinn zu haben: so sehe ich nicht, was ihn verhindern kann, diese böse Lust erfüllet zu sehen. Leider, man weis ja, daß man allenthalben Responsa haben kann, wie man sie nur selber wünschet, zumal wenn man falsche Erzählungen beybringet. Ich habe aber niemals gefunden, daß ein solches Respon-

sum an einen Reichsritter vorher Beweis über die erzählten Dinge gefordert hätte. Wahrhaftig ein rechtschaffner Evangelischer, der Vernunft und Billigkeit liebet, und der Unordnung und Ungerechtigkeit verabscheuet, kann nicht darauf verfallen, daß er diese ohnedem ungegründete Ausnahme vertheidigen wollte.

Hieraus veroffenbaret sich nun, daß der zeither gebrauchte Weg die Ehesachen der protestantischen Stände durch ihre eignen Consistoria richten zu lassen, ganz und gar unbillig, der Analogie unsres Staatsrechts widersprechend und durchaus unzulänglich sey. Da nun ein andres Entscheidungsmittel mit der Verfassung unsres Vaterlandes noch weit weniger bestehen könnte: so kann ich den unverwerflichen Schluß machen, daß sie dahin gehören, wo alle andre Streitigkeiten abgethan werden, nämlich unter die Gerichtsbarkeit des Kaisers.

Es ist dieses endlich um so ungezweifelter, da es der Natur der Ehescheidung nicht gemäß ist, daß sie durch Schiedsrichter erkennet werden kann. Ich habe schon oben gesagt, daß man ein Consistorium, das in Ehesachen der protestantischen Reichsstände richtet und urtheilet, vor nichts anders als Schiedsrichter ansehen kann. Niemand kann sich selbst ein Gericht niedersetzen, das in der That mit diesem Namen beleget werden könnte. Zur Anordnung eines Gerichtes mit der zu seinem Wesen erforderlichen Gewalt und Ansehn wird allemal eine höhere Gewalt erfordert, als desjenigen, der sich demselben unterwerfen soll. Man mag also die Sache betrachten,

wie man will, so ist ein Consistorium in diesem Fall weiter nichts als ein Schiedsrichter. Der Reichsstand, indem er Befehl hierzu ertheilet, compromittiret, so zu sagen, ausdrücklich auf dasselbe, und die Gemahlinn, die keinen andern Weg weis, läßt es sich stillschweigend gefallen. Nun fragt es sich, ob eine Ehescheidung vor Schiedsrichtern geschehen kann? Jedermann wird hierauf mit Nein antworten. Nach den gemeinen Rechten ist die Sache nicht dem geringsten Zweifel unterworfen; und alle die Ursachen und Gründe, weshalb die Ehescheidung durch Schiedsrichter bey den Unterthanen der Reichsstände nicht erlaubt ist, gelten auch bey den Reichsständen selbst, und bey andern unmittelbaren. Wenigstens hören diese Gründe und Ursachen bey solchen Mitgliedern einer Republik nicht auf, die ordentliche Richter über sich haben: und diese Beschaffenheit haben unsre Reichsstände auf eine ganz unleugbare Weise.

Aus diesen Ursachen wird es vielleicht geschehen seyn, daß einige Reichsstände den Vorschlag gethan haben, die evangelischen Reichsstände sollten ein gemeinschaftliches Consistorium anordnen, worinnen sonderlich die Ehesachen der protestantischen Reichsstände abgethan werden könnte. Allein dieses würde eine Art eines Reichsgerichtes ausmachen. Da es nun nicht einmal dem Kaiser erlaubt ist*, ohne Einwilligung des gesammten Reichs ein neues Reichsgerichte zu errichten; so würde man solches schwerlich einem Theile des Reichs erlauben. Vielmehr würde alsdenn vielleicht der Kaiser, der die Entschei-

* Neueste Wahlcap. Art. 16. §. 3.

dungswege der evangelischen Stände in dergleichen Sachen entweder nicht gewußt, oder sich doch also gestellet hat, sein richterliches Amt mit mehrern Ernst aufrecht zu erhalten suchen.

Alle diese Gründe, die ich bishieher ausgeführet habe, beweisen zur Gnüge, daß der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Reichsstände allein wahrer und rechtmäßiger Richter sey. Lasset uns nunmehr die Gründe betrachten, worauf die Staatsrechtsgelehrten die Ausnahme dieser Ehesachen von der Gerichtsbarkeit des Kaisers zu bauen pflegen: so werden wir durch ihre Schwäche um so eher überzeugt werden, wie ungezweifelt die Wahrheit unsrer Ausführung beytritt.

Der hauptsächlichste Grund, womit man die Ehesachen der protestantischen Reichsstände von der Gerichtsbarkeit des Kaisers ausziehen will, berufet sich auf den westphälischen Friedensschluß. Es wird darinnen verordnet *, daß alle geistliche Gerichtsbarkeit gegen die augspurgischen Confessionsverwandten Stände suspendiret seyn soll. Da nun die Ehesachen, nach der Meynung der gegenseitigen Rechtsgelehrten, zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehören; so wollen sie schließen, daß auch die Gerichtsbarkeit des Kaisers in dergleichen Ehesachen nicht statt haben könne.

Allein, man kann nichts weniger als diese Voraussetzung annehmen, daß die Ehesachen zur geistlichen Gerichtsbarkeit gehören. Ich habe schon oben gezeiget, daß dieses mit den eignen Grundsätzen unsrer

* Art. 4. §. 48. Ius Dioecesanum &c,

unsrer Religion durchaus nicht bestehen kann; und wir müssen geschehen lassen, daß man uns nach unsern eignen Glaubenslehren beurtheilet. Folglich fällt dieser ganze Vernunftschluß bereits über den Haufen. Gesetzt aber auch, daß wir hier die geistliche Gerichtsbarkeit nach den Lehren des andern mit compaciscirenden Theils, nämlich der catholischen Stände, verstehen wollten, welches aber gar nicht seyn kann, weil alle Verträge nach den Grundsätzen desjenigen erkläret werden müssen, der sich etwas versprechen läßt: so würde doch aus den Worten des westphälischen Friedens nichts weniger folgen, als daß auch die Gerichtsbarkeit des Kaisers in Ehesachen der protestantischen Stände aufgehoben seyn sollte. Die Worte dieses Reichsgesetzes lauten folgendergestalt*: „Das Dioces-Recht und alle geistliche „Gerichtsbarkeit mit allen ihren mancherley Arten „soll wider der Augspurgischen Confeßionverwandte „Churfürsten, Fürsten und Stände, (die freye „Reichsritterschaft mit darunter begriffen,) und ihre „Unterthanen, so wohl zwischen den Catholischen „und der Augspurgischen Confeßion zugethanen, als „auch zwischen den Ständen der Augspurgischen Con-

* Verbis: Jus Dioecesanum et tota jurisdictio ecclesiastica cum omnibus suis speciebus contra Augustanae Confessionis Electores, Principes, status (comprehensa libera imperii Nobilitate) eorumque subditos, tam inter Catholicos et Augustanæ confessioni addictos, quam inter ipsos solos Augustanae confessionis status, vsque ad compositionem Christianam dissidii religionis suspensa esto, et intra terminos territorii cuiusque ius Dioecesanum et iurisdictio ecclesiastica se contineat.

„feßion unter sich selbst bis zur christlichen Wieder-
„vereinigung der Spaltung in der Religion aufge-
„schoben seyn, und das Diöcesrecht und die geistliche
„Gerichtsbarkeit soll sich nicht weiter, als in den
„Gränzen eines jeden Landes, erstrecken". Dieses sind die merkwürdigen Worte eines Reichsgesetzes, woraus man erzwingen will, daß auch der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Stände nicht Richter seyn soll. Allein ein unparteyischer und Wahrheit liebender Mann kann nichts weniger als dieses darinnen finden. Der Verstand derselben ist ungemein deutlich. Sie heben weiter nichts auf, als das Diöcesrecht und die geistliche Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe, und folglich auch des Pabstes, über evangelische Lande, die ehedem unter ihre geistliche Provinz oder Kirchensprengel gehöret haben. Dieses erhellet aus dem Zusammenhange der Worte mehr als zu klar; und die Verfügung, daß solches auch unter den Evangelischen selbst nicht statt haben soll, welches auf die Secularisirten und den Evangelischen überlaßnen Erz- und Bischoffthümer gehet, benebst dem als eine Erklärung angehängten Zusatz, daß sich die geistliche Gerichtsbarkeit nicht über die Gränzen eines jeden Landes erstrecken soll, können unmöglich den geringsten Zweifel übrig lassen. Der weitere Inhalt dieses Paragrophus, den ich der Weitläuftigkeit wegen nicht anführen kann, bezeuget auch mehr als zu offenbar, daß den Paciscenten weiter nichts in die Sinne gekommen ist; und es wäre in der That viel, wenn ein unparteyischer Gelehrter dieses nicht einsehen wollte oder könnte.

Wenn

Wenn man behaupten will, daß der westphälische Friede etwas verordnet oder nicht verordnet: so muß man vor allen Dingen die Protocolle und Handlungen dieses Friedens vor die Hand nehmen. Dieses ist auch dem Willen der damaligen Paciscenten und einem förmlichen Reichsschluß gemäß *; und alle diejenigen, welche aus der angeführten Stelle der Gerichtsbarkeit des Kaisers die Ehesachen der protestantischen Stände entziehen wollen, geben zu erkennen, daß sie sich um die Protocolle und Handlungen dieses Friedens, wenig bekümmert haben. Wenn sie die Werke des Herrn Gärtners und des Herrn von Meyern über diese Stelle des westphälischen Friedens nachgelesen hätten: so würden sie eines ganz andern überzeugt seyn. Ich will den wichtigsten Inhalt davon anführen, so viel es der Raum dieser Blätter erlaubet. Ja es ist so gar nöthig, daß ich die Sache, um sie recht deutlich zu machen, aus dem Religionsfrieden erläutere.

In den Religionsfrieden wurde zwar die geistliche Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe über die Evangelischen, die ehemals in ihre Provinz und Kirchensprengel gehöret hatten, was die Religion und den Gottesdienst selbst anbetrifft, eingestellt und aufgeschoben. In den übrigen aber wurde sie denselben ausdrücklich vorbehalten. Es heißt in diesem Religionsfrieden †: „Aber in andern Sachen und „Fällen, der Augspurgischen-Confeßion Religion, „Glau-

* V. Meyern Praefat. ad T. 1. Act. publ. Pac. Westphal.

† Reichsabsch. zu Augspurg vom Jahr. 1555. §. Damit auch ꝛc.

„Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen, Cere„monien und Bestellung der Ministerien nicht an„langend, soll und mag die geistliche Jurisdiction „durch die Erzbischöffe, Bischöffe und andre Prä„laten, wie deren Exercitium an einem jeden Ort „hergebracht, und sie in der Uebung, Gebrauch und „Possession seynd, hinführo, wie bisher, unverhin„dert exerciret, geübt und gebraucht werden“. Zu Folge dieses ausdrücklichen Vorbehalts zogen die Erz- und Bischöffe in vielen evangelischen Landen unter andern Fällen, besonders die Ehesachen für ihre Erkenntniß: und die meisten blieben bis zu dem dreyßigjährigen Kriege und noch in demselben zu äußerster Bekränkung und Verdruß der Evangelischen in ruhigem Besitz dieser Gerichtsbarkeit.

Als es hierauf zu den westphälischen Friedenshandlungen kam: so ließen die Evangelischen eine ihrer ersten Sorgen seyn, sich dieser annoch übrig gebliebenen Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe vollends ganz und gar zu entschütten. In ihren 1645. im Monat November übergebenen Beschwerden setzten sie also vornehmlich die gänzliche Abschaffung der geistlichen Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe und, daß sich diese weiter keiner Erkenntniß in Ehesachen der evangelischen Stände Unterthanen anmaßen sollten. Die Catholischen in ihrer ersten Antwort wollten zwar die Verfügung des Religions-Friedens schlechterdings beybehalten wissen. Sie gaben aber schon im Merz 1646. in so weit nach, daß diese geistliche Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe in Ehesachen nur alsdenn statt haben sollte, wenn der

eine

eine Theil catholisch wäre. Allein die Evangelischen stelleten im Monat April weiter vor, daß sie von ihren Begehren nicht abgehen könnten, weil sonst das verhoffende gute Vertrauen über allemaaßen turbiret werden würde. Die Catholischen aber wollten sich noch bis in Heumonat eben dieses Jahres zu nichts weiter verstehen, außer daß sie sich erklärten, daß die geistliche Gerichtsbarkeit quo ad ritus et ceremonias et in causis matrimonialibus sechzig Jahr suspendirt seyn sollte; und in allen Vorstellungen und Antworten der Evangelischen und Catholischen ist allemal von weiter nichts die Rede, als von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe.

Den 21. Jul. eben dieses Jahres berathschlagten die Evangelischen zu Münster unter sich, ob man den Catholischen hierinnen nachgeben wollte. Man beschloß, daß es nicht rathsam wäre: und alle Stimmen besagen mehr als zu deutlich, daß man weiter nichts als die geistliche Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe in evangelischen Ländern besonders in Ehesachen zum Augenmerke gehabt hat. Ja, daß den evangelischen Ständen nicht einmal in die Sinne gekommen ist, den Kaiser die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der Stände selbst zu entziehen, beweiset das Stetinpommerische Votum ganz ungezweifelt, welches so gar glaubte, daß sich auch das Kammergericht die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der unmittelbaren nicht schlechterdings würde nehmen lassen. Allein eben so wenig wollten die Catholischen nachgeben, und es wurde dasselbe Jahr noch nichts verglichen.

Endlich

Endlich kam es den 6 Hornung 1647. zu einer Conferenz über diesen Punct, zwischen den Catholischen und Evangelischen. Alle geführte Reden der Gesandten beweisen ganz klärlich, daß von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe lediglich die Rede gewesen ist: und der Stein des Anstoßes war weiter nichts, als die Visitation der Klöster und die Erkenntniß über Ehesachen der Bischöffe in evangelischen Landen. Es wurde also auch hier nichts verglichen. Die Sache blieb dieses ganze Jahr hindurch bey Erklärungen und Gegenerklärungen, bey Entwürfen und Gegenentwürfen, bis endlich im Jenner des 1748. Jahres die Sache also verglichen wurde, wie die Worte itzo im 48 und 49 §. des westphälischen Friedens lautet.

Dieses ist der wahre und völlige Inhalt der westphälischen Friedenshandlungen über diese Stelle, und nun frage ich, ob ein vernünftiger Mann hierinnen finden kann, daß man dem Kaiser dadurch die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der protestantischen Reichsstände habe nehmen wollen. Ich glaube nicht, daß jemand so unbillig und ungegründet schließen werde.

Es ist auch diese ungleiche Erklärung und ungegründete Ausdehnung des westphälischen Friedens allemal nur eine Privatmeynung einiger, ob zwar der meisten evangelischen Publicisten geblieben: und die Stände haben niemals geäußert, daß sie dieser Stelle des westphälischen Friedens eine solche Erklärung zu geben verlangen. Als der Herzog Christian von Mecklenburg im vorigen Jahrhundert

die

die Religion veränderte, und sich durch den Pabst von seiner evangelischen Gemahlinn scheiden ließ: so bestätigte der Kaiser diese Ehescheidung durch ein besonderes Decret. Ob nun wohl das corpus Euangelicum im Jahr 1664. durch ein Schreiben * an den Kaiser Vorstellung darwider machte und zeigte, daß des Pabsts und der catholischen Geistlichkeit Gerichtsbarkeit in evangelischen Landen und über eine evangelische Fürstinn nach dem westphälischen Friedensschluß nicht statt haben könnte, so sagte man doch nicht, daß nach dem westphälischen Friedensschluß auch dem Kaiser die Bestätigungsbefugniß nicht zukäme, welches doch unstreitig eine Handlung der Gerichtsbarkeit des Kaisers in diesen Sachen war, sondern man bath nur um Vernichtigung dieses Decrets, aus der Ursache, weil es erschlichen wäre. Mehr hat man auch nicht geäußert, als sich im Jahr 1723 der Pfalzgraf Gustav von Zweybrücken mit päbstlicher Bewilligung durch den Bischoff zu Metz von seiner evangelischen Gemahlinn scheiden ließ, und bekanntermaßen die Hoffmannin heirathete.

Aus diesen allen nun ist es Sonnenklar, daß dieser Grund, den man wider die Gerichtsbarkeit des Kaisers in dergleichen Ehesachen anführen will, nicht das geringste Gewichte hat. Da die Ehesachen nach unsern eignen Lehrsätzen zur weltlichen Gerichtsbarkeit gehören; und da in dem westphälischen Frieden von weiter nichts als von der geistlichen Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe die Rede ist: so hat man einen gedoppelten und unverwerflichen Grund

vor

* Siehe Mosers deutsches Staatsrecht 8 Theil. p. 309 sqq.

vor sich, welcher den vermeyntlichen Beweis vor die Ausnahme der Ehesachen von der Gerichtsbarkeit des Kaisers, ganz und gar entkräftet.

Ich bin sehr versichert, daß man wider den angeführten wahren Inhalt und Verstand des westphälischen Friedens nicht das geringste aufbringen kann: und dieses einzige ist schon hinlänglich, dem gegenseitigen Beweis alle Gültigkeit zu benehmen. Vielleicht wird man aber den Grundsatz nicht zugeben wollen, daß wir uns nach unsern eignen Lehrsätzen beurtheilen lassen müßten; und man wird vielleicht glauben, daß auch die catholischen Erz- und Bischöffe in Ansehung der suspendirten geistlichen Gerichtsbarkeit allerley nachtheilige Folgen daraus erzwingen könnten. Allein man hat dieses nicht zu befürchten, weil das Diöcesrecht, als die einzige Quelle ihrer Befugniß, aufgehoben ist. Ganz anders ist es auch in Dingen, wo die Verträge klare Maaß und Ziel geben; und hier kann dieser Grundsatz freylich nicht statt haben. Uebrigens haben die Evangelischen selbst diesen Grundsatz ganz wohl erkannt. Als nach dem Religionsfrieden die geistliche Gerichtsbarkeit der Erz- und Bischöffe nicht ohne allen Vorbehalt niedergelegt war; so übergaben die evangelischen Stände im Jahr 1598 auf dem Reichstage zu Regenspurg eine Schrift, wodurch sie sich dieser geistlichen Gerichtsbarkeit in Ehe- und Eidsachen zu entschütten trachteten, unter dem Vorwand, daß diese Dinge nach den Canonisten und Glaubenslehren der Catholischen lauter geistliche Sachen wären. Weil nun in lauter geistlichen Dingen die Gerichtsbarkeit aufgeho-

gehoben wäre, so gaben sie zu verstehen, daß sich die Catholischen nach ihren eignen Lehrsätzen beurtheilen lassen müßten. Allein diese Erklärung war falsch, weil der Religionsfriede klare Maaß und Ziel gab, daß die puren geistlichen und Glaubenssachen, nach den Lehrsätzen der Evangelischen zu verstehen wären. Wenigstens bleibt dieser Grundsatz ganz unumstößlich, daß die Erklärung nach den eignen Lehrsätzen allemal wider denjenigen gilt, welcher deutlicher hätte reden sollen. Dieses sind hier ganz unstreitig die Evangelischen. Sie suchen etwas zu erhalten, und lassen sich von den Catholischen Versprechungen geben. Wenn sie nun unter der geistlichen Gerichtsbarkeit auch die Erkenntniß des Kaisers in Ehesachen hätten verstehen wollen, so hätten sie deutlicher reden sollen.

Ein andrer Grund, wodurch man die Ehesachen der protestantischen Stände der kaiserlichen Gerichtsbarkeit entziehen will, wird uns weit weniger Mühe machen. Der westphälische Friede verordnet *, daß unter den beyderley Religionsverwandten Ständen eine vollkommene und genaue Gleichheit seyn soll, dergestalt, daß, was dem einen Theile Rechtens ist, auch dem andern Rechtens seyn soll. Aus dieser vollkommenen Gleichheit nun will man erzwingen, daß der Kaiser in Ehesachen der evangelischen Reichsstände keine Gerichtsbarkeit haben könnte; nämlich weil der Kaiser in Ehesachen der catholischen Reichsstände bekanntermaßen keine Gerichtsbarkeit

* Art. 5. §. 1.

barkeit habe; so könnte er auch solche über die Evangelischen nicht ausüben.

Man muß sich in der That verwundern, wie vernünftige und gelehrte Leute zu so elenden Gründen ihre Zuflucht nehmen können. Dieser Grund stehet ihnen gerade entgegen. Wenn diese vollkommene Gleichheit die Ausnahme der Evangelischen von der Gerichtsbarkeit des Kaisers wirken sollte: so müßten die catholischen Reichsstände in Ehesachen gleichfalls ohne Richter seyn. Haben sie denn aber in dergleichen Sachen etwan keinen Richter? Allerdings: und es kann den Evangelischen gleich viel seyn, wer dieser Richter ist. Wie können also die Evangelischen verlangen, daß sie nach einer vollkommnen Gleichheit in dergleichen Sachen ohne Richter seyn wollen. Ein Kind siehet ein, daß alsdenn keine vollkommne und genaue Gleichheit, sondern ein Vorzug für die Evangelischen heraus kommen würde.

Dieser sehr nichtige Beweisgrund wird auch so gleich durch eben diese Stelle des westphälischen Friedens selbst entkräftet; und es ist nicht anders, als wenn die Paciscenten des westphälischen Friedens diese ungleiche Auslegung vorher gesehen hätten, und ihr schon im voraus alle Gültigkeit hätten benehmen wollen. Sie setzen unmittelbar hinzu *: In so weit

es

* Verbis: In reliquis omnibus autem inter vtriusque religionis Electores, Principes, Status omnes et singulos sit aequalitas exacta, mutuaque, quatenus formae Reipublicae, Constitutionibus imperii et praesenti conuentioni conformis est, ita vt, quod vni parti iustum est, alteri quoque sit iustum.

es (nämlich diese Gleichheit) der Gestalt der Republik, denen Reichssatzungen und gegenwärtigem Vertrag gemäß ist. Durch diese kräftigen und deutlichen Worte wird dieser seltsamen Auslegung offenbar widersprochen. Ist es wohl der Gestalt unsrer Republik gemäß, daß sich jemand in gewissen Fällen der Gerichtsbarkeit des Kaisers und der Reichsgerichte entziehen, und ganz ohne Richter seyn kann? Denn das Consistorium kann niemand ausgeführter maßen für einen Richter erkennen, um so mehr da es ein unzulängliches Mittel ist, wobey der andere Theil niemals zu seinem Rechte gelangen, und welches bey einer Menge Reichsgliedern gar nicht angewendet werden kann. Ist es auch wohl denen Reichsgesetzen und Satzungen gemäß, welche alle Gewaltthätigkeiten verbiethen, und welche zu Erhaltung dieses Endzwecks, den sie sonst nicht erreichen würden, haben wollen, daß alle Sachen, sie mögen seyn wie sie wollen, der Gerichtsbarkeit des Kaisers und der Reichsgerichte unterworfen seyn sollen? Ich glaube nicht, daß dieses jemand behaupten wird, und ich habe oben ein ganz anders ausgeführet. Eben so wenig kann man nunmehr sagen, daß es dem westphälischen Frieden gemäß ist. Folglich bleibt dieser ungegründeten Auslegung nicht der geringste Schein übrig.

Die übrigen Gründe, die man für die Ausnahme der Ehesachen von der Gerichtsbarkeit des Kaisers anzuführen pflegt, sind so elend, daß sie keiner Widerlegung würdig sind; sie heben sich vielmehr von selbst, nach dem, was wir hier ausgeführet ha-

ben; und der Raum dieser Blätter erlaubet keine vergebliche Weitläuftigkeit. Wir versichern uns demnach, daß wir auf eine ungezweifelte Art erwiesen haben, daß der Kaiser in Ehesachen der evangelischen Reichsstände rechtmäßiger Richter sey.

Es ist noch übrig, daß ich untersuche, vor was für ein Reichsgerichte die Erkenntniß dieser Sachen gehöret. Indem ich beständig nur von des Kaisers Gerichtsbarkeit geredet habe; so wird man schon vermuthen, daß ich die Jurisdiction des Kammergerichts hier nicht gegründet halte. Es ist aber nöthig, daß ich meinen Satz mit Gründen behaupte. Der gewöhnlichste Grund, den man hier anführet, ist dieser, weil die Ehesachen nicht für die Austräge gehörten. Ob nun wohl dieses seine gute Richtigkeit hat: so taugt doch die Ursache nichts, weshalb die Ehesachen der Reichsstände für die Austräge nicht gehören sollen. Man spricht nämlich: die Gemahlinnen der Reichsstände wären nicht unmittelbar. Da nun nur unmittelbare der Austräge fähig wären; so schließen sie für ihren Satz. Allein, ich habe hier hinlänglich erwiesen, daß die Gemahlinnen der Reichsstände allerdings unmittelbar sind. Folglich fällt dieser Grund über den Haufen. Dennoch haben hier die Austräge und die Jurisdiction des Kammergerichts aus einer andern Ursache nicht statt. Die Reichsgesetze nämlich nehmen die Ehesachen von der Erkenntniß des Kammergerichts ausdrücklich aus*. Man findet auch, daß dieses Reichsgerichte die Ehesachen der Reichsstände von sich ab und zur Erkenntniß

* Visitations Absch. §. 7. p. 86.

niß des Kaisers verwiesen hat *. Folglich haben auch hier die Austräge nicht statt, weil die unstreitige Regel ist, daß von der Erkenntniß der Austräge allemal an das Kammergericht appelliret werden kann. Es ist demnach kein Zweifel, daß diese Ehesachen allein zur Gerichtsbarkeit des Kaisers und folglich vor dasjenige Gericht gehören, worinnen er die ihm allein zustehende Gerichtsbarkeit ausübet, nämlich vor den Reichshofrath.

Zum Beschluß muß ich noch eine besondere Anmerkung beybringen. Der berühmte Rechtsgelehrte, Horn **, zweifelt gar nicht an der Befugniß des Kaisers, in Ehesachen der protestantischen Stände erkennen zu dürfen. Er wünschet vielmehr, daß sie nach dem Beyspiel Kaiser Ludwigs des IV aus Bayern, welches ihm vielleicht nur allein bekannt gewesen ist, sich der Jurisdiction hierinnen annehmen möchten, weil diese an sich selbst pure weltlichen Sachen nichts als die Hoffarth und der Geiz der Clerisey geistlich machen könnten. Allein, er glaubt, daß die Kaiser wegen der Religion und ihren Grundsätzen, worzu sie sich zeither bekennet hätten, solches nicht thun wollten. Sie ließen demnach dergleichen Sachen vor dem Reichshofrath nicht abhandeln: und es würden Commissarien in diesen Sachen von dem Kaiser vergeblich ausgebethen. Allein es ist dieses wohl weiter nichts, als eine Vermuthung dieses Rechtsgelehrten. Ob ich mich zwar nicht unterstehe, in die Gedenkensart der Kaiser einzudringen: so

* Deckherr de Pac. civ. Rel. dat. P. I. c. 27. §. 40.
** Iur. publ. prud. cap. 41. §. 29. p. 361. 362.

glaube ich doch, daß diese Gerichtsbarkeit mit den Grundsätzen der catholischen Religion ganz wohl bestehen könnte, zumal da ihm sein Amt und Pflicht verbindet, Recht und Gerechtigkeit im Reich zu handhaben und alle Unordnung und daraus besorgliche Gewaltthätigkeiten zu verhindern. Neuere Beyspiele haben auch ganz klärlich veroffenbaret, daß man von dieser Gedenkensart weit entfernet ist, und daß man nicht ermangeln würde, in dergleichen Sachen rechtliches Erkenntniß, Recht und Gerechtigkeit zur Wohlfahrt, Heil und Ruhe des Reichs zu verfügen, wann sie in dem ordentlichen Wege Rechtens vorgetragen würden.

Ji=

* *

Besondere Regeln
über den Schein der Laster.

Wir haben im vorigen Monath versprochen, Regeln über den Schein der Laster zu geben. Indem wir uns dieser Arbeit unterziehen wollen: so finden wir, daß allgemeine Regeln sehr schwer und gewissermaßen unmöglich sind. Die verschiedenen Handlungen so vieler Laster, die in ihren äußerlichen Kennzeichen sehr wenig überein kommen, lassen sich nicht wohl in allgemeine Sätze und Regeln bringen. Wenigstens könnten dieser allgemeinen Regeln nur sehr wenig ausfindig gemacht wer=

werden. Es ist z. E. eine allgemeine Regel über den Schein der Laster: Alle Handlungen, welche vor der Obrigkeit und unsern Nebenmenschen geheim gehalten werden, geben einen starken Schein der Laster von sich. Desgleichen: Wer in seinen Worten und Geberden eine große Frechheit und Verwegenheit blicken läßt, giebt dadurch einen ziemlich gewissen Schein der Laster. Allein, alle diese Regeln, deren ohnedem nicht viel mehr seyn werden, sind gewaltigen Ausnahmen und Einschränkungen unterworfen. Wir wollen demnach nur über den Schein besonderer Laster einige Regeln geben. Wir werden uns dabey keiner andern Ordnung bedienen, als wie sie uns einfallen. Hier sind sie.

1. Eine Frau, die in Abwesenheit ihres Mannes, von Mannspersonen öfters Besuche annimmt: läßt einen sehr starken Schein der Untreue von sich blicken: und wenn sie diese Besuche vor ihrem Mann geheim hält; so ist dieser Schein ganz untrüglich.

a) Anmerkung: Man kann hier bey proceß- und zanksüchtigen Frauenzimmer die Besuche des Hr. Vormunds und derer Herren Advocaten ausnehmen. Man muß aber diese Ausnahme mit Behutsamkeit machen. Denn öfters ist eben dieses der Deckel des Lasters.

b) Anmerkung: Bey schwermüthigen und angefochtenen Seelen unter dem weiblichen Geschlecht kann man noch die Besuche der Herren Geistlichen ausnehmen. Ich sähe aber gerne, wenn sie ihre Trostgründe in Anwesenheit des Mannes anbrächten.

2. Wenn eine Frau eine Mannsperson, die in Abwesenheit ihres Mannes Besuch bey ihr abgelegt hat, vor ihm verstecket, wenn er von ohngefähr darzu kommt: so giebt sie einen ganz untrüglichen Schein von sich, daß sie eine Ehebrecherinn ist.
3. Eben dieser Schein ist ganz ohnfehlbar, wenn sich eine Frau mit einer Mannsperson einschließt, oder das Gesinde entfernet.
4. Ein Frauenzimmer, das von Mannspersonen nächtliche Besuche annimmt, oder ihnen gestattet, daß sie des Nachts über in ihrem Hause bleiben dürfen, ist ganz gewiß eine Hure.
5. Wenn sich ein Frauenzimmer in großen Städten zur Nachtzeit in ein Haus tragen läßt, welches berüchtiget ist, das darinnen verliebte Zusammenkünfte gehalten werden, so kann sie von ihren Nebenmenschen nicht verlangen, daß sie dieselbe für etwas anders, als vor eine Buhldirne, halten sollen.
6. Mannspersonen, die mit Mägden haushalten, und sie ordentlich ausstatten, geben einen ganz untrüglichen Schein von sich, daß sie Unzucht mit ihnen treiben.

Anmerkung: Man kann die Alten ausnehmen, sonderlich, wenn sie in ihrer Jugend sehr unordentlich gelebt haben. Denn diese suchen gemeiniglich nur eine Abisag von Sunem, oder lassen sich die Füße reiben, daß sie einschlafen können.

7. Wer öfters langwierige Reisen antritt, ohne daß er bekannte Geschäffte hat, und Uhren, Silberwerk, kostbare Kleider und andere Kostbarkeiten mit-

mitbringt, und diese Dinge etwan geheim hält oder vorgiebt, daß er sie von großen Herrn geschenkt bekommen, von dem kann man ganz gewiß versichert seyn, daß er ein Dieb ist.

Anmerkung: Wenn er für einen tüchtigen Narren gebraucht werden kann, so wird die Sache etwas zweifelhaftiger.

8. Wer nichts im Vermögen hat und bekanntermaßen wenig oder nichts verdienet, dennoch aber kostbar lebt und viel aufgehen läßt, der ist ganz ohnfehlbar ein Dieb, ein falscher Münzer oder sonst dem gemeinen Wesen ein höchstschädlicher Mensch, er sey auch von was für Stande er wolle. Es wäre zu wünschen, daß die Obrigkeit in diesen beyden Fällen auf einen so untrüglichen Schein der Laster mehrere Aufmerksamkeit hätte.

9. Eine Frau, die ohne Gesellschaft ihres Mannes, mit andern Mannspersonen spatzieren fährt, oder die gerne ohne ihren Mann verreist, giebt einen ziemlich starken Schein des Ehebruchs von sich. Wenigstens hat sie große Lust, eine Ehebrecherinn zu werden.

10. Ehemänner, die öfters bey jungen Witwen Besuche ablegen, ohne ihre Weiber mitzunehmen, lassen einen nicht gar zu fehlbaren Schein des Ehebruchs von sich blicken.

Anmerkung: Man kann die Herren Aerzte ausnehmen, weil die jungen Witwen gemeiniglich öfters unpäßlich sind.

11. Wenn ein lediges Frauenzimmer von Ehemännern, die nach dem Ausdruck der Welt vor ga-

lant gehalten werden, kostbare Geschenke annimmt: so giebt sie einen starken Schein von sich, daß ihre Keuschheit eben nicht die kostbarste Sache ist, die sie bewahren will.

12. Frauenzimmer, die von jungen Herrn öfters Besuche annehmen, und sich in dergleichen Gesellschaften fleißig finden lassen, geben nicht undeutlich zu erkennen, daß sie einer unordentlichen Liebe ergeben sind, oder doch darzu neigen.

Anmerkung: Wenn sie Väter oder Brüder haben, die den Vorwand der Besuche abgeben können; so kann man den Schein vorwaltenden Umständen nach um die Hälfte für geringer halten.

13. Wenn eine Mutter geschehen läßt, daß ihre Töchter in ihrer Gegenwart von jungen Herrn geküsset werden; so giebt sie schon zur Hälfte eine untrügliche Anzeige der Kuppeley von sich.

14. Ein Frauenzimmer, das bey einem jungen Herrn, der mit ihr in einem Hause wohnet, auf die Stube gehet, giebt einen ziemlichen Schein der Unkeuschheit von sich, wenigstens bezeuget sie, daß sie große Lust hat, ihre Ehre zu verlieren.

Anmerkung: Wenn sie nicht in eben dem Hause wohnet, und sie thut es ohne Begleitung andrer unverdächtigen Gesellschaft: so wird man ihr nicht zu viel thun, wenn man sie bereits für eine liederliche Dirne hält.

15. Witwen, die ledige Mannspersonen in die Kost nehmen, und einen fast beständigen Aufenthalt in ihrem Hause gestatten, lassen einen starken Schein

von

von sich blicken, daß sie entweder selbst unkeusch sind, oder doch nicht viel darnach fragen, wenn es ihre Töchter werden.

Anmerkung a) Man kann die Herren Vettern ausnehmen. Ich sehe aber nicht gerne, wenn man auch hierunter die weitläuftigen oder solche rechnen wollte, die nur den Leuten die Augen zu verblenden, die Freundschaft von Japhet herleiten.

b) Wenn keine andere Gelegenheit der Kost an einem Orte zu haben ist; so wird die Ausnahme so stark, daß bey vielen Vorfällen gar kein Schein übrig bleibt.

16. Ein Ehemann, der den Mägden ohne der Frauen Vorwissen ansehnliche Geschenke macht, giebt einen starken Schein des Ehebruchs von sich. Wenigstens ist so viel untrüglich gewiß, daß er entschlossen ist, ein Ehebrecher zu werden.

Anmerkung: Man kann diejenigen Ehemänner ausnehmen, die zornige, stürmische und geizige Weiber haben, welche andrergestalt kein Gesinde behalten können. Ich wollte aber nicht gerne, daß man diese Beschaffenheit der Frauen dem Manne auf sein Wort glaubte. Wenn er es selbst sagt; so kann man sich nur versichern, daß es nicht wahr ist.

17. Ein Einnehmer ungewisser herrschaftlicher Einkünfte, der nur eine mäßige Besoldung und bekanntermaßen selbst nichts im Vermögen hat, dennoch aber kostbar lebt, stark spielt und verspielt, und zu seiner Lust Pferde auf der Streu hält, dieser

ser giebt einen Schein von sich, daß er in seiner Einnahme Betrügereyen und Unterschleif macht.

18. Wer öfters geheimnißvolle Gäste hat, die sich vor niemand sehen lassen wollen, des Abends ankommen und lange vor Tage wieder abgereiset sind, dieser läßt einen sehr starken Schein der Diebeswirthschaft von sich blicken. Hier könnten die Obrigkeiten aufmerksamer seyn.

19. Wer andern Leuten beständig ins Wort fällt und alles besser wissen will, der äußert sehr stark, daß er ein hochmüthiger Narre ist, dem das Wissen den Bauch zersprengen will.

20. Ein Richter, welcher wissentlich geschehen läßt, daß die Parteyen noch ein besonders gerichtliches Verfahren vor seiner Frauen in der Küche anstellen, giebt einen starken Schein der Ungerechtigkeit von sich.

21. Wer angesehenen Leuten kaum dankt, wenn sie ihn grüßen, oder doch seinen Rücken so werth hält, daß er nur den Kopf etwas neiget, der läßt einen ziemlichen Schein eines närrischen Hochmuths von sich blicken.

Anmerkung a) Man kann diejenigen ausnehmen, die einen sehr kurzen Leib und eine hohe Brust haben.

b) Wenn man will: so kann man auch bey denenjenigen eine Ausnahme machen, die eine schlechte Erziehung gehabt haben. Was mich aber anbetrifft, so traue ich diesen den allernärrischten Hochmuth zu.

22. Eine

22. Eine Jungfer, welche das Amt einer Haushälterinn bey einer ledigen und jungen Mannsperson übernimmt, bezeuget eine überallemaße große Lust entweder eine heimliche oder öffentliche Hure zu werden.

Anmerkung: Hier muß man eine allgemeine Ausnahme unter nahen Anverwandten machen.

23. Wenn sich ein Frauenzimmer in öffentlichen Gesellschaften von Mannspersonnen küssen läßt, so giebt sie einen ziemlichen Schein einer frechen Buhldirne von sich.

Anmerkung: Von dieser Regel sollen alle adeliche ausgenommen seyn. Denn in den adelichen Gesellschaften gehet es freylich weit freyer und lebhaftiger zu, als in den einfältigen und gezwungenen bürgerlichen Gesellschaften.

24. In einem Hause, wo öfters Gesellschaften junger Herren sind, will ganz ohnfehlbar entweder die Mutter oder die Tochter nach dem Ausdruck der Welt vor galant angesehen werden: und ich versichere sie, daß man ihnen in der That Recht wiederfahren läßt.

Anmerkung: Ich will aus denen nur iezt angeführten Ursachen abermals die adelichen Häuser ausnehmen. Die bürgerlichen aber sollten von Rechtswegen so billig seyn, in die Vorzüge des adelichen Standes nicht einzugreifen.

Es würde ganz leicht fallen, noch ein paar Hundert solcher Regeln über den Schein der Laster ausfindig zu machen. Als eine Dosis aber können diese zwey

Dutzend

Dutzend schon genug seyn. Ein geschickter moralischer Arzt, muß in seinen moralischen Purganzen ebenfalls Behutsamkeit gebrauchen, damit er die schwächliche Natur der Welt auf einmal nicht so hart angreife, und einen allzu starken Ausguß der Unreinigkeiten veranlasse. Vielleicht giebt es Leute, welche Erläuterungen und Beweise dieser Regeln verlangen. Was mich anbelangt: so halte ich sie ganz und gar für unnöthig. Wer die Natur der Menschen und der Laster kennet, und in den Begebenheiten der Welt kein Fremdling ist, der wird sich unzählige Erläuterungen und Beweise selbst machen können.

T ==

* *

Auszug
eines Schreibens aus der Wetterau
vom 10 December 1746.

Der Herr Verfasser desjenigen nützlichen Schreibens von der Vorsorge, die wir für unsern Körper zu tragen schuldig sind, welches im dritten Stück des vorigen Bandes p. 265. befindlich ist, hat uns abermals mit seiner Zuschrift beehret. Der Raum verhindert uns, daß wir solches nicht ganz einrücken können. Es soll aber nichts wegbleiben als Höflichkeitsbezeugungen und gute Meynungen von unsern Schriften, wovor wir Herrn Verfasser sehr verbunden sind, und alles,

woran

woran unsern Lesern nichts gelegen ist. Die Hauptursache soll durch diese Abkürzung keinen Nachtheil leiden.

Wir hatten nicht ohne Gründe geglaubt, daß sich der gute Vorschlag unsers Herrn Correspondenten in einem philosophischen Lehrgebäude nicht füglich bewerkstelligen lassen würde. Hierwider hat derselbe unterschiedenes einzuwenden. Er räumet ein, daß in einem philosophischen Lehrgebäude nichts Platz haben könnte, was nicht auseinander abfließt und richtig erwiesen ist. Er glaubt aber, daß hier eine Collision verschiedener Pflichten vorhanden ist. Die Philosophie solle uns den Weg zur wahren Glückseligkeit zeigen, in so ferne wir diese durch die Vernunft erkennen und erlangen können. Zu dieser wahren Glückseligkeit gehöre auch ganz unstreitig die Gesundheit unsers Körpers; und folglich müßten wir uns bemühen dieselbe zu erhalten oder zu erlangen. Von diesen Pflichten, welche so gar, vermöge der Verbindlichkeit aus dem natürlichen Recht ein göttliches Gesetz wären, könne uns die Hinderniß nicht abhalten, daß wir den Zusammenhang und die Folge eines Satzes aus den andern entweder gar nicht oder nicht allemal zeigen und einsehen könnten. Unsere Erkenntniß sey überall sehr umschränkt. Dennoch wären wir schuldig, diese anzuwenden und daraus eine unsren Einsichten und dermaligen Zeitumständen gemäße Vollkommenheit zu erhalten. Da uns nun die Weltweisheit zu dieser Vollkommenheit führen sollte: so könnte die Vorsorge für unsern Leib und die darzu erforderlichen Mittel daraus nicht wegbleiben.

Der

Der Herr Verfasser glaubet dieses um destomehr, da man in allen Wissenschaften die deutlichsten Spuren der menschlichen Unerkenntniß antreffe, wenigstens wenn es auf die Ausübung ankomme, welches doch der Endzweck aller Wissenschaften, und also das nöthigste sey. Selbst die Mathematik sey hiervon nicht auszunehmen. Vieles gründe sich darinnen auf willkührlich angenommene Sätze, davon der Erfolg bey Auflösung und Befolgung der Aufgaben zweifelhaftig und ungewiß bleibe: und wie uneinig sey man nicht bey Bestimmung der Verhältnisse, die doch zum Beweis nothwendig erfordert würden. Er führet hierauf Beyspiele aus der Geschützkunst an. Man könne nämlich nicht beweisen, daß eine nach den Regeln der Artillerie abgeschossene Canonkugel das Ziel treffen, eine Bombe an den bestimmten Ort hinfallen und daselbst springen werde; u. s. w. Man sey hier zufrieden, daß man die Möglichkeit unter gewissen Bedingungen zeigen könnte; und man müsse geschehen lassen, daß die Wirklichkeit von gewissen Zufällen abhiengen, die sich entweder gar nicht, oder nicht allezeit vorhersehen und bestimmen ließen. Dennoch habe man die Geschützkunst der Mathematik und folglich der Weltweisheit einverleibet. Man sey mit derjenigen Erkenntniß und Gewißheit zufrieden gewesen, die sich nach unsern dermaligen Einsichten habe erreichen lassen, obgleich nicht alles bis auf einen mathematischen Punct und nach der Schärfe der Lehrart zu bestimmen gewesen sey. Man müsse nur den Anfang machen. Die Nachwelt, der noch immer vieles zu erfinden übrig

bleibe,

bleibe, gehe alsdenn immer weiter. Es sey dieses selbst in der Mathematik geschehen, worinnen vieles richtiger erwiesen sey, als etwan vor dreyßig Jahren, und die Geschützkunst sehe nunmehr nach den Bemühungen des vortrefflichen Herrn Eulers schon weit besser und gewisser aus.

Unser vernünftiger Herr Correspondent glaubt, daß man eben also mit der Vorsorge für unsern Körper in der Weltweisheit zu Werke gehen könnte. Unsere Weltweisen müßten unfehlbar selbst von der Nothwendigkeit der Erkenntniß unseres Körpers und der Pflichten gegen denselben überzeugt seyn, weil sie in der Natur und Sittenlehre schon vieles davon einfließen ließen. Allein dieses sey noch nicht vollständig genug, und zu der Absicht und Nothwendigkeit der Sache bey weitem noch nicht hinlänglich. Der Herr Verfasser will übrigens nicht solche Mittel eingerücket wissen, die man aus den Apotheken holet. Auf diese Art gehe man in der Vorsorge für sich selbst schon zu weit, weil dieses ein Werk des Arztes seyn müsse. Er will sie von weit sichern und vorzüglichern Mitteln verstanden wissen. Diese sind hauptsächlich die Diät; und dasjenige, was gewissermaßen mit darzu gehöret, Enthaltung, Ruhe, Bewegung, Wärme u. s. w. Diese und ihre Wirkung müsse man aus dem Grunde kennen lernen, und nach Beschaffenheit des Alters, des Geschlechts, des Temperaments, der Gemüthsregungen, der Lebensart, der Witterung und dergleichen, welches alles gleichfalls eine Kenntniß dieser Dinge und ihrer Wirkungen voraus setzet, anzuwenden suchen: und

in diesen einfältigen Mitteln und in deren Zusammensetzung und Veränderung glaubt er, daß die Heilungswege aller Krankheiten zu finden wären.

Dieses ist der beträchtliche Inhalt dieses Schreibens, den wir auf das eigentlichste und schärfste auszudrücken gesucht haben: und wir werden sehr wenig darwider zu erinnern finden. Wir halten zwar unsre Schwierigkeit wegen des Beweises durch die deutlicher angezeigten Genesungsmittel noch nicht aus dem Wege geräumt. Es ist eben so schwer, zu beweisen, warum eine solche Diät und keine andere zu diesem Alter oder Temperament erfordert werde, warum bey dieser Beschaffenheit des Körpers die Ruhe und bey einer andern die Bewegung nöthig sey. Alles beruhet auf Muthmaßungen und man trifft hier noch weit mehr Meynungen gegen Meynungen, als in den ordentlichen Arzeneymitteln an. Die Sache läßt sich auch nicht wohl mit der Ungewißheit in andern Wissenschaften der Weltweisheit in Vergleichung setzen. Wenn ich mich darinnen, sonderlich in der Mathematik, auf willkührlich angenommene Sätze gründe: so werde ich größtentheils in der Folge ganz gewiß überzeugt, daß sie entweder wahr oder falsch sind. Diese Gewißheit würde man hier nicht haben können. Man würde auf eine ganz widersprechende Weise Erfahrungen gegen Erfahrungen anführen. Allein dieses alles hält uns nunmehr nicht ab, daß wir nicht der Vorsorge für unsern Leib in der Weltweisheit eine kräftigere und bessere Anweisung zugestehen sollen, als Zeither geschehen ist. Es ist ganz unleugbar, daß der Wohl-

stand unsres Körpers zu unsrer Vollkommenheit und Glückseligkeit gehöret. Da uns nun die Weltweisheit die Anweisung darzu an die Hand geben soll: so ist ein Weltweiser schuldig, wenigstens so viel darinnen zu leisten, als es unsrer gegenwärtigen Erkenntniß und Einsicht nach möglich ist. Es ist auch gar nicht zu zweifeln, daß die Nachwelt und geschickte Männer in der Sache nicht weiter gehen könnten, wenn man sonderlich über die Erfahrung bey jedwedem Alter, Temperament, Gemüthsregungen und dergleichen sehr genaue und fleißige Anmerkungen machte; und man könnte sich also der Gewißheit und den Beweisen immer mehr und mehr nähern. Der Platz, der dadurch in der Weltweisheit erfüllet würde, würde gar nicht unwürdig bekleidet seyn, in Ansehung des großen Nutzens, den die Sache endlich vor das menschliche Geschlecht haben könnte; gesetzt, daß auch im Anfang die Beweise ziemlich mager aussehen würden. Wir treffen in der Weltweisheit und so gar in der itzigen Metaphysik allenthalben Hirngespinster an, die nichts als den Schein der Beweise haben, und in der Untersuchung nicht den geringsten Grund haben, und zwar solche, an welchen dem menschlichen Geschlecht nicht das geringste liegt, sie mögen wahr oder falsch seyn. Wie vielmehr könnte man also den Mangel des Beweises in einer so nützlichen Sache übersehen. Es ist zwar wahr, wenn man auch die Sache zu einer ziemlichen Gewißheit brächte: so würden doch vielleicht nur sehr wenige Menschen gefunden werden, die sich dieser Vorsorge und Hülfsmittel für ihren

Körper gebrauchen würden. Es ist den meisten Menschen nichts so angenehm, als ihren Lüsten und eingebildeten Vergnügen gemäß zu leben: und es hält gar zu schwer, eine einmal gewohnte Lebensart zu verändern, wenn wir gleich deren Schädlichkeit einsehen. Diese Hülfsmittel würden den Menschen gar zu viel Mühe und Sorgfalt machen: und hierzu entschließen sie sich sehr ungern. Daher kommt es vielleicht auch, daß diejenigen Aerzte, die von der Diät viel Wesens machen, dennoch öfters selbst sehr unordentlich und unmäßig leben. Allein alles dieses macht keinen Einwand wider die Unnützlichkeit der Erfüllung dieses Vorschlages unsers wertheften Herrn Correspondenten aus. Die Weltweisheit, besonders die Sittenlehre hat den Endzweck unsre Vollkommenheit und Glückseligkeit zu befördern. Hierzu wird erfordert, daß wir dem Gesetz der Natur gemäß leben, und folglich unsere Leidenschaften bezwingen. Wie viel sind aber wohl Menschen, selbst unter den größten Philosophen, die in der That diese Vollkommenheit ihres Zustandes erreichet haben, und Herr über ihre Leidenschaften sind? Man darf sie nur von Person kennen, um bey den meisten offenbar des Gegentheils überzeugt zu werden, und die Weltweisen, deren vortreffliche Schriften man mit Bewunderung lieſt, sind oft am allerwenigsten Herren über ihre Leidenschaften. Deñoch wird daraus niemand schließen, daß die Weltweisheit unnützlich sey. Bey dem verderbten Zustand der Menschen ist es Nutzen genug, wenn nur etliche wenige gebeſſert werden.

Uebrigens werden wir es mit Vergnügen und Danknehmung geschehen lassen, wenn uns der geschickte Herr Verfasser mit den angebothenen Abhandlungen aus der Rechtsgelehrsamkeit beehren will.

Wegen der in der Nachricht gemeldeten Sache werden wir uns dem Herrn Verfasser verbunden erachten, wenn er uns umständliche Nachricht von derselben ertheilen will. Es ist uns wenig davon bewußt. Wir glauben fast nicht, daß man sich unterstehen würde, ein gewisses ihm bekanntes Wort zu gebrauchen, welches wir selbst in verschiedenen öffentlichen Nachrichten gelesen haben, wenn sich die Sache so verhielte, wie unser Herr Correspondent meldet.

* *

Schreiben
an die Verfasser der Ergetzungen.*

Hochedle,

Meine besonders hochgeehrteste Herren!

Es ist mir nicht mehr gleichgültig, daß ich einige meiner matten Gedanken in Deroselben Ergetzungen wieder finde: vielmehr muß es

* Gegenwärtiges Schreiben und die nachfolgenden Abhandlungen, haben wir abermals von der gütigen Hand unsers

mir zu einer besondern Zufriedenheit gereichen, die Geburten einer stumpfen Feder, in die Reihe auserlesener Früchte eines großen Geistes, gesetzt zu sehen. Meine Herren! ich habe meine Absicht erreicht, vermöge welcher ich das Edle ihrer Gedanken, auf dem höchsten Gipfel zu sehen, begierig war. Ich habe meine Absicht erreicht, und Dero beyden Antworten, welche Sie (im 3. B. 6. St.) mit meinen Einwürfen unmittelbar zu verbinden geruhet, haben endlich dasjenige erschöpft, was nur schönes und bündiges von der Sache zu sagen war. Ich begebe mich demnach des Rechts, zu repliciren. Ich überlasse meinem Freunde, dem Bias, die Wahl: ein gelehrter Märtyrer zu werden, oder aus der Noth eine Tugend zu machen und zu betteln, oder ein Handwerk zu treiben, oder, welches noch übrig ist, endlich in sein Vaterland wieder zu kommen. Ich muß zwar aus seiner platonischen Gemüthsart urtheilen, daß

unsers gelehrten schlesischen Herrn Correspondenten. Weil dieses Schreiben zum bessern Verständniß der vorigen und nachfolgenden Stücke aus dieser geschickten Feder dienen kann, so haben wir dieselbe mit einrücken wollen. Wir haben dabey nichts zu erinnern, als das uns beygelegte unverdiente Lob und die allzugroße Bescheidenheit des Herrn Verfassers. Es ist dieses allemal ein gewisses Merkmaal der Verdienste. Dieses Kennzeichen und die geschickten Schriften, die wir von ihm erhalten, würde uns dannenhero bewegen, uns eben diese Vorstellung von demselben zu machen, wenn wir auch nicht die vielleicht ganz sichere Muthmaßung hätten, daß diese Abhandlung aus einer Feder kommen, die sich bereits durch nützliche und witzige Schriften den Beyfall der Welt vollkommen erworben hat.

daß er das erste erwählen dörfte. Ein Gemüthe, welches einmal die Gränzen der Mäßigung überschritten, ist leicht aufs höchste zu treiben. Allein er mag sterben. Ich bin ihnen ebenfalls gut davor, daß ihre ungenannte Correspondentin, mit ihrer Antwort sich beruhigen wird. Sie hat ohnedem nur mit der Abscheulichkeit der scheinheiligen Buhldirne zu thun gehabt, die Schändlichkeit aber der Frechen stillschweigend eingeräumet. Man urtheilet allezeit schärfer von dem, was man wirklich erfahren, als von demjenigen, was man nur, der Möglichkeit nach, kennet. Hätte sie gleich eines und das andere noch einzuwenden, so wäre es doch überflüßig, etwas, worauf vernünftige Leser die Ordnung der Gedanken von selbsten bringen kann, mit trocknen Worten erst zu berühren.

Vielleicht haben Euer Hochedlen ihre Correspondentinn eines unrichtigen Begriffs wegen der Herodias beschuldigt, an deren statt sie ein J zu setzen beliebet *. Ich kann nicht leugnen, daß, wann sie etwan mit diesem Buchstaben die Begebenheiten der Jesebell verbinden wollen, welche ihre Bosheit durch die Religion zu bemänteln gesucht, indem sie etliche tausend Pfaffen von ihrer Tafel gespeiset, daß, sage ich, diese Veränderung nicht zur Unzierde gereicht. Indessen deucht mich, daß Sophia Ungenannt, deswegen die Herodias unter dem Bilde der Scheinhei-

* Wir haben den gebrauchten einzeln Buchstaben in der That vor ein J. angesehen, ob wir wohl nunmehr wissen daß es ein H. hat seyn sollen: und ohne Zweifel wird der Setzer eben also gelesen haben.

ligen aufgeführet, weil sie ihren Ehebruch zu bedecken, und ihre Ausschweifung aus den Gemüthern der Menschen zu bringen, mithin den Schein der Tugend zu behaupten, den eifrigen Sittenlehrer Johannes hinrichten lassen: Sollte dieser Gedanke nicht in etwas zu entschuldigen seyn?

Die Druckfehler, so hin und wieder eingeschlichen, werden hoffentlich aufmerksame Leser selbst leichtlich verbessern können.

Der Vorwurf Dero letzten Abhandlung, welcher den Zustand der Seele nach dem Tode betrifft, ist einige Zeither ebenfalls meine Beschäfftigung gewesen: vielleicht bekommen Euer Hochedlen Gelegenheit, in kurzem darüber ihr Urtheil zu fällen.

Ich bediene mich nun der gegebenen Freyheit, Ihnen, meine Herren, etliche Stücke von meiner geringen Arbeit zu übersenden: davon das erste die Einbildung betrifft. Bin ich darinn zu weit gegangen, oder habe ich diese Materie nicht völlig erschöpfen können, so versehe ich mich des Vortheils, von Ihnen etwas vollkommeners zu lesen *. Ich muß gestehen, es würde vielleicht meine Abhandlung anmuthiger geworden seyn, wenn ich einen Schauplatz eröffnet, worauf etwan die Hexen ein Balet getanzet, oder ein Chor neuer Propheten geweißaget hätten: oder wenn ich einen Pygmalion seine helfenbeinerne Schönheit küssen, einen Caligula mit seiner

* Diese muntre Abhandlung ist so schön, daß sie unsrer Zusätze nicht bedarf: und wir versichern uns, daß unsre Leser eben also urtheilen werden.

seiner blassen Cynthia Beylager halten, oder einen Moliere gar an der Einbildung sterben lassen: allein ich habe Bedenken getragen, allzuweitläuftig zu seyn. Habe ich mich in Unterscheidung der Krankheiten französischer Namen bedient, so ist es der deutschen Nation nicht schimpflich, daß sie, aus Mangel der Erfahrung, nicht Stammwörter gnug hat, von so vielerley Arten, jede besonders auszudrücken *.

Das andere, so ich zu überreichen die Ehre habe, hat abermal die Absicht, Euer Hochedlen bey dieser Materie noch in etwas zu unterhalten. Finden sie Ursache, mich deswegen unter die Patienten der Einbildung selbst zu zählen, so muß ich mirs gefallen lassen: Sie sind aber viel zu billig, mich in die gefährlichste Classe zu setzen.

Noch ein Stück enthält die Rettung der Poesie. Ich bin weit entfernt, zu glauben, daß Sie Feinde der Dichtkunst sind; ich habe aber doch meinen Eifer vor deren Aufnahme entdecken sollen. Ist hierdurch der Poeterey kein sonderlicher Dienst geschehen, so habe ich wenigstens, auch einen verstellten Angriff (fausse attaque) nicht mit gleichgültigen Augen ansehen können.

Endlich kann ich mir leicht vorstellen, daß meine letzte Betrachtung, von dem Alterthum des Sachsenspiegels, gegen die tiefe und gründliche Wissenschaft des Herrn Ji. eben so, als wie ein Tropfen Wasser,

* Wir wollen uns bemühen, die deutschen Ausdrückungen so viel möglich beyzusetzen. Treffen wir es nicht allemal vollkommen: so hat doch der Leser die französischen Namen selbst vor sich.

gegen den Ocean, zu rechnen seyn wird; allein auch vergebliche Versuche tragen zuweilen zu Erfindung der Wahrheit das ihrige bey.

Das, was ich mir bey dem allen noch auszubitten habe, ist, daß ich mich allezeit nennen möge,

Euer Hochedlen,

den 28. Jan. 1747. ergebenster Diener

Anonymus.

* *

Von den Krankheiten der Einbildung.

Vor nicht zu langer Zeit herrschte noch in einem kleinen Theil der Welt, der Erdkreis genannt, eine gefährliche Seuche, welche man die Einbildungskrankheit nennete. Sie war so allgemein, daß diejenigen selbst, welche davor Sorge tragen sollten, damit behaftet waren, aber auch so unterschiedlicher Gattung, daß man Mühe hatte, sie durchgängig zu kennen. Jeder Stand, Alter, und Beschaffenheit der Einwohner, hatten unterschiedene Anfälle. Bey allen aber kam sie darinn überein: daß sie außerordentliche Vorstellungen abwesender Dinge, oder unrechte Vorstellungen gegenwärtiger und zukünftiger Sachen äußerte.

Die besten Weltweisen, welchen die Untersuchung dieser epidemischen Krankheit aufgetragen worden, urtheilten, daß diese Veränderungen der Seele, ohnerach-

erachtet sie nach einiger Meynung etwas Thierisches an sich haben sollten, theils natürlich, theils außerordentlich wären. Sie bewiesen, daß die Einbildung, in sofern sie der Natur gemäß wäre, mit zur Vollkommenheit des Menschen beytrüge, und unentbehrlich sey, daß sie dem Gedächtniß nützlich wäre, auch zur Erlernung der Sprache dienete.

Wie glücklich wären diese Aerzte gewesen, wenn sie die Patienten in diesem ordentlichen Zustande hätten erhalten können! Ach aber! sehr selten blieb die Einbildung in ihren Schranken: und also war es um die Gesundheit geschehen. Ich weis sehr wenige, welche, wenn sie einmal die Gränzen des Natürlichen, welches sie Imagination (Einbildung) nennten, überschritten, nicht tausend gefährlichen Abwechslungen unterworfen gewesen wären. Die Vorstellungen waren niemals oder selten in einander gegründet, bald waren sie Leidenschaften, bald waren sie thätlich, bald reizend, bald widerlich, bald eigenwillig bald zufällig, und endlich unvermeidlich.

Die Beobachtung, daß fast allemal nach einer gewissen Regel der Anfall geschah, vermöge deren, wenn man ehemals zwey Dinge beysammen gesehen, bey Erblickung oder Erinnerung des einen, das andere, oder was demselben ähnlich ist, sich ohne Zwang vorstellete: diese Beobachtung, sage ich, brachte einen sonst wunderthätigen Arzt dahin *, zu glauben, die Einbildung wäre nichts anders, als Vorstellungen von dem vergangenen Zustande der Welt. Man hat aber gefunden, daß die Patienten nicht allein mit

* Wolf in der deutschen Metaphysik §. 807.

mit vergangenen, sondern auch mit gegenwärtigen und zukünftigen sich bearbeiteten, obzwar der Anlaß zu diesen Vorstellungen meistentheils in dem Vergangenen zu suchen war.

Dasjenige nun, was die Aerzte sowohl zu Bewahrungs- als Heilungsmitteln anpriesen, war der richtige Gebrauch der Vernunft; als welche nichts, was nicht seinen zureichenden Grund hatte, einwurzeln lassen sollte. Allein denen Kranken, mit welchen es anfing ärger zu werden, erregte diese Arzney den größten Ekel, und die meisten waren mit Scheingründen vergnügt: einer Arzeney, welche Uebel ärger machte.

Ich komme nun auf die vielfältigen Arten der Krankheit selbst, und werde deren, so viel ich mich werde errinnern können, sowohl als derselben Beschaffenheit, Ursachen, und Curen zu gedenken bemühet seyn. Leute, welche ganz sicher zu seyn glaubten, und die auch in der That den Gebrauch der Vernunft nicht gänzlich verabscheueten, plagten sich mit einem Zufall, welcher Repräsentation| (Vorstellungskraft) hieß, und also erkläret wurde, daß es eine allzu lebhafte Vorstellung des Abwesenden sey. Dieses war der erste Schritt, den man seiner Gesundheit zuwider that. War die Imagination mit Bildern zu finden, so wollte diese das Object gegenwärtig haben. Poeten, Romanenschreiber, Comödianten, Maler und Bildhauer wurden meistens hiermit befallen, und die welschen Lande schienen fast hierzu verdammt zu seyn. Nichts war in der Welt möglich, welches sie sich nicht als gegenwärtig vorstellten: ja sie setzten manchmal von dem vergangenen, gegenwärtigen und zukünf-

zukünftigen, solche Theile zusammen, welche sich ganz nicht zusammen schickten: woraus den schädliche Geschwüre, als Hirngespinste, Erdichtungen und andere Chimären entstunden.

Ich weis nicht, ob die Aerzte am Gehirne ihre Cur anfingen; wenigstens befürchteten sie die Anfälle immer stärker, je aufgeräumter die Patienten waren. Man hat bemerkt, daß die Neigung zu dem schönen Geschlechte, die Krankheit sehr vergrößerte, und daß sie Gefahr liefen, Zeit und Vernunft zu verliehren. Es wurde ihnen angerathen, sich einen richtigen Endzweck, welcher zur wahren Glückseligkeit abziele, zu erwählen, und die Nichtigkeit ihrer meisten Beschäfftigungen einsehen zu können: mit einem Wort, klug zu handeln.

Diejenigen, welche dem Rath des Arztes folgten, befanden sich bald besser. Die andern geriethen in einen Paroxismus, welchen die Gesundheitsverständigen Phantasie (verwirrte Einbildung) benamten. Dieses war ein hoher Grad der Krankheit. Die Patienten machten sich die wunderbarsten Vorstellungen von sich selbst, als auch von andern Dingen. Deswegen folgten sie, als Sclaven, denen Ketten ihrer unordentlichen Vorstellungen, welche sie nicht mehr in ihrer Macht hatten und sie waren nicht mehr fähig, eine einzige Dosis der Vernunft einzunehmen. Irrende Ritter, verzweifelte Liebhaber, Wahnwitzige, und wie mich deucht, ein Theil der Alchymisten, lagen hart darnieder. Ein Theil der Aerzte hielten vor rathsam, dergleichen Kranken in ein Tollhaus zu bringen, andere aber, da sie diese

Krank-

Krankheit vor unheilbar hielten, bemüheten sich nur durch Unterhaltung des angenehmen, die Schmerzen zu besänftigen. Indessen hatten sie wahrgenommen, daß Liebe und Hochmuth die gemeinsten Quellen dieser Raserey waren.

Die Herren Gesundheitsräthe entdeckten noch unterschiedliche Arten, welche mehr und weniger gefährlich wurden, nachdem sie viel oder wenig mit der vorhergehenden überein kamen. Einige davon nennten sie Vanität (Eitelkeit), und erklärten sie, daß sie eine Einbildung nichts würdiger Dinge sey, und daß sie von einem sehr flüchtigen Geblüte und weichlichen Auferziehung entstehe. Sogenannte kleine Herren, Stutzer, Eroberer, Wortkrämer ꝛc. mußten von dieser Krankheit vieles leiden: und das Frauenzimmer eines mittlern Alters blieb selten verschonet. Gang, Kleidung, Freundschaftsversichrungen und was die Mode zu verändern pfleget, mußten sich nach ihrer Vorstellung richten, und wurden bald mit Vergnügen angenommen, bald mit dem größten Widerwillen verabscheuet. Es ist mir vorgekommen, daß der französische Erdstrich hierzu am meisten geneigt war. Zum wenigsten befand sich Deutschland eine geraume Zeit davon befreyet, bis daß durch nähern Umgang, diese ansteckende Seuche in seine Gränzen drang und desto heftiger wütete. Pohlen hingegen hat wenig gelitten. Man wendete alle Sorge an, diesem Uebel zu steuren. Man schlug Kleiderordnungen vor, man machte die Patienten lächerlich, men rieth das Natürliche dem Gekünstelten vorzuziehen, ich weis mich aber zu erinnern, daß es wenig

gefruch-

gefruchtet, weil zu viele Quacksalber mit Anpreisung der Eitelkeiten, den ächten Mitteln allzeit zuvorkommen.

Eine andere Art hieß man Distraction (Gemüthszerstreuung). Diese Krankheit bestund darin: daß man das gegenwärtige auf eine Zeit vergaß, indem man mit Vorstellung des Abwesenden beschäfftiget war. Sie betraf mehrentheils solche Leute, welche entweder sich an keine Ordnung, weder ihrer Gedanken noch ihrer Geschäffte gewöhnet hatten, oder, welche mehr vornahmen, als sie überdenken konnten. Sie waren sich in diesem Augenblick wenig bewußt, und von einem Träumenden nicht viel unterschieden. Jedoch enthielte man sich, allzu harte von dieser letztern Art zu urtheilen, weil sie auch denen geschicktesten Männern, obzwar nicht in einem so hohen Grad, zuweilen begegnen konnte. Der engländische Zuschauer hat etwas an seinem Freunde Honeycomb hiervon angemerket*. Dahingegen Menalque unter die erstere Classe gehöret. Man gab ihnen den Rath, bey allen Geschäfften gegenwärtig zu seyn, eine Sache nach der andern vorzunehmen, und nichts zu sehen, oder zu thun, wobey man nicht seine Betrachtungen nach gewissen Regeln anstellete: Vornehmlich aber eine Zeitlang sich mehr mit dem Gegenwärtigen, als Abwesenden zu beschäfftigen, bis die Gesundheit wieder hergestellt, und die Seele sich ihrer und anderer ordentlich bewußt seyn würde.

Veranlaßte diese nurbesagte Krankheit sich zu vergessen; so war ihr eine andere entgegen gesetzt, welche

* Deutsche Edition 1721. in der 61sten Rede.

welche den Namen Impression (Gemüthseindrückung) bekam, und welche darinn bestund: daß die Patienten allzu ernsthaft an sich, oder an das, was sie sich vorstelleten, gedachten. Diese Art beunruhigte sich meistens mit dem Vergangenen, und stellete solche Dinge vor, welche wenig in dem Zusammenhange des Gegenwärtigen gegründet waren. Melancholische Leute, Hexen, Alpe, eine Menge begeisterter, eingebildeter und bezauberter Kranken machten hier eine besondere Rolle. Man glaubte hierbey zweyerley Ursachen entdeckt zu haben. Einmal gab man die zähen Säfte des Gehirns, und den schweren Umlauf des Geblüts an; wodurch die Veränderungen in dem sinnlichen Werkzeuge langsam vor sich gehen sollte, weswegen zugleich die Seele gehindert würde, andern Vorstellungen Raum zu geben. Hatten diese Ungesunden etwan einem Missethäter den Kopf abschlagen, oder einen andern rädern gesehen; so konnten sie diese Vorstellung nicht aus den Gedanken bringen, Tag und Nacht schwebte ihnen diese Begebenheit vor Augen, und marterte sie wider ihren Willen. Die andere Gelegenheit zu dieser höchst unangenehmen Krankheit fand man in der Auferziehung. Die Schreckbilder, welche man zu Verschaffung des Gehorsams angewendet, oder die unrichtigen Begriffe, so ihnen durch Gespensterhistorien oder andere abentheuerliche Geschichte, in das Gemüthe eingepräget worden; behielten nicht allein die gehässige Stellung, sondern waren auch Ursache mehrerer Urbilder. Die Gewohnheit, durch ein knechtische Furcht die Jugend zum Guten zu bewegen,

machte ihr Gewissen zu einem Henker. Und wenn sie gefehlet, so ließen sie, bey Vorstellung der veranlaßten Unvollkommenheit, ihnen dieselben nicht so wohl zu einer Anreizung der Verbesserung dienen; als sie vielmehr bereit waren, zur Verzweiflung zu schreiten. Sie gaben sich allezeit mehr Schuld, als ihnen beyzumessen war, und klagten sich größerer Verbrechen halber an, als sie ausgeübet hatten.

Zwar wurden einige auch von angenehmen Vorstellungen angegriffen: doch seltener. Und die reizenden Bilder selbst gereichten ihnen zur Sclaverey. Es befand sich unter andern ein venetianischer Nobilo unpäßlich, da er durch Anhörung einer schönen Sängerinn bezaubert worden. Nicht allein der Ton und das Bild der Cantatrice verwirrten die Werkzeuge seiner Sinnen, sondern die Seele selbst verlohr das Vermögen, vernünftig zu denken. Hat jemals eine Art der Krankheit den Aerzten zu schaffen gemacht, so war es diese. Etwas zu vergessen ist schwerer, als etwas begreifen zu lernen. Ihre Bemühung gieng zwar dahin, den Körper durch Veränderungen und Bewegungen in bessern Stand zu setzen; die Seele aber durch überzeugende Gründe dahin zu bringen, das eingeprägte in einem andern Gesichtspunkte sich vorzustellen, war etwas schwerer. Was man sonst hierbey vor die Hand nahm, war dieses, daß man zu erweisen suchte, wie daß das Uebel so groß nicht sey, als man sich einbildete, daß das Gute den Reiz nicht habe, als man sich vorstellte, und endlich, was nicht seinen zureichenden Grund habe, ein leeres Nichts wäre. Nachdem aber dem

eingewurzelten Uebel sehr schwer abzuhelfen war, wendete man alle Kräfte an, demselben bey andern in Zeiten vorzubeugen. Man fuhr fort, die Kinderzucht auf einen bessern Fuß zu setzen. Man ließ die Jugend nichts als Wahrheiten sehen, man suchte ihr von jedem Dinge richtige Begriffe beyzubringen, man gab Gelegenheit, daß sie bey allen Fällen nach dem Grunde fragen mußte, man gewöhnte sie an, von dem Gegenwärtigen einen rechten Gebrauch zu machen, des Vergangenen, nur in so weit es zu Verbesserung des Zukünftigen dienlich, sich zu erinnern, und stellte ihnen endlich für, daß es eine vergebliche Sorge wäre, eine geschehene Sache ungeschehen zu machen.

Hiermit hatte diejenige Art der Einbildungskrankheit, welche die Arzneyverständigen Apprehension (Vorergreifung) nennten, eine große Verwandtschaft. Denn außer dem, daß die Ursachen fast einerley waren, so bestund ihr wesentlicher Unterscheid nur darinn, daß man hier von ähnlichen Fällen, einerley Ausgang theils erwartete, theils befürchtete. Und hiedurch theilten sich die Patienten in zweyerley Gattungen. Zu der ersteren gehörten die neuen Propheten, Zauberer und Teufelsbanner, zu der andern aber die abergläubischen und furchtsamen Gemüther. Beyde hatten keinen Augenblick einige Beruhigung. Moskau, Finn- und Lapland, auch der größte Theil von Africa und America waren ungleich kränker, als andere Länder. Hätten die Medici ihnen den Gebrauch der Vernunft beybringen können, so würden sie gar bald eingesehen haben, daß

von

von dem Möglichen aufs Wirkliche kein Schluß zu machen sey. Allein, da sie mit der Aehnlichkeit vorkommender Begebenheiten, in so weit sie mit dem vorhergehenden, welches ihnen ihre Vorstellungskraft ins Gedächtniß brachte, einige Gemeinschaft hatten, ihre Einbildung ermüdeten; so meynten sie der Vernunft wohl entbehren zu können. Das Elend dieser Leute war nicht zu beschreiben. Und das Frauenzimmer eines höhern Alters litte fast mehr, als die Mannspersonen. Da sie allezeit mehr befürchteten, als hofften, so waren sie auch kränker, als andere. Da ich die erste Gattung dieser Menschen billig unter die Phantasten rechnen kann, so übergehe ich sie in diesem Abschnitt, und rede also mehrentheils von der letzteren. Von diesen eben habe ich erwähnet, daß sie doppelt unglücklich gewesen. Kam das Uebel, so sie sich vorstelleten, so häufte dasselbe seine Pein mit derjenigen, so sie zum Voraus empfunden hatten; erfolgte es aber nicht, so hatten sich sich vergeblich geängstiget. Niemalen sind sie im Stande gewesen, ihrem Beruf sattsame Genüge zu leisten, und die Vorstellung unglücklicher Begebenheiten, hat ihnen ihr Leben blutsauer gemacht. Außer obigen Mitteln suchten die Naturverständigen, sie zu bewegen, auf den wahren Grund der Sache zu sehen, und zu bedenken, daß der kleinste Umstand einen ganz andern Ausgang zu wege bringen könne. Sie stelleten tausend ähnliche Fälle vor, welche tausend unterschiedene Wirkungen gehabt. Sie erwiesen ihnen, daß der Erfolg des Künftigen nur in so weit in unserer Macht stehe, als es mit dem

Beschluß der Vorsehung übereinstimme: mithin müsse man zwar nach den Regeln der Vernunft handeln, den Ausgang aber unbesorgt einer höhern Fügung überlassen.

Einige dieser Kranken trieb der Paroxysmus so weit, daß sie einen ungewissen Ausgang nicht allein nach ähnlichen Fällen beurtheilten, sondern auch nach willkührlichen Sätzen zu beurtheilen suchten. Man nennte es Prognosticiren (Vorhersagen); eine abgeschmackte Art der Einbildung. Man nahm ungewisse Gründe an, welche mit der Sache, die daraus erfolgen sollte, nicht die geringste Verbindung hatte, und bildete sich ein, wenn erstere vorhanden, so könnte man sicher den Erfolg erwarten. Es waren meistens Traum- und Zeichendeuter, Wahrsager, Wetterverkündiger, Nativitätsteiler ꝛc. welche damit behaftet waren. In Asien konnte man ein Lazareth von solchen Armseligen antreffen. Weil sie aber unter die Sclaven der Phantasie gehörten, so wurde mit ihnen nach obiger Art verfahren.

Die Presumption, (Selbsthochhaltung) so nennte man eine andere Sorte der Krankheit, bestund darinn, daß sich die Ungesunden mehr Vollkommenheiten einbildeten, als die Gesunden, wenigstens mehrere als sie wirklich besaßen. Hier äußerten sich die Quellen des Hochmuths, welcher denn auch schlechterdings Einbildung genennet wird. War bey andern ein Mitleiden zu haben, so verdienten es diese keinesweges. Sie hatten selbst einen Wohlgefallen an ihrer Krankheit, und waren allen, die neben ihnen waren, unerträglich. Selbstliebe und alle Vor-

urtheile eigner Vortrefflichkeit, war der Stoff dieser Schwachheit, und die Schmeicheleyen einiger Niederträchtigen, trieben diese Krankheit aufs höchste. Der Gelehrten war eine große Menge unter diesen Patienten: Spanien und China wimmelte von solchen eingebildeten Riesen. Die Selbsterkenntniß wurde als ein Mittel vorgeschlagen, und die ungeheuchelte Ueberlegung der Urtheile anderer Leute, that zuweilen gute Wirkung.

Bey den mehresten Krankheiten ereigneten sich einige heftige Zufälle, welche die Kunstverständigen Entetement (hartnäckigte Anhängung) zu nennen beliebten, und welche desto hartnäckigter waren, je gesunder sonst die Patienten gewesen. Das gute Deutschland lag vor andern Gegenden des Erdbodens hart darnieder, wiewohl England, Dännemark und Schweden ihr Antheil nahmen. Sie bedienten sich sehr oft des Gebrauchs der Vernunft. Allein ich weis nicht, ob sie in der Dosis fehlten, oder von den Apothekern betrogen wurden; so viel war gewiß, daß sie dadurch nur reger wurden. Die Arzneybeflissenen vermeynten sie anzutreffen, wenn ein Erkrankter sich etwas in Kopf gesetzt, welches er, trotz alles Widerspruchs, seiner Einbildung gemäß, folglich vor gut, wahr und richtig hielt. Diese Zufälle wurden so allgemein, daß auch die Gesunden zuweilen leiden mußten. Jeder bildete sich dasjenige ein, was mit seinen Begriffen, Grundsätzen oder Gesichtspunct überein kam. Dieser unglückselige Zustand hatte seinen Einfluß in die mehresten Handlungen der Menschen, und betraf nicht allein das

Sinnliche, sondern auch, was durch Schlüsse heraus gebracht werden sollte. Zwey oder mehrere dieser Art Kranken, durfte man niemals beysammen lassen, wofern das Uebel nicht größer werden sollte. Stellet euch zwey solche Febricitanten vor. So bald einer den andern ersahe, so wußte er gleich von ihm sein Urtheil zu fällen, und das je ne sai quoy, ein kleiner Zufall, machte ihre Uebereinstimmung entweder vermuthlich oder zweifelhaft. Die Physiognomie, welche ungegründete Vorstellung, die Krankheit noch verschlimmerte, machte ihnen die allerungleichsten Begriffe von einander. Einem kam die große Nase, dem andern die kurze Stirne verdächtig vor, und man hätte sie in diesem Fall nimmermehr bewegen können, Freundschaft zu machen.

Mehrentheils hatten sie eine geläufige Zunge. Behauptete einer, der Schmerz sey sehr empfindlich, so lachte der andere und lobte die Stoiker. Rühmte dieser die Schamhaftigkeit, so schalt es der andere für eine Einbildung, und hielt alles, was natürlich war, für löblich. Religion, Wohlanständigkeit, Recht, Billigkeit, und was nur löblich in der Welt war, mußte sich von diesen eingebildeten Köpfen hudeln lassen. Was für Entrüstungen erregte nicht das Sinnliche. Was der eine sich schön, guten Geruchs und Geschmacks, lieblichen Tons und angenehmer Empfindung einbildete, das hielte der andere vor häßlich, stinkend, bitter, übellautend und unangenehm.

Die Mitglieder der heilsamen Kunst wurden selbst von diesem Fleckfieber angefallen. So, daß sie in

Er-

Ergreifung der Mittel nicht einig werden konnten, und bald auf die Gedanken gerathen wären, es bestünde alles in der Einbildung, und es sey gar keine Gewißheit mehr anzutreffen *. Welches Unglück! wenn diejenigen, so andern helfen sollen, selbst erkranken. Religionsspötter, die sogenannten starken Geister, Naturalisten, und andere Kranken, lachten der gesundesten Meynung, und befanden sich selbst in unheilbaren Umständen, ich weis nicht ob darum, weil sich die Medici nicht an sie wagen wollten, oder vielmehr weil das Uebel, woran sie selbst Theil hatten, nicht für so gar gefährlich gehalten wurde. Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich diese Pest nach ihrem Umfange beschreiben sollte. Genug, sie überzog nach und nach den ganzen Erdkreis. Juden, Mahumethaner, Quaker, Enthusiasten und was man nur vor Religionsverwandten nennen kann: Weltweisen, Rechtsgelehrte, Theologen, Künstler, Handwerker bis auf den Ackersmann, waren hiermit behaftet. Von den Palästen bis zu den Strohhütten erstreckte sich dieselbe.

Was war zu thun? Man urtheilte wohl, daß die Menschen allzu unglückselig seyn müßten, wenn nicht Mittel vorhanden seyn sollten, einer so allgemeinen Krankheit zu steuren. Redliche Medici fingen demnach die Cur von sich selbst an, ehe sie andern zu Hülfe kamen. Sie erinnerten sich, daß sie sich ehedem eine Freude gemacht, falsche Meynungen zu vertheidigen und Recht zu behalten. Sie hatten dadurch an der Wahrheit selbst angefangen zu

* Conf. Bayle diction. p. 740. not. E.

zweifeln. Sie hatten aus der Erfahrung gelernet, daß ein ungeschickter Arzt, durch Anwendung unzulänglicher Mittel, die Krankheit nur mehr verstärkte. Sie sahen auch, daß unter dem Namen der Vernunft, als der besten Arzney, allerhand Quacksalbereyen, als Sophisterey, falsche Schlüsse, irrige Grundsätze, und Vorurtheile verkauft wurden. Sie lernten einsehen, daß die sinnlichen Begierden und was denselben angenehm, die Menschen glauben machten, was sie wünschten, und daß die Hartnäckigkeit eine Meynung zu behaupten, durch den Beyfall des größten Haufens unterstützt würde. Diese Fehler suchten sie nun aus dem Wege zu räumen. Und denn fingen sie an, sowohl die Krankheit zu heilen, als derselben vorzubeugen. Beydes ins Werk zu richten, suchten sie vornehmlich die Aeltern zu bewegen, ihren Kindern gesunde Grundsätze von der Religion und dem gemeinen Leben beyzubringen, und sie nichts ohne hinlängliche Gründe zu überreden. Sie ermahnten, eine gute Prüfung der Lehrmeister anzustellen, und dahin zu sehen, daß mit dem Gedächtniß zugleich die Vernunft cultiviret, und die Besserung des Willens nicht ohne Aufklärung des Verstandes vorgenommen werden möchte. Niemals sollte ihnen etwas, was in der leeren Einbildung bestehe, und wenn es auch ihren Stand und Geburt beträfe, angepriesen werden. Denen wirklich schon erkrankten, waren sie beflissen, ihren wahrhaften Zustand kennen zu lehren. Der Irrthum ihrer Schlüsse und das Unzulängliche ihrer angenommenen Grundsätze mußte ihnen überzeugend gewiesen werden. Wenn es so weit gebracht worden,

den, daß die Patienten etwas ruhen konnten; so fing man an, den Gebrauch der Vernunft anzuwenden, doch nicht so, wie es bisher geschehen, nicht so daß man eine Einbildung mit der andern zu heben trachtete: sondern man hatte durch vieles Nachsinnen eine Arzeney bereitet, welche man die concentrirte nennte. Diese mußte das heftigste Feuer ausstehen können, wenn man sie auf die Capelle der Demonstration brachte. Die Erfahrungen verlohren sich öfters, wenn sie die Probe halten sollten, und die Arzney verlohr ihre Stärke, wenn sie einen ungeschickten Zusatz, welchen man Präsuppositа nannte, ausschwitzen mußte. Mit einem Wort, die Vernunft wurde aufs höchste getrieben, von den Schlacken gereiniget, und that eine erstaunende Wirkung in allen Krankheiten der Einbildung.

Nun hätte man denken sollen, daß die unordentlichen Einbildungen völlig ausgerottet worden. O ganz nicht! Eben die Unachtsamkeit im Probiren schob wiederum einen unrichtigen Gebrauch der Vernunft unter. Man rühmte da und dort ihre Vortrefflichkeit: Die Wirkung aber zeigte leider, daß es nicht die concentrirte gewesen. Und auf solche Weise haben sich die Krankheiten der Einbildung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet. Und ob zwar große Meister der heilsamen Kunst, als Thomasius, der Verfasser des Schauplatzes ungereimter Meynungen, und andere mehr die Krankheiten besser kennen gelehret; auch Leibnitz,

Wolf, und ihre Nachfolger in Bereitung concentrirter Arzeneyen vollkommen zu nennen; so muß man sich doch wundern, daß Menschen theils ihre kränklichen Einbildungen allzu lieb haben, als ihnen absagen zu können, theils die Mittel verachten, theils auch davon nicht den rechten Gebrauch machen. Wie leicht ist daher zu begreifen, daß noch in so vielen Gegenden des Erdkreises, unter dem Namen derer munteren, nothwendigen, ergetzlichen, tiefsinnnigen, dauerhaften, heimlichen, vorausseyenden, erhabenen, festgesetzten, verborgenen, und gesichtskundigen Vorstellungen: nichts als leere, ausschweifende, eitle, verworrene, sclavische, ängstliche, ungewisse, thörichte, hartnäckigte, unüberlegte, unzulängliche und mit einem Wort die abgeschmacktesten Einbildungen herumschleichen.

Doch, wie durch den Anwachs der Wissenschaften, der ächte Gebrauch der heilsamen Arzney immer mehr und mehr ausgebreitet wird; so ist nicht alle Hoffnung verschwunden, daß nicht nach und nach die Einbildungen gemäßiget, und endlich der Vernunft der Vorzug, durchaus eingeräumet werden dürfte.

Anonymus.

Alle:

Allegorisches Gebäude aus der Betrachtung über die Begierde nach den Bedienungen bey Höfen verfertiget *.

Non fit alterius, qui fui esse potest.

Hochedle,

Hochgeehrteste Herren!

Ich habe Ihre Betrachtung über die Begierde nach Bedienungen bey Hofe, gelesen; ich bin aber nicht im Stande gewesen, zu urtheilen, ob Sie diese Begierde tadeln, oder billigen, und das

* Wir glauben nicht, daß der Herr Verfasser in dieser Abhandlung einen andern Endzweck hat, als unsere Leser zu belustigen. Wenigstens glauben wir nicht, daß er im Ernst Einwürfe macht. Der kurze und wahre Inhalt unsrer oben angezeigten Abhandlung ist folgender: die Geschicklichkeit der Hofleute übertrifft nicht die Fähigkeit aller andern Menschen. Sie sind aber auch nicht weit lasterhaftiger, als andere Menschen. Die Laster, die bey Hofe angetroffen werden, und ihre Erfolge findet man auch in allen andern Lebensarten. Die Schwierigkeiten, dergleichen Hofämter zu erlangen, sind nicht größer, als in andern Gelegenheiten sein Glück zu machen. Die Begierde nach diesen

das Hofleben überhaupt, verachten oder loben wollen. Indem Sie der Hofleute Vorzüglichkeiten herunter setzen, thun Sie das eine, und wenn Sie ihre Fehler entschuldigen, verrichten Sie das andere. Der Hof selbst wird annehmlich, wenn sie ihn allen andern bequemen Lebensarten gleich schätzen; bald aber, wenn Sie mit ihm eine Reihe Laster und Gefähr-

---

diesen Bedienungen ist also an sich selbst nicht gefährlicher, als die Begierde nach andern Lebensarten. Sie wird es aber unter gewissen Umständen. Wer demnach ohnedem an einem großen Umgange mit der Welt Gefallen findet, und das äußere der Ehre suchet, NB dieser suchet seine wahre Glückseligkeit nicht, dem kann es einerley seyn, ob er eine Begierde nach Hofämtern oder nach einer andern Lebensart in dem Geräusche der Welt hat. Eine Begierde ist nicht schädlicher, als die andere. Wer aber seine wahre Glückseligkeit suchet, der muß diese Hofbegierde nicht haben. Dennoch kann er sich nicht entbrechen, dem Winke seines Vaterlandes zu folgen, wenn es ihn rufet, 1) weil er dessen Wohlfahrt zu befördern schuldig ist, 2) weil es ob wohl schwehr, dennoch nicht ganz und gar unmöglich ist, auch da seine wahre Glückseligkeit zu finden, nämlich, wenn er das nicht mit macht, was die Zufriedenheit seiner Seelen hindern kann; und 3) weil es kein Unglück für ihn ausmacht, wenn er darüber in Ungnade fällt und seine Bedienungen verlieret. Denn er kömmt wieder in seinen vorigen glücklichen Zustand. Dieses ist der kurze aber vollständige Inhalt unsrer Abhandlung. Wir finden hierinnen weder etwas ungegründetes, noch etwas widersprechendes: so sehr wir auch die Sache noch einmal überdacht haben, und wir glauben, daß es unsre Leser gleichfalls nicht finden werden. Wir werden also zu allen Einwürfen sehr wenig sagen.

fährlichkeiten verbinden, wird er eine Hölle. Ich bleibe unentschlossen, welcher Seite ich den Vorzug einräumen soll? Sie bauen uns ein Haus, und reissen es wieder ein. Ich werde mich kaum überreden, daß dieses mit ihren guten Absichten übereinstimmen kann. Erlauben Sie, meine Herren! bey dieser Allegorie eine Weile zu verbleiben: wir wollen sehen, wie weit Sie mit Erbauung eines Palastes, welcher das Hofleben vorstellen soll, kommen werden. Der Grund, den Sie machen, ist mir schon seichte genug, einen baldigen Umsturz zu prophezeyen. Pag. 361 Sie sagen, ein geschickter Hofmann habe vor andern vernünftigen Menschen nichts voraus *. Wenn Sie von geschickten Staatsministern großer Fürsten reden; so bedünkt mich, daß

* Wenn der Herr Verfasser hätte behaupten wollen, daß ein geschickter Hofmann für allen andern vernünftigen Menschen vieles zum voraus habe: so hätte er dieses beweisen sollen. Die Gegenwärtigkeit des Geistes kann diesen Vorzug nicht ausmachen. Eben diese Eigenschaft haben hundert tausend andre Menschen, ohne, daß sie jemals Höfe gesehen haben: und sie erweisen es in allen ihren Angelegenheiten. Ob gleich diese Angelegenheiten nicht immer die wichtigsten sind: so liegt doch die Schuld nicht an ihrer Fähigkeit; sondern an ihren Umständen, darinnen sie sich befinden. Man setze sie an die Stelle der Hofleute, und gebe ihnen die nöthige Erfahrung und Kenntniß der Affairen: so wird man keinen Mangel spüren. Ich habe mich aber, deucht mich, deutlich genug erklärt, daß ich von keiner erworbenen Geschicklichkeit, sondern von vorzüglichen Gaben der Natur rede. Ich habe auch niemals gesagt, daß tiefsinnige Meßkünstler geschickter zu Staatsbedie-

daß Sie für ihr Gebäude, einen bessern Grund hätten finden können. Ich halte dafür, daß sich die vernünftigsten Mathematici, und tiefsinnigsten Philosophen am wenigsten zu solchen Bedienungen schicken würden. Diejenigen Augenblicke, welche bey einer, sich ereignenden Gelegenheit, in acht genommen werden müssen, um der Fürsten Vortheil zu beobachten, erfordern eine schärfere Einsicht, und eilfertigere Entschließung, (presence d'Esprit) als ein dutzend Schlüsse zu einem Beweis, wozu man Zeit und Weile hat. Sehen Sie! ich halte von der Geschicklichkeit der Hofleute mehr, als Sie selbst, denen Sie doch das Wort zu reden scheinen wollen. Wenn Sie der Intriguen gedenken, so rechnen Sie sie, meine Herren, unter die Gemeinen. Allein, sie mögen nun zum Vortheil, oder Schaden gereichen, so halte ich hinwiederum davor, daß sie um so viel wichtiger sind, als sie einen weiteren Einfluß in die Staatsgeschäffte, und zuweilen in den Wohlstand, und Verfall eines ganzen Landes haben: ich wundere

bedienungen sind, als andere Menschen. Hier kömmt es auf einen natürlichen guten Verstand an: und den kann man nicht allein in die Gränzen der Höfe einschließen. Wenn unser Herr Correspondent einen einzigen Fall anführen kann, worinnen ein vorzüglicher Verstand erfordert wird, als andere Menschen haben: so wollen wir sie alsdenn für Menschen von einer höhern Art halten. Der Herr Verfasser wird uns entbinden, daß wir auf das Uebrige nicht antworten. Theils scheinet es, daß er uns nicht habe verstehen wollen, und theils fällt es von selbst weg.

dere mich also, wie sie eine tückische Bauren Finte, denen Staatsmaximen an die Seite zu setzen keine Schwierigkeit machen.

p. 362. Sie belieben noch einen schlüpfrigen Grundstein zu legen, wenn sie erwähnen: es könnten alle Menschen die Fähigkeit besitzen, die höchsten Bedienungen bey Hofe zu bekleiden.

Ich hoffe, nicht unrecht zu urtheilen, daß sie hier nicht so wohl von der bloßen Möglichkeit, so auch in einer andern Welt statt findet, als vielmehr von derjenigen reden, welche in dieser gegenwärtigen gegründet ist: und also kann ich ihnen unmöglich Beyfall geben, daß ihnen doch das gemeine Sprichwort nicht eingefallen ist; non ex quouis ligno fit Mercurius!

Geschick und Fähigkeit ist allen nicht gemein,
Ein jeder kann nicht gleich ein Hoffmann seyn.

p. 363. Sie fangen an zu bauen. Sie sagen, Hofleute wären nicht lasterhafter, als andere, oder wären nicht mehrern Unglücksfällen unterworfen, als etwan in andern Lebensarten. Und hiermit ist das Gebäude fertig. Die Arbeit scheinet kurz: ich bin aber wohl versichert, daß, wenn man ihren Grundriß ansehen sollte, man mehr, als eine Linie ausgestrichen finden würde. Woraus zu muthmaßen, daß er sich nicht gleich zu seiner scheinbaren Form schicken wollen. Gnug aber, es stehet da. Nnn wollten sie gern Einwohner haben. Sie schreiben also mit großen Buchstaben über den Eingang: Die Begierde nach Hofämtern ist, an

und

und vor sich selbst, so gar schädlich und verwerflich nicht. Sie führen sich hiebey als gescheute Hofleute auf, welche anders reden, als sie denken: oder sie reden wenigstens zweydeutig, wenn Sie durch das an und vor sich selbst, die Unvollkommenheiten bedecken wollen.

Halten sie meiner Einbildungskraft etwas zu gut: mich deucht, es stehen nun unterschiedliche Personen im Begriff, sich hier einen bequemen Wohnplatz auszusuchen. Allein sie bemerken, daß, anstatt der Fenster, nur kleine Oeffnungen, zum Genuß der Luft und des Tageslichts gelassen worden, daß ungeheure Abgründe mit verborgnen Fallthüren bedeckt sind: daß Oefen und Camine sich nur gemahlt vorstellen: daß da und dort entsetzliche Risse erschlagen zu werden, drohen, und kurz, daß Neid, Verläumdung, Verstellung, Undankbarkeit und Gefahr, in allen Gemächern ihr Meisterstück angebracht haben.

p. 364. Ich sehe sie, meine Herren, mit einer aufgeräumten Miene, ihren künftigen Miethleuten Muth einsprechen. Ihr Blödsichtigen, sagen sie, habt ihr noch nicht gemerkt, daß alle andere Gebäude, von diesem hier wenig unterschieden sind: Ihr müßtet die Welt räumen, wenn ihr anderswo mehrers Licht in einem Hause finden solltet. Ein ehrliches Landmännlein wendet ihnen ein, meine Herren, ich wohne zwar in einer schlechten Hütte, meine Fenster sind zwar eben die größten nicht; aber man beneidet mir doch nicht

die

die Luft, und Gott Lob! ich kann so viel sehen, als ich benöthigt bin. Einfältiger! ist die Antwort: auch diesem ist Rath: wer wird euch verwehren, ein Licht anzuzünden? Ach lieben Herren! spricht der Alte, wo man das Tagelicht haben kann, bedienet man sich nicht gern einer Laterne.

p. 365. Ein anderer, welchem die Fallthüren bedenklich vorkommen, wird folgendermaßen belehrt. Gesetzt, sagen sie, daß diese Fallthüren so künstlich angebracht sind, daß man sie nicht leicht merken kann; so versichern wir euch, daß die Gefahr, dem ohngeachtet nicht größer, und die Wirkung nicht schädlicher, als in andern Häusern sey, wo zuweilen sich ebenfalls ein Brett verschieben, oder wo man aus Unvorsichtigkeit fallen kann. Ey, ja, sagt jener, eben darum fürchte ich mich, weil man diese Gefährlichkeiten nur mit genauer Noth entdecken kann. Hat mein altes Haus, welches mich eine Civilbedienung bewohnen läßt, gleich Gruben und Hügel, so kann ich sie doch überschreiten, und thu ich es nicht, so ist es meiner Schuld zuzuschreiben, wenn ich anstoße. Und sollte ich aus Unvorsichtigkeit einen Fehltritt thun, so ist es doch nicht gleich um meinen Hals geschehen.

p. 366. Und was, fing der dritte an, was sollen uns die abgeschilderten Oefen und Camine? Kinder! reden sie ihnen zu: Habet ihr noch nirgend gemalte Oefen gesehen? o ja, erwiederte der Vorsichtige, welcher die Mine eines Philosophen hatte, aber wir haben nicht nöthig gehabt, uns dabey zu

wärmen. Besser in einem Hirten-Hause sich zu befinden, als in einem schönen Hause zu erfrieren. Wie vernünftig hat der Marquis d' Argens geurtheilet.

p. 367. Mitlerweile hat ein Bauverständiger die ganze Wohnung genauer betrachtet, und läßt sich vernehmen: Ihr Herren! wollt ihr uns in kurzen unter Schutt und Steinen vergraben sehen? Furchtsamer! höre ich sie sprechen: diese Wohnstatt muß eben nicht bald einfallen, und vielleicht würdet ihr durch eure harten Tritte selbst Gelegenheit geben: fiele sie auch endlich ein, so bedenkt, dergleichen Unglück kann euch auch anderswo treffen: alle Häuser sind zerbrechlich. Kommt, lieben Freunde! ruft der letztere aus, welcher den Vortheil, sein eigner Herr zu seyn, über alles schätzet, kommt, sagt er, wir wollen lieber keine Gelegenheit zum Einfall geben, als uns ohne Noth in Gefahr setzen, unglückselig zu werden. Trifft uns anderwerts ein Unglück, so ist es vielleicht eines, dem wir nicht entgehen können.

p. 368. Noch ein Mensch, welcher ihnen vorkommt, als hätte er das Miethgeld nicht zu bezahlen, wird ohne vieles Reden abgewiesen. Ich kann mir also leicht vorstellen, daß er nicht zum besten von ihrem Hause sprechen wird. Da er aber, wie der Fuchs in der Fabel ist, so wird sein Urtheil eben keinen Ausschlag geben.

p. 369. Nun aber halten sie der Mühe werth, ihren Sommerpalast selbst zu untersuchen. Ich fürchte, es stehe ihm nicht das beste Schicksal bevor.

vor. Sie finden, daß er für andern Gebäuden etwas voraus habe. Aber was? Dieses leider, daß Neid, Verläumdung, Hinterlist, und Undankbarkeit, allhier mehr Schaden anrichten könnten, als bey anderen Wohnplätzen, weil nur ein einziger Eingang vorhanden, und auch nur ein einziger gefährlicher Schritt, des Miethwohners ganze Wohlfahrt übern Haufen werfen könnte. Haben sie dieses noch nicht wahrgenommen? Einer von ihnen tritt noch für den Riß, und stellet ihnen vor, daß dieß und jenes füglich angebracht, und endlich das ganze Haus wohnbarer gemacht werden möchte. Ach freylich, meine Herren! könnte allem abgeholfen werden: aber wird es wohl geschehen? Bedenken Sie einmal! Gesetzt, Sie wären an der Stelle eines Prinzen; Sie wären auf gutem Wege, ihren Palast auf bessern Fuß zu setzen: Sie würden diese Abänderung nicht ohne Noth vornehmen. Dieser Rath würde allezeit getheilt seyn. Ein aufrichtiger Mann würde ihnen die Wahrheit nicht verhehlen: Zehn andere aber, welche wissen, wie vielen Eingang, Schmeicheley und Vortheil bey großen Herren hat, widerstritten der Verbesserung. Würden sie nicht zehn Stimmen mehr, als eine gelten lassen? Was thun sie gegenwärtig? Sie schreiben die unglückseligen Umstände nicht dem Hause, sondern den Bewohnern auf ihre Rechnung; wenn es gefährlich ist, sagen sie, warum zieht man hinein? Bricht dieser und jener den Hals, so ist er selbst schuld: ein jäher Fall ist mehrentheils mit verborgenen Ursachen verknüpft.

p. 370. Sie erfordern also eine größere Geschicklichkeit, als sie anfänglich vor nöthig erachteten. Bald aber scheinen sie mir spöttisch, und wollen eine ganz schlechte Gattung von Leuten dahin verweisen: zum wenigsten diesen einfältigen nicht wiederrathen, in ihr Verderben zu rennen. Stimmt dieses mit der Begierde, alle Menschen glückselig zu wissen, völlig überein?

Und so gehet endlich diejenige Veränderung mit ihnen vor, welche ich bald anfänglich befürchtet habe. Ich sehe sie nunmehro ihr so sehr belobtes Haus, der größten Gefahr aussetzen. p. 371. Sie wollen keinem vernünftigen Manne diese Wohnung mehr anrathen: Sie gestehen, daß keine wahre Zufriedenheit, noch Vergnügen, als der Endzweck der Glückseligkeit, daselbst anzutreffen sey. Was bey andern Wohnhäusern gefährliches nur möglich ist, das ist nun bey Hofe unvermeidlich. Nun gehet es mit ihrem Palast zu Ende. Sie entdecken selbst dergleichen Unvollkommenheiten, die ihnen noch kein Miethmann zeigen können. Geräusche, Zwang, nichtsbedeutende Ceremonien, unvermeidliche Gewohnheiten, Zeitverderbung, falsche Freundschaft, Heucheley, Nothwendigkeit, verdammliche Handlungen zu billigen ꝛc. sind wahrhaftig Umstände, die sich in keinem Hause in der ganzen Welt sonst beysammen antreffen lassen. Und da liegt das ganze Gebäude in einer kläglichen Zerstöhrung. Verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich ihnen vorwerfe, daß sie nicht aufrichtig genug gehandelt, da sie einen so gefährlichen Ort so lange zu beschö-

nigen

nigen bemüht gewesen, bis sie selbst, die Hand abzuziehen, sich gemüßiget sehen.

p. 372. Sie antworten mir zwar: ein Wohnhaus muß doch seine Bewohner haben. Gut! warum schicken sie nicht denjenigen nur hinein, dem sie gram waren? Nein, sagen sie: wir sind in so weit, von unserer ersten Meynung abgegangen: nach unserem Vorsatz sollte nun niemand hinein ziehen, als der dazu berufen würde. Ist es an dem, so hätten sie die Begierde nach Hofe nicht so gleichgültig ansehen, vielmehr die bevorstehende Gefahr vor Augen legen, alle mögliche Cautelen ausfündig machen, und denen, welche dazu verdammt worden, wenigstens mit mitleidigen Herzen nachsehen sollen. Ist es ihnen dann unempfindlich, daß ein armer Teufel unglückselig wird, weil er dazu genöthiget worden?

Meine Herren, ich habe Sie ziemlich lange mit meiner Allegorie aufgehalten, und deswegen muß ich Bedenken tragen, meine eigne Gedanken von dem Hofleben, beyzufügen. So viel kann ich Ihnen versichern, daß mir durch ihre Abhandlung, die Begierde nach Hofämtern ziemlich vergällt worden: es sey nun, daß diese Wirkung ihren Absichten gemäß ist, oder nicht. Ich bin

Euer Hochedlen,

ergebenster

Anonymus.

* *

Einwürfe

wider den Erweis †, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn solle *.

Dichter, sind sie, was sie sind, müssen Feuerreiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben.
Dieß versteht kein Phöbuspritscher, der nur an der Schale klaubt:

Günther.

Meine Herren!

Die Dichtkunst hat von denen urältesten Zeiten her, ihre Liebhaber gefunden, und ist so wohl unter gesitteten Völkern, als bey denen wildesten ‡ Nationen geschätzet worden. Die

† Siehe des 3. Bandes 5. Stück p. 422.

* Es gereichet zu unserm besondern Vergnügen, daß uns unser gelehrter Herr Correspondent wider den oberzählten Erweis, Einwürfe macht. Die Sache bedarf noch vieler Erläuterungen, wozu wir also Gelegenheit bekommen. Es soll dieses im folgenden Monate geschehen.

‡ Joh. Cereus behauptet, daß auch unter den Menschenfressern die Poesie im Werth sey.

Die Ursachen sind nicht zu ergründen, weil sich darinn die Vollkommenheit und Schönheit der Sprache, gleichsam als im Mittelpunct, zeiget, und sie die geschickteste Schreib- und Mundart ist, einen lebhaften, kräftigen und dauerhaften Eindruck in anderer Gemüthern zu bewirken. Es sey nun die Musik oder Dichtkunst eher bekannt geworden, so läßt sich doch aus dem Wesen der letztern deutlich schließen, daß ihre Erfinder eine höhere Absicht, als nach dem Ton der Instrumente zu singen, zum Grunde gehabt. Ich kann mich auf die allerältesten Nachrichten, als auf ein Zeugniß dessen, was ich gesagt habe, berufen. Moses sang nicht allein zu einem immerwährenden Andenken des wunderbaren Durchgangs durchs Meer, ein Lied, sondern hinterließ auch seinen Schwanengesang, zu einer religieusen Uebung, denen Israeliten. David stimmte zwar mit seinem Saitenspiel zu seinen Liedern ein; allein er überzeugte auch die Nachwelt von seiner Gottesfurcht, Naturkunde, und historischen Wissenschaften, und wo ich nicht irre, so sind die weisen Regeln seines Sohnes in hebräischer Poesie geschrieben. Der tracische Musäus kleidete sein Gesetzbuch in Verse ein, Alefred in England munterte seine neuen Unterthanen mit Gedichten zur Treu und Tugend auf, und der neunte Carl in Schweden schrieb, zu einem lebhaften Angedenken, seine Geschichte in Reimen. Ja, ich kann wohl sagen, daß die heidnischen Orakel sich der Dichtkunst darum bedienet, ihren Aussprüchen ein desto größeres Gewichte zu geben.

Gleichwie aber aus dem, was ich erst angeführt, zugleich zu ersehen, daß das allerbeste zu dem allerverwerflichsten Gebrauch angewendet werden könne; also werden wir auch den Misbrauch der edlen Poesie nirgend anders, als in der Ausschweifung und Bosheit der Menschen suchen müssen. Die Dichtkunst selbst verliert hiebey nichts. Je schätzbarer eine Sache ist, desto abscheulicher wird der üble Gebrauch. Und ob sie zwar in ihrem Wesen ungeändert bleibet, so läuft sie doch Gefahr, von unbarmherzigen Richtern gemishandelt zu werden. Es ist daher nicht zu leugnen, daß die Dichtkunst zu allen Zeiten ihre Verächter und Feinde, so wie ihre Liebhaber, gehabt. Wo man selbst keinen natürlichen Geschmack empfindet, da fängt man nach und nach an, das Gute zu übersehen, und betrachtet die Sache nur von der schlimmen Seite. Vernünftige Menschen unterscheiden das Wahre vom Falschen, und eine genaue Betrachtung entdecket uns die Ursachen, welche an den übeln Vorstellungen Schuld sind. Die Einsicht unterscheidet sehr genau, was für Fehler den Personen, den Umständen, und endlich der Sache selbst eigen sind, und lobet so wenig das Tadelhafte, als sie das Gute zu tadeln, sich entschließen kann.

Ich weis sehr wohl, daß der gelehrte Stolle, eine ziemliche Menge ungleicher Urtheile gesammlet hat; ich bin aber versichert, daß sie so wenig der Dichtkunst nachtheilig seyn werden, als dieselben entweder von der Unwissenheit * der Kunstrichter

* Ars non habet osorem, nisi ignorantem.

ter ihren Ursprung nehmen, oder sich auf persönliche Fehler und Nebenumstände der Dichter erstrecken, oder den mangelhaften und unrechten Gebrauch der Poesie angehen.

Wenn ich sonst keine Gedichte, als des Ovidius Verwandlungsbuch, oder die Werke der Liebe vor mir hätte, und daraus eine Erklärung der Poesie machen sollte, so würde ich leicht zu unrichtigen Begriffen verleitet werden; allein da ich schon oben einen Theil ihrer edleren Beschäfftigungen gezeiget, und noch in neueren Zeiten die religiösesten Betrachtungen, die sittlichsten Abhandlungen, ganze physicalische und andere vernünftige Gedichte uns vor Augen geleget worden; so würde ich mich sehr übereilen, wenn ich einen üblen Gebrauch der Dichtkunst zu dem Stoff meiner Erklärung nehmen wollte.

Man nenne immerhin den Naso einen Erdichter, Lucanus einen Verräther, Juvenalis einen Unzüchtigen, Anacreon, nach der heutigen Mundart, einen Bierfiedler, Martialis einen Versoffenen, Marot einen Ehebrecher, Homerus einen Bettler! Dieses wird den Werth der Poesie so wenig herunter setzen, als es der Redekunst und andern Wissenschaften schädlich seyn wird, wenn ich den Demosthenes und Brutus Selbstmörder, Catilina und Poggius Aufrührer, den syrischen Andronic einen armen Teufel nennte, oder mit Baylen den Postellus und Cahier für Narren hielte. Wie übel wird es um den Begriff der schönsten Wissenschaften aussehen, wenn man die besten Kenner

den gröbsten Fehlern unterworfen findet, oder auch bey einer jeden elende Stümper antrifft, und nach ihrem Muster die Sache selbst abschildern wollte!

Meine Herren! Sie belieben in ihrer Abhandlung, von der Dichtkunst, ebenfalls nicht die beste Meynung zu Tage zu legen: und folgern aus einer angenommenen Erklärung solche Dinge, welche wider die Hoheit, Ehre und Würde dieser edlen Kunst laufen. So gehet es, wenn man einen Grund setzet, welcher unzulänglich ist. Wissen sie wohl, daß zu einem Beweis, richtige Gründe so nöthige als richtige Schlüsse sind?

Sie nehmen des Aristoteles Erklärung zum ersten Grundsatz, und setzen demselben noch etwas bey. Erlauben sie mir aber zu sagen, die Erklärung ist dennoch für einen wahren Dichter, den sie uns zeigen wollen, nicht hinlänglich. Aristoteles nahm die Tragödienspieler und Comödianten zu dem Vorwurf seiner Erklärung, und was konnte er anders sagen? Da ich nun auf solche Weise zwischen Erdichten und Gedichten keinen Unterschied finde, da ich die unvernünftigsten Hirngespinste und Phantasien, welche in einige Reime gesteckt worden, ebenfalls vor ihren wahren Dichter, zu einer würdigen Beschäfftigung machen müßte; hingegen, wie ich oben gedacht, das Wahre mit dem Falschen nicht zu vermischen ist, so halte ich mich vor berechtiget, ihre Erklärung auf die Seite zu setzen, und einen Versuch zu wagen, ob ich vielleicht die wahre Dichtkunst glücklicher erklären könne.

Ich behaupte denn, daß die wahrhafte Dichtkunst ein besonderes natürliches Geschicke sey, seine Gedanken in gebundener Rede, lebhaft und ordentlich auszudrücken.

Wenn ich die Dichtkunst schlechtweg erklären sollen, so würde das besondere, lebhafte, und ordentliche ganz wohl weg bleiben können; und da hätten sie eine Erklärung von der Reimschmiederey erhalten. Nachdem ich aber einen wahren Dichter bestimmen soll, so habe ich auch zweyerley nothwendige Kennzeichen anfügen müssen.

Belieben sie das ordentliche allein außen zu lassen, so wird zwischen ihrem Dichter wenig Unterscheid seyn. Streichen sie aber das besondere und gebundene aus, so werden sie die Erklärung der Redekunst haben.

Ich sage dieses letztere nicht umsonst. Die Redekunst und Poesie sind nahe verwandt, und wir finden, daß sich diese beyden Künste sehr wohl vertragen können. Denn obzwar de la Monoye sie als zwey widrige Dinge angeführet, so beweisen doch Seneca, Lohenstein, Besser ꝛc. die Möglichkeit im Gegentheil.

Sie erinnern sehr wohl, daß man nur richtig erklären müsse, wenn man nicht fehlen wolle. Zergliedern sie nur meine Erklärung; so werden sie alle Eigenschaften antreffen, welche nothwendig sind, einen wahren Dichter kennen zu lernen. Wir wollen sehen, welcher von uns die richtigsten Begriffe von einem wahren Dichter habe. Ich behaupte, daß die wahre Dichtkunst 1) ein Geschicke sey. Und

hier

hier haben sie das Geschlechte eines Dichters überhaupt. Die Dichtkunst erfordert, wie andere Wissenschaften, eine Fertigkeit der Seele. Gleichwie aber andere Wissenschaften durch Fleiß und Uebung größtentheils erlernet werden können, so unterscheidet sich die Poesie darinnen, daß sie

2) ein besonderes natürliches Geschicke sey. Poeten werden gebohren und nicht gemacht *. Und so wie bey andern Wissenschaften, ein gutes Naturell etwas zur Vollkommenheit beyträgt, so ist es bey der Dichtkunst unentbehrlich, ja ich muß sagen, daß die besondere Art des natürlichen Geschickes einen wesentlichen Unterscheid auf Seiten des Dichters ausmache. Ich schreite zu dem wesentlichen Unterscheide in Ansehung der Poesie selbst: Er bestehet darinn, daß sie

3) in gebundener Rede verfasset sey. So vielerley Völker, ja so vielerley Zeitalter; so viele Arten der Gedichte, so vielerley Abwechslungen der Regeln. Genug, daß diese Art, seine Gedanken auszudrücken, sich nach derjenigen Weise richten muß, welche die beste Gewohnheit mit sich bringt. Ich komme nun auf das Geschlecht eines wahren Dichters und fordere, daß

4) seine Gedanken lebhaft ausgedrückt seyn sollen. Ich räume hier der Einbildungskraft ihren behörigen Platz ein. Diese ist bey einem Dichter nö-

* Bonarelli wußte selbst nicht, daß er ein Dichter sey, bis er anfing zu dichten. Seine erste Arbeit war auch sein erstes Meisterstück.

nöthig, und wenn er nicht frostig schreiben will, so muß er nicht allein das angenehme und verhaßte, was die Sache an sich hat, deutlich zu machen suchen, sondern auch mit ähnlichen Bildern zu vergleichen, bemüht seyn. Aristoteles machet dieses Stück zu dem Wesentlichen der Poeten, und ich leugne nicht, daß die meisten Dichter es ebenfalls glauben Allein dasjenige, was eine Sache mit andern noch gemein hat, bestimmt sie deswegen noch nicht, das zu seyn, was sie eigentlich ist. Ich werde kürzlich zeigen, daß sie solchen Falls, in der Ausschweifung so wohl, als in ihren rechten Gränzen, ihres gleichen hat.

Bedenken sie, daß eines Theils nicht alle Comödianten, Phantasten, Träumer, und die, welche in ihrer Einbildung aus dem Gleiße schreiten, so gleich Poeten, vielweniger wahre Poeten sind: Auch Redner verfallen zuweilen in einen solchen Schwindel, und Mencke hat sie so lebhaft abgemalet, daß man zwischen ihnen und einigen Dichtern, auf solche Weise wenig Unterscheid finden sollte. Man siehet in ihren Reden Erdichtungen und Chimären, welche sie in ihrem Gehirn verwirren, ohne Poeten aus ihnen zu machen. Andern Theils, sollte die Nachahmung in der Einbildung, das eigentliche Kennzeichen eines Dichters seyn! (ich rede nur von dem gemäßigten Gebrauch) mit was für einem Namen sind denn die Redner zu belegen, welche ihre Gedanken mit Fabeln, lebhaften Bildern, Gleichnissen, Exempeln und Allegorien auszuschreiben pflegen? Meine Herren! soll ich ihr

Land der Fröhlichkeit, die Witzige, die Beschaffenheit der gelehrten Republik, das Land der Schmeicheley, und den Tempel der Ehren deswegen Gedichte nennen, weil sie lebhaft geschrieben sind, und der Einbildung etwas eingeräumet haben? Gleichwie aber alle sinnlichen Vorstellungen vernünftig werden können, und sollen, von welcher Möglichkeit ich ehemals ihnen zu schreiben die Ehre gehabt; so erwächset denn dasjenige, was einen Dichter macht, nämlich daß

5) sein Vortrag ordentlich sey. Das heißt: er muß nicht allein bey seinem besonders natürlichen Geschicke, denen Regeln der Dichtkunst folgen, sondern auch die Vorstellungen seiner Einbildungskraft also verbinden, daß sie in demjenigen Endzweck, den er sich vernünftig vorgesetzt, zusammen laufen. Wie ich aber schon oben Erwähnung gethan, daß die Poesie sich, außer dem Natürlichen, welches keiner Kunstgriffe bedarf, nur in dem gebundenen Maaße, von der Rednerkunst unterscheide, so wird sie sich auch im übrigen, nach den Regeln derselben zu richten haben. Und eben wie die Rednerkunst, ohne die Vernunftlehre und andere guten Wissenschaften, ein leeres Gewäsche ist, so mag ich wohl sagen, daß die Poesie ohne eben dieselben, die Ordnung nicht erhalte, welche ich erfordere.

Ich habe nun meinen wahren Dichter fertig. Ich wüßte nicht, was vor eine angenehmere Beschäfftigung vor einen vernünftigen Menschen erwachsen könnte, als wenn er das natürliche Geschicke hat, dasjenige in gebundener Rede zu thun, was

ein andrer in ungebundener sich zu verrichten bemühet. Der gelehrte Scaliger spricht denen Verächtern der Poesie die Menschlichkeit ab, und ich stehe an, den Tanaquil Faber vor gescheut zu halten, wenn er die Welt, zum Schimpf und Spott der Poesie, äffen wollen.

Laßt uns nun sehen, meine Herren! wie sich ihre ausgestellten Fehler und Mängel auf meinen Dichter werden anbringen lassen? und ob das Frauenzimmer mehr Recht habe, Theil an der Dichtkunst zu nehmen, als die Mannspersonen? Ich werde ihnen Fuß vor Fuß folgen, und nach der Ordnung Ihnen nachgehen.

Und da finde ich p. 224. daß sie, um ihre Schülerinnen zur Dichtkunst zuzubereiten, die Metaphysik anrathen. Wenn sie diese tiefsinnige Wissenschaft nach dem Wolfischen Umfange verstehen, so glaube ich, daß ein Frauenzimmer, welches dieselbe zu fassen im Stande ist, allen andern Wissenschaften, ja so gar dem Innersten der Gottesgelahrheit, Trotz biethen können. Ich darf mich also nicht wundern, wenn sie auch die Physik, diese weitsichtige Wissenschaft, uneingeschränkt anpreisen. Meines Erachtens, würde die Vernunftlehre das erste Stück eines lehrbegierigen Frauenzimmers seyn, welches sonst das benöthigte Geschicke zur Poesie hätte.

p. 426. Sie geben uns die Erklärung der wahren Dichtkunst. Ich habe bereits oben schon deren Unzulänglichkeit gezeigt, und daß sie durch ihren

ren Zusatz noch nicht abhülfliche Maaße gegeben, wird sich des Mehrern in der Folge zeigen.

p. 427. Soll ich ihnen meines Herzens Gedanken von dem Streit, den sie mit Herrn Quistorp angefangen haben, eröffnen: so glaube ich, daß er von keiner Erheblichkeit ist. Herr Quistorp hat Recht, und meine Herren haben nicht Unrecht, wenn sie nur nicht, wie man auf Schulen redet, a posse ad esse oder a particulari ad vniuersale schließen wollen. Diese Entscheidung wird sich erweisen, ob sie vernünftig sey. Sie sagen, daß ein Unglück nur unsern äußeren Zustand betreffe. Ich muß ihnen widersprechen, wenn sie ein Unglück erklären, wie sie wohl nicht anders thun können, nämlich, daß es ein unversehener Zufall sey, welcher meine Vollkommenheit unterbricht. Da nun zu meiner Vollkommenheit so wohl das innere als äußere meines Zustandes gehöret: so folgt wohl ganz natürlich, daß mein innerer Zustand Unglücksfällen unterworfen sey. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Ein unversehener Schlag beraubt mich meines Verstandes. Sagen sie mir, ist der Schlag nicht ein Unglück, ist die Beraubung meines Verstandes nicht eine Einschränkung meines innerlichen Zustandes? Die unglückseligen Umstände des Engelländers Johann Lelands können ihnen ein zweytes Exempel geben.

Das Uebrige folget künftig.

Ergetzungen
der
Vernünftigen Seele
aus der Sittenlehre
und
der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 3. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Merz 1747.

Der Sinnreichen

Gedichte

Opitz:

Es ist hier nicht genug die arme Rede zwingen,
Die Sinnen über Hals und Kopf in Reime bringen.

Fortsetzung
der Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn solle.

Sie behaupten, p. 430. daß nur ein Theil der Dichter unglückselig sey: hieraus folgt weiter nichts, als daß ein Dichter unglückselig seyn könne. Dieses widerspricht dem Quistorpischen Satze nicht. p. 431. Und wenn sie sagen, daß ein Theil unglücklich werde, so folgt ebenfalls nur, daß die Dichter unglücklich werden können. Dieses kann Herr Quistorp auch zugeben, ohne seinen Satz fahren zu lassen. Daß die Dichter aber eines von beyden seyn müssen, davon ist die Nothwendigkeit noch nicht erwiesen, und sie würden alsdenn erst zu einigen Folgen Gelegenheit haben, wenn niemals ein Exempel das Gegentheil darthun könnte.

Es ist mir zwar bekannt, daß Picus Mirandola seine unzüchtigen Gedichte, wie Averroes seine verliebten Verse, verbrannt habe, und daß Petrarcha ein gleiches mit den seinigen zu thun, Vorhabens

gewesen: als welches, ich räume es von diesen ein, von keiner beständigen Gemüthszufriedenheit zeiget. Allein, würde wohl die Welt mit Brockes zufrieden seyn, wenn er mit seinen Gedichten gleichmäßig verfahren wollte? Wir haben es auch nicht zu befürchten, da aus allen Zeilen der Zustand einer wahren Ruhe seiner Seele hervorleuchtet. Sie haben selbst einen großen Zweifel gehoben, wenn sie eingestehen, daß ein Dichter, bey Abschilderung der Affecten, nicht eben dieselben selbst empfinden müsse, (zu Ende des 430. Blattes.)

Und warum sollten die Dichter durchaus unglücklich seyn? Wie? wenn ich ihre Gründe, welche die Dichter unglücklich machen sollen, auf die Moralisten anwendete? Es würde nicht ein Wort von ihrem ganzen Beweise übrig bleiben. Wer wollte sie aber deswegen für unglücklich schätzen, wenn sie von etlichen Niederträchtigen gehasset würden?

p. 432. Was von der Armuth der Dichter so weitläuftig gehandelt wird, besaget weiter nichts, als daß sie arm seyn können. Die Dichtkunst führet den Bettelsack nicht mit sich, und wenn ich ihnen das Beyspiel des Lohensteins, Hoffmannswaldau, Canitz, Abschatz, Bessers, Gottscheds und des beliebten Brockes anführen kann, so werden sie mir zugestehen müssen, daß die Poesie niemanden sein Brodt nehme. Hat es nicht sonst eine Menge armer Gelehrten gegeben, wer würde den Wissenschaften den Schimpf anthun, sie zur Ursache zu machen. Manche wiedmen sich den freyen Künsten, aus der Absicht müßig zu gehen, und dabey

wohl

wohl leben zu können. Was kann die Dichtkunst davor, daß sie in die Hände eines Müssiggängers fällt.

Doch sie reden von wahrhaften Dichtern. Ich werde lange suchen müssen, ehe ich weis, was sie darunter verstehen. Ist es etwa derjenige, welcher acht Tage über einen Bogen Verse zubringen muß? Wenn sie meine Erklärung von einem wahren Dichter, zur Hand nehmen wollen, so wird ein solcher diesen Namen nicht verdienen. Es giebt ja in andern Wissenschaften Hudler gnug, und sie dürfen sich nur ihrer eignen Uebersetzung von den Schriftstellern erinnern; so werden sie wenigstens der Dichtkunst nicht allein, eine Pfuscherey aufbürden dürfen.

p. 435. Meine Herren! lassen sie mich eine kleine Ueberlegung machen, ehe ich ihnen Beyfall gebe, daß der Dichtkunst aller Nutzen abzusprechen sey, den sie dem Staat, und dem gemeinen Leben leisten könne. Es wäre leicht, alles, was sie zum Behuf dessen gesagt, auf die Rednerkunst anzuwenden: weil diese, wenn sie in leeren Worten bestehet, und unnütze Gedanken zu Markte bringt, nicht das mindeste besser ist, als diejenige Dichtkunst, die sie sich vorstellen. Ich könnte mich auch begnügen, sie auf denjenigen Weg gewiesen zu haben, den ich oben gezeiget. Allein ich muß hier etwas ausführlicher handeln.

Ist die Poesie nur das Mittel, wodurch ich meine Gedanken lebhaft und ordentlich ausdrücken kann, so wird sie auch nach demjenigen Werthe schätz-

barer, welchen diejenigen Sachen haben, womit sie umgehet. Handelt sie einzig und allein mit Hirngeburten, unbrauchbaren Fabeln, ärgerlichen Bildern, und wider die Vernunft und gute Sitten laufenden Gegenständen; so wird sie abgeschmackt und abscheulich. Erlangt sie aber durch ihre Artigkeit den Beyfall des Publicum, so kann sie einträglich werden: ermahnt sie auf eine reizende Art zur Gottesfurcht und guten Sitten, so befördert sie die Religion: stellt sie die Fehler der Hohen und Niedern in ihrem eigentlichen Wesen lächerlich vor, so dient sie dem Staate; einem Poeten wird mehr Freyheit als einem andern gestattet, die Wahrheit zu sagen: hat sie die Weltweisheit zu ihrem Vorwurfe, so reizt sie die Leser zum Nachdenken, und die Naturlehre wird durch sie noch einmal so schmackhaft: setzt sie die Geschichte mit ihrer Lebhaftigkeit ins angenehme, so vermehret sie ihre Leser: ich weis keine Art der Wissenschaft, welche sie nicht mit einem besondern Nachdruck einschärfen und reizend machen könnte. Es sind auch von allen Proben vorhanden. Ketzler, * Hanke, Boileau, Genest, Thomson und Homer haben mehr gethan, als nichtsnutzende Dinge niedergeschrieben, und wenn Günther nicht so zeitig gestorben wäre, so würden wir gewiß ein beträchtliches Stücke der Gelehrsamkeit, von seiner Muse zu lesen bekommen haben. Wer wird also die

* Er ist evangelischer Prediger zu Hirschberg, und hat des Johann Gerhards heil. Betrachtungen, in ziemlich fließende deutsche Verse übersetzt.

die Vernunft, als etwas ungewöhnliches, von der Dichtkunst absondern. Habe ich von einem wahren Dichter erfordert, daß er ordentlich verfahren solle, so sehen sie schon, daß die Vernunft unentbehrlich ist. Die Aehnlichkeit des Mannigfaltigen giebt uns den Begriff von der Ordnung; die Ordnung in den Veränderungen der Dinge zeigt uns die Wahrheit; die Einsicht in dem Zusammenhange der Wahrheiten ist die Vernunft. Wollten sie wohl noch wahre Dichter und die Vernunft, für widerstreitende Dinge halten: oder gar kleine Kinder zu Poeten machen? Setzen die meisten Dichter die Vernunft auf die Seite, wie schon Rapin über seine Landsleute geklagt, wie, wenn es auch andere Schriftsteller thäten?

p. 436. Und so kann die Dichtkunst zur Glückseligkeit eines jeden Menschen, wie zu dem Flor des gemeinen Wesens, das ihrige beytragen. Sie versehen sich eines Einwurfs, daß viele Wissenschaften zur Wohlfahrt der Republik nichts beytrügen. Von mir werden sie denselben nicht zu befürchten haben. Ich räume allen Wissenschaften, welche nicht mit der gesunden Vernunft und menschlichen Glückseligkeit streiten, dasjenige ein, daß sie gewissermaßen nutzen können. Je allgemeiner der Nutzen, je höher freylich die Wissenschaft. Allein, daß sie unter den freyen Künsten, eben die Musik und Malerey für unnütze Possen halten, weil sie mit der Dichtkunst einige Verwandtschaft haben, kann ich ihnen so wenig billigen, als wenn sie die Weinschenken und Buchdrucker aus dem Staate verweisen wollten.

ten. Es ist wahr, viel tausend Menschen leben ohne Wein zu trinken, etliche tausend Jahre sind die Wissenschaften, ohne die Buchdruckerey, fortgepflanzet worden. Es ist wahr, die Weinhäuser geben zu vielen Ausschweifungen Gelegenheit, und wie viele Charteken werden durch den Druck befördert. Diese Seite kehret uns der Mißbrauch zu. Belieben sie aber diese Stücke auf der guten Seite zu betrachten: stärket der Wein den schwachen Magen, so erfreuet die Musik des Menschen Herz, und macht einem Kenner seinen angenehmen Zwischenraum, unter seinen ernsthaften Gedanken, sie befördert gleichsam eine Ruhe, welche ihn Athem schöpfen läßt. Befördert die Buchdruckerey die Anzahl guter Bücher, so dienet die Malerey der Geographie, Historie und Wappenkunst.

Die ganze 437. Seite ist so voller ungleicher Folgerungen, daß ich etliche Abschnitte machen muß. Daß die Dichtkunst einen eignen Mann erfordere, ist außer Zweifel. Wir werden aber in der Erklärung nicht einig seyn. Sie verstehen, wie ich glauben muß, einen Menschen, welcher nichts thut, als Verse schmiedet: und zwar so mühsam, daß er in acht Tagen, mit genauer Noth, einen Bogen voll schmieret. Wenn sie diesen einen wahren Dichter nennen, so haben sie vielmehr eine elende jämmerliche Creatur; und ein faules Glied der Republik genannt. Wenn ich sage, die Dichtkunst erfordere einen eignen Mann; so verstehe ich einen Menschen, welcher dazu gebohren ist, und den es leichter, wenigstens eben so leicht ankommt, in gebundener als

unge-

ungebundener Rede zu schreiben. Quicquid conabar versus erat. Was meynen sie dazu, wenn Horatius vom Lucilius erzählet, daß er in einer Stunde 200 Verse machen können. Ich verstehe aber nicht einen Mann, der sich der Dichtkunst so eigen macht, daß er seine übrigen Geschäffte dadurch verabsäumen sollte. Jeder hat seinen Beruf dem er Genüge leisten soll. Und diesen kann er auch auf andere Weise vernachläßigen. Andronicus sollte die Sprachkunst lehren: weil er aber der Philosophie mehr nachhieng, als seinem Hauptwerke; so wurde er unglücklich. Die Mathematik ist zweifelsohne edler, als mit Ochsen treiben: aber wenn ein Bauer seinen Pflug verabsäumte, um sich den Kopf mit einer euclidischen Aufgabe zu zerbrechen, wird er nicht mit Recht ein Narr gescholten? Ein jeder muß nach seinen Absichten handeln, und unterläßt er es, so kann das Beste ihm schädlich werden. Die Dichtkunst ist am allergeschicktesten, sich mit allen Lebensarten zu vergleichen, ohne ihnen Abbruch zu thun. Averroes schrieb Verse, Baco Verulamius war ein Poete, Abraham Cowley ein Dichter, Heinsius und Catz liebten die Poesie, ja so gar ein Glaser Jean de Vos, hat ein berühmtes Trauerspiel gemacht. Und ich könnte ihnen eine Menge großer Männer neuerer Zeiten aufführen, welche zum Theil noch am Leben sind, die bey ihren Aemtern und mühsamen Verrichtungen der Dichtkunst ihre behörige Zeit gegönnet, ohne ihrem Berufe Nachtheil zu verursachen. Warum geben sie nicht allen Dichtern diejenigen Maaßregeln, welche sie unten dem Frauenzimmer mittheilen.

p. 439. Da ich nun gezeiget, daß die Poesie ihre Liebhaber weder unglückselig, noch unglücklich machen müsse, daß sie sich mit den Pflichten eines guten Bürgers vertrage, daß sie der Republik nützlicher als schädlich sey, und überhaupt das Wahre von dem Falschen abgesondert habe; so werden die üblen Folgen, die sie befürchten, von sich selbst wegfallen. p. 440. Gesetzt aber, daß die Dichtkunst alle die Mängel an sich habe, welche sie ihr zugeschrieben; so wird viel eher folgen, daß das Frauenzimmer sich am wenigsten mit derselben gemein machen sollte. Sie haben oben die Absichten und Verhältnisse des Frauenzimmers so enge eingeschränkt, und so genau bestimmt, als ich selbst nicht würde gethan haben. Nach diesem Begriffe verhält sich ein Frauenzimmer gegen ihren Mann und Familie, wie der Mann gegen das gemeine Wesen. Was hat es denn also mit dem auswärtigen Sittenrichten zu thun? Ist die Empfindlichkeit, wegen Stachelschriften, so gefährlich, als sie angegeben, wahrhaftig! man wird einer naseweisen Frauen weniger schonen. Sie sprechen das schöne Geschlecht von der Gefahr des Misbrauchs frey: also machen sie sie tugendhafter. Ich weis aber nicht, da sie ihnen in den Affekten einen Vorzug beymessen, ob sie weniger gefährlich seyn würden, wenn sie die Waffen in Händen hätten, mit welchen die Männer schaden thun.

p. 441. Wenn das Frauenzimmer verpflichtet ist, den Gesetzen der Natur gemäß zu leben, so sind sie auch ihres Hauses Zustand zu verbessern verbunden: ist aber die Dichtkunst eine Tochter des Müssiggan-

figganges, so ist er billig dem Frauenzimmer zu verwehren. Der Schaden und Nutz, den sie ihrem Mann und Hauswesen bringen, wächst mittelbar auch der Republik zu.

p. 441. Sie verrathen sich merklich, daß sie die schlechteste Art der Dichtkunst zu ihrem Augenmerk genommen. Ich weis nicht, ob sie dem schönen Geschlechte, mit ihrer Zueignung, große Ehre angethan. p. 442. Ist denn der Schluß richtig: was einerley Endzweck hat, gehört zusammen. Vergeben sie mir einen Ausdruck, ich kann ihn unmöglich verbeißen: Es schickt sich, wie die Faust aufs Auge. Beydes sind Glieder des menschlichen Körpers, beyder Endzweck ist dem Menschen zu dienen: Ergo? würde ein Aristotelicus fragen. Ich meyne beyde Gliedmaßen haben, jedes für sich, ganz besondere Verrichtungen, zu Beförderung der Wohlfahrt des Leibes.

Sonst kann ich mir das große Vergnügen eines Mannes, besonders, wenn er kein großer Meister in der Poesie ist, nicht vorstellen, welches er über seiner Frauen Meisterstück haben sollte. Hadrianus befahl alle Schriften des Homers zu verbrennen, weil er diesem in der Dichtkunst nicht gleich kommen konnte. Es mag aber seyn, daß die Männer ihre Eifersucht so hoch nicht trieben, so herrschet doch in allen das Vorurtheil eigner Vortrefflichkeit: ich glaube eine kaltsinnige Mine würde die ganze Belohnung seyn.

p. 445. Nun werden sie beweisen, daß das Frauenzimmer mehrere Fähigkeit zur Dichtkunst besitze,

als

als die Mannspersonen. Wenn es richtig ist, daß die Dichtkunst allein in der Nachahmung bestehet, so hat die Begierde nach neuen Moden allerdings eine große Aehnlichkeit mit jener. Allein, wie die Neigung zu einer Sache, noch keine Fähigkeit macht, und in der Poesie ein besonderes Wesen erfordert wird, so wird die Folge noch so richtig nicht seyn, daß die Modesucht Dichterinnen hervor bringe.

Die Geschicklichkeit, Minen und Geberden nachzuäffen, würde freylich bessere Schauspielerinnen ausmachen, wenn es erst seine Richtigkeit hätte, daß fünf gute Operistinnen gegen einen guten Acteur gefunden werden. Allein ich habe bemerkt, daß der ersteren übrige Fertigkeiten der Natur nachzuahmen, sie in den Augen wollüstiger Zuschauer, liebreizender machen, als ihre wirkliche Geschicklichkeit: ich erinnere mich noch, aus einer Opera, daß ein Mann von einem kalten Geblüte, etliche junge Herrchens nicht gnug auslachen konnte, daß sie die affectirten Stellungen einer geilen Mätze bis in den Himmel erhoben. Aber, es wäre auch eine ausgemachte Sache! braucht denn die Poesie nur einige gekünstelte Minen?

p. 446. Wir wollen für bekannt annehmen, daß das Frauenzimmer eine stärkere Einbildungskraft habe: Laßt sie ein flüchtiges Geblüte beleben: ihr Gehirn mag mit einer subtilen flüßigen Materie versehen seyn; so haben wir ein aufgemuntertes Naturell zu gewarten; ich sehe auch nichts widersprechendes, daß das Frauenzimmer überhaupt nicht sollten Dichterinnen werden können. Neuburgs getreuer Hofmeister hat uns fast von jedem Lande gelehrtes Frauenzimmer aufgezeich-

gezeichnet, und Columna, Sarrochia, Schurmanns, Tesselscha, Scudery, Zäunemanninn und Zieglerinn bezeigen mit vielen andern, daß auch Poetinnen möglich sind: Aber, müssen denn alle aufgeräumte und sangvinische Leute Dichter, oder wahre Dichter seyn? Die poetische Ader läßt sich besser aus ihrer Wirkung erkennen, als nach ihrem Wesen beschreiben. Ich besorge auch, daß die angegebenen Grundsätze nicht allgemein sind. Ist es wahr, daß das Frauenzimmer mehr Träume habe, als wir; so ist ihr Geblüte wahrhaftig so flüchtig nicht, als sie sich einbilden. Ein stockendes Geblüte verursachet allezeit mehr Träume, als ein flüssiges.

p. 448. Das schöne Geschlecht wird ihnen wenig Dank wissen, daß sie sie zu der schlechtesten Sorte der Meistersänger gesellen wollen.

p. 449. Sie fragen, ob sie bisher von dem Frauenzimmer überhaupt gesprochen? Meine Herren! Sie haben keine Ausnahme gemacht, und daß sie es jetzo thun, scheinet mir etwas zu spät.

p. 450. Jedoch, indem sie ihre Dichterinnen auslesen wollen, so gerathen sie auf einen andern Abweg: Sie wollen solche haben, die sonst nichts anzufangen wissen: ich zweifle aber, daß sie mit denselben viel Ehre einlegen werden. Zwar sie verlangen vorher, die Erlernung der nöthigen Wissenschaften.

Wir werden bald einig seyn. Erlauben sie mir ihre eigene Waffen zu gebrauchen.

p. 451. Diejenige Kunst, welche Wissenschaften erfordert, welche zu Erfüllung unsers Endzwecks, zur

Er=

Erkenntniß Gottes und der Welt führen, welche die Werke der Weisheit und Allmacht des Schöpfers vor Augen legen, welche Hochachtung und Ehre erwirbt, sich über das Vergnügen der Eitelkeit erhebt, und wahrhaftig vernünftige Menschen machen kann, ist dem ganzen menschlichen Geschlechte zuträglich:

Nun haben sie die Dichtkunst als eine solche ꝛc. beschrieben; also muß die Dichtkunst allen Menschen zuträglich seyn.

Sie werden mir den ersten Satz als allgemein gelten lassen müssen, weil sich kein Widerspruch zeiget, warum die Dichtkunst bey Mannspersonen, wenn sie mit den schönen Wissenschaften verbunden ist, und in gebührender Einschränkung angewendet wird, nicht eben diese Wirkung thun solle.

Folglich müssen sie zugestehen, daß die wahre Dichtkunst, welche sie zuletzt selbst beschrieben, weder unglückselig noch unglücklich machen müsse, und daß sie vielmehr zum Glück und Wohlfahrt der Republik, und eines jeden Menschen, das ihre beytragen könne. Ich bin,

Meine Herren,

Dero ergebenster
Anonymus.

* *

Beantwortung dieser Einwürfe.

Gleichwie wir uns hiermit gegen unsern geschickten Herrn Gegner erklären, daß wir es mit unserm Erweise sehr ernstlich meynen; so geben

ben wir ihm auch die Versicherung, daß wir keinesweges Feinde der Dichtkunst sind. Wenn wir einen angebohrnen Trieb zur Dichtkunst für wahr hielten, so könnten wir uns denselben mit gutem Rechte selbst beylegen. Wir haben in einem Alter von 6 Jahren schon Reime gemacht. Diese Lust hat sich niemals vermindert, bis sie die Vernunft und Ueberlegung im Zaum gehalten hat. Außer diesen Hülfsmitteln waren wir schon dem verderblichen Abgrunde ganz nahe, aus der Dichtkunst unser Hauptwerk zu machen. Dennoch werden wir noch jetzo von einem schönen Gedichte auf das lebhaftigste gerühret; nur daß uns sehr wenige von dieser Art vorkommen. Wir sind auch so weit entfernt, die Dichtkunst in Verachtung zu bringen, daß wir vielmehr selbst ehemals einen Versuch gewagt haben, ihre Aufnahme zu befördern; und wir sind so glücklich gewesen, den Beyfall aller sonst fürchterlichen Kunstrichter zu erhalten. Bey dem allen aber lassen wir uns nicht so sehr verblenden, daß wir nicht die Dichtkunst von allen Seiten betrachten könnten.

Indem wir dieses voraus setzen: so wird man uns leicht Glauben geben, daß wir der Dichtkunst allen Werth lassen, der ihr zukommt. Vielleicht hat der Herr Verfasser dieser Einwürfe eine andre Meynung von uns gehabt, weil er sich Mühe giebt, diesen Werth der Dichkunst zu beweisen. Ueberhaupt kommt es uns vor, als wenn der Herr Gegner bey den meisten seiner Einwürfe die Einbildung vor Augen gehabt hätte, als wenn wir die Dichtkunst ganz abzuschaffen gesucht hätten. Gleichwie uns aber dieses niemals

eingefallen ist: so ist es wohl in Ansehung der Dichtkunst ganz einerley, von was für Personen sie ausgeübet wird. Ihr Werth verliehret dadurch nicht das geringste, sie mag von dem männlichen oder weiblichen Geschlechte getrieben werden, wenn man nicht an dem Vorurtheile klebet, daß würdige und edle Sachen für das Frauenzimmer nicht gehören. Nur könnte man wünschen, daß unser Herr Correspondent den Werth der Dichtkunst auf bessere Gründe gebauet hätte, als das Alterthum und die Menge ihrer Liebhaber ist. Es ist ein sehr schlechter Grund, wenn man von dem Alterhum einer Sache auf ihren Werth schließet. Die thörichsten Dinge und die ungereimtesten Meynungen in den Wissenschaften sind sehr alt in der Welt. Wer kann ihnen deswegen einen Werth beylegen? Wird wol der ptolomaische Weltbau deswegen den geringsten Werth erhalten, weil er weit älter ist, als der copernicanische? Die Caballa, die Nigromantie, die Alchymie, diese unsinnigen Wissenschaften, sind ungemein alt. Welcher vernünftiger Mensch wird sie deswegen hoch schätzen? Ueberhaupt mag eine Sache gut oder böse seyn, so trägt das Alterthum nicht das geringste zu ihrem Werthe bey. Das Alterthum ist allemal etwas zufälliges. Allein nicht hieraus, sondern aus dem Wesentlichen muß man die Güte einer Sache beurtheilen. Wir sagen dieses nicht allein unsers Herrn Gegners wegen. Wir finden überall, daß man aus dem Alterthum der Dichtkunst eine sehr schätzbare Sache macht. Eben so ist es mit dem Grunde von den Liebhabern der Dichtkunst beschaffen. Es ist nichts so thöricht und ungereimt

in der Welt, was nicht seine Anhänger und Liebhaber findet: und selbst vernünftig scheinende Menschen werden öfters von einer solchen Pest hingerissen. Es sollte mir leicht fallen, große und sonst sehr vernünftige Männer zu nennen, die sich von einer thörichten Liebe zu denen vorgenannten unseligen Wissenschaften haben einnehmen lassen. Die Menge der Liebhaber der Dichtkunst, und das übrige große Ansehen, und die guten Eigenschaften dieser Liebhaber kann also zu dem Werthe der Dichtkunst gar nichts beytragen. Am allerwenigsten aber erlangt sie dadurch einen Werth, wenn Menschenfresser eine abgemessene Rede geliebt, oder Glaser Trauerspiele verfertiget haben.

Ich bin von dem Alterthume der Dichtkunst sehr versichert. Ja, ich lege ihr ein weit höheres Alter bey, als man sonst gemeiniglich thut. Allein, eben dieses Alterthum gereicht der Dichtkunst wenig zur Ehre, gesetzt, daß das Alterthum einer einzigen Sache in der Welt ohne offenbare Vorurtheile einen Vorzug beylegen könnte. Meines Erachtens ist die Dichtkunst oder vielmehr eine abgemessene Rede eher gewesen, ehe man noch die Buchstaben oder etwas dem ähnliches erfunden gehabt hat. Die Art und Weise, wie die Menschen auf eine abgemessene oder gereimte Rede gefallen sind, läßt sich leicht einsehen. Man kann voraus setzen, daß sich auch in der Einfalt der ersten Welt allerley Dinge begeben haben, welche die damals lebenden Menschen auf ihre Kinder und Nachkommen haben bringen wollen. Die Erschlagung des Abels ist schon eine merkwürdige Sache dieser Art. Wenn sie dergleichen ihren Kindern haben

beybringen wollen: so haben sie wahrgenommen, daß das Gedächtniß gewisse Merkmahle nöthig hat, um sich das Nachfolgende in einer Erzählung wieder in Erinnerung zu bringen. Sie haben also ganz natürlich darauf verfallen müssen, ihren Reden oder Stücken der Erzählung, die sie haben auf ihre Nachkommen fortpflanzen wollen, eine abgemessene Länge zu geben, damit das Gedächtniß bey Endigung der einen, desto leichter auf die andere verfallen möchte. Hieraus ist nun eine Art der Dichtkunst erwachsen: und weil dergleichen abgemessene Reden die Ohren kützelten, so wird man um desto häufiger darauf verfallen seyn. Von diesem Ursprung und hohen Alterthum der Dichtkunst finden wir so gar deutliche Spuren in der Bibel. Ich verstehe dasjenige, was Lamech zu seinen Weibern sagt; nämlich: Ihr Weiber Lamech höret meine Rede, und merket was ich sage: Ich habe einen Mann erschlagen mir zur Wunden, und einen Jüngling, mir zur Beulen. Cain soll sieben mal gerochen werden, aber Lamech sieben und siebenzig mal. Es müßte viel seyn, wenn man in diesen Worten nicht eben den poetischen Geist entdecken wollte, den man in dem Liede Mosis beym Durchgange durchs rothe Meer wahrnehmen will. Man siehet den Endzweck hier ganz deutlich, den Lamech mit dieser abgemessenen und figürlichen Rede haben will, nämlich die Nachricht davon auf die Nachwelt zu bringen; und dieses wird gewiß nicht die erste Gelegenheit gewesen seyn, wobey man auf eine Art der Dichkunst verfallen ist. Der Mangel der Buchstaben und gewisser sichtbaren Ausdrücke hat also die Menschen genöthiget, auf abgemessene Reden

zu denken. Dieses wird durch das Beyspiel unsrer eignen Vorfahren um so mehr bestärkt, welche so lange, als sie von keinen Buchstaben und Schreiben wußten, sich eben dieser Art bedienen mußten, etwas auf ihre Nachkommen zu bringen; und wenn wir so unglücklich gewesen wären, die Buchstaben niemals zu erfinden: so würden sich alle unsre Lehren der Wissenschaften in diese enge Gränzen einschließen müssen. Man sieht also, was die Dichtkunst ihrem Ursprunge nach ist. Sie ist ein betrübtes Merkmahl der ehmaligen elenden Beschaffenheit der Menschen, und nunmehr besser ausgearbeitete Hülfszeichen des Gedächtnisses. Ob es ihr nun eben eine allzugroße Ehre macht, daß sie ehemals ein Gängelwagen des Gedächtnisses gewesen ist, will ich andern zu beurtheilen überlassen.

Ich weiß zwar wohl, daß es viele andere Meynungen von dem Ursprunge der Dichtkunst giebt. Besonders glaubt man, daß die unterschiedenen und besondern Töne, welche eine jede Leidenschaft von Natur hervor bringt, zu deren Erfindung Gelegenheit gegeben habe. Allein, ich kann die Folge hiervon nicht einsehen. Ein Ton, der einer Leidenschaft von Natur eigen ist, kann wol überhaupt zur Sprache und zur Tonkunst Anlaß geben. Allein, wie man daraus auf eine abgemessene Rede verfallen kann, bin ich nicht im Stande wahrzunehmen. Wir drücken diese verschiedenen Töne verschiedener Leidenschaften noch jetzo in der Sprache aus, ohne daß es dadurch jemand in die Sinne kommen wird, eine abgemessene Rede zu machen. Jedoch ist es Zeit, daß wir uns

zu den Einwürfen unseres Herrn Gegners wenden, damit uns der Raum nicht zu enge werde.

Das meiste wird darauf ankommen, ob ich, oder mein Herr Gegner, eine richtige Erklärung von der Dichtkunst geliefert hat. Nach seinem Erachten ist die meinige mangelhaft, und er hat die Dichtkunst weit glücklicher erkläret. Vielleicht bin ich so glücklich, meinen Herrn Gegner aus dem Irrthume herauszu reißen, worinnen er sich befindet.

Er glaubt zuerst, Aristoteles hätte bey seiner Erklärung nichts als die Tragödienspieler und Comödianten zum Vorwurfe gehabt: und folglich hätte er nichts anders sagen können. Allein, er irret sich. Gleichwie man jetzo alles für Gedichte verkaufen will, was nur in gebundener Rede geschrieben wird; so war man auch schon damals in diesen Fehler verfallen; und die Begierde allerley Dinge in Versen vorzutragen, die sich zur Dichtkunst nicht reimen, hatte sich auch schon damals geäußert. Empedocles, ein Sicilianischer Weltweise, hatte eine Naturlehre in alexandrinischen Versen geschrieben: und die Unverständigen setzten ihn deshalb dem Homer an die Seite. Allein, Aristoteles spricht ihm dem ohngeachtet, im ersten Capitel seiner Dichtkunst, den Namen eines Poeten ab: und rechnet ihn unter die Naturkündiger.

Der Herr Verfasser siehet also, daß Aristoteles dasjenige ganz wohl vor Augen gehabt hat, welches ihm an unsrer Erklärung vielleicht allein mangelhaft vorkömmt. Dennoch hat dieser große Kunstrichter mit dem größten Vorbedachte seine Erklärung

der

der Dichtkunst nicht so weit erstrecket, allein mit dem besten Grunde von der Welt. Ueberhaupt veroffenbaret Aristoteles in seiner Dichtkunst so viel wahrhaftige Vernunft, so viel gründliche Einsicht in die Natur der Menschen, und das daraus hergeleitete innere Wesen der Dichtkunst, daß alle unsre jungen Kunstrichter, und man könnte fast sagen, alle, die nach ihm aufgestanden sind, wie ABC Schüler dargegen aussehen.

Hiernächst kann der Herr Verfasser dieser Einwürfe nach unsrer Erklärung der Dichtkunst zwischen Erdichten und Gedichten keinen Unterschied finden; und er glaubt, daß die unvernünftigsten Hirngespinste und Phantasien, welche in einige Reime gesteckt worden, für denjenigen wahren Dichter, den wir beschrieben haben, eine würdige Beschäftigung seyn müsse. Ich wünschte, daß der Herr Verfasser unsre Erklärung mit reiferm Bedachte betrachtet hätte, ehe ihm dieses entwischet wäre. Wenn man die Natur, besonders die menschlichen Handlungen, nachahmen will: so fällt es wol ganz leicht in die Sinne, daß man nicht auf unvernünftige Hirngespinste und Phantasien verfallen kann. Die nachgeahmte Sache muß seinem Urbilde ähnlich werden. Sind denn aber die Natur und die menschlichen Handlungen unvernünftige Hirngespinste? Es ist also zwischen der Dichtkunst, nach unsrer Erklärung, und zwischen dergleichen Hirngespinsten ein gewaltiger Unterschied vorhanden; und wer nur unsere Erklärung oder vielmehr die aristotelische vor Augen hat, wird auf die letzten niemals gerathen, wenn er anders ein wahrhafti-

haftiger Nachahmer ist. Uebrigens, wenn unser Herr Correspondent unter Erdichten allemal unvernünftige Hirngespinste und Phantasien verstehet, so bekenne ich, daß unter Erdichten und Gedichten ein großer Unterschied ist. Allein, gleichwie ich die Nothwendigkeit dieses Verstandes eben nicht einsehen kann, weil eine Erdichtung auch ordentlich und vernünftig seyn kann, ohne daß sie deswegen aufhört eine Erdichtung zu seyn, so wird der Unterschied eben so groß nicht seyn. Gedichte müssen allemal etwas gedichtetes oder auch erdichtetes haben, nämlich in der Absicht, die Natur oder die menschlichen Handlungen nachzuahmen. Dieses zeiget ihr Name schon, und hierinnen bestehet das Wesen der Dichtkunst. Wo nun nichts gedichtetes oder erdichtetes von dieser Art vorhanden ist, (die Benennung würde fast einerley seyn, nur der Gebrauch hat das erste nothwendig gemacht,) so ist auch keine Dichtkunst vorhanden, sondern es muß mit dem Namen einer gebundenen Rede belegt werden. Denn die Benennungen sind gar nicht gleichgültig; und dasjenige, was das Wesen der Dichtkunst anzeigt, kann einer andern Sache nicht beygelegt werden, in welcher dieses Wesen nicht vorhanden ist.

Allein, dieses ist eben die Wahrheit, welche der Herr Verfasser nicht verdauen kann. In seiner Erklärung und in allen seinen Einwürfen ist die gebundene Rede und sonst weiter nichts, das Wesentliche der Dichtkunst. Ich muß mich demnach bemühen, ihm dieses Vorurtheil zu benehmen.

Wenn die Dichtkunst eine Wissenschaft ist, so

kann die gebundene Rede unmöglich das Wesentliche von ihr ausmachen. Wir werden in der gebundenen Rede nichts gewahr, als eine gewisse Art der Wortfügung nach einer abgemessenen Länge. In einer Art der Wortfügung kann schlechterdings nicht das Wesentliche einer Wissenschaft bestehen. Die Regeln von allen Wortfügungen gehören in die Sprachkunst, und aus dieser Ursache rechnet man allemal die Prosodie zu einem Theile der Grammatik. Unter der Prosodie aber und demjenigen, was der Herr Gegner als das Wesentliche der Dichtkunst annimmt, sehe ich keinen Unterschied. Dieses wird sich auf viele andre Arten begreiflich machen lassen. Des Herrn Voltaire Henriade ist ohne Zweifel ein Gedichte, und zwar eines von der obersten Classe. Wie leicht würde es jemand fallen, die Reime in demselben zu verwerfen, ohne den Verstand zu verderben, und ohne das geringste Wort davon wegzunehmen. Wenn dieses geschehen ist, so ist nach des Herrn Gegners Meynung das Wesentliche eines Gedichtes weggenommen, und es höret alsdenn auf ein Gedichte zu seyn. Ob man aber einer Sache das Wesentliche entziehen kann, ohne in der That etwas wegzunehmen, will ich des Herrn Verfassers eigner Beurtheilung überlassen. Eben so könnte man mit allen andern Heldengedichten verfahren, und das Wesentliche könnte ihnen bald geraubet werden, ohne daß man eine Sylbe ihres Innhaltes veränderte. Dieses veroffenbaret sich auch aus einem entgegen gesetzten Beyspiele. Man hat den Telemach in lateinische Verse gebracht. Ohne Zweifel wird der Herr Gegner diesem Werke den Namen eines Gedich-

tes gönnen. Wenn es nun vorher kein Gedichte gewesen ist, so ist diese wichtige Veränderung, welche das Wesentliche dieses Buchs ganz und gar abgeändert hat, allein durch das Sylbenmaaß geschehen. Ich zweifle, ob unser Herr Correspondent mit seiner Erklärung der Dichtkunst viel Ehre macht. Wenigstens wollte ich mich für eine Wissenschaft bedanken, deren Wesentliches allein in einem klappernden Spielwerke besteht.

Ich weiß sehr wohl, daß man ganze Wissenschaften und Lehrgebäude in poetischer Schreibart vorgetragen hat. Allein, ich kann mich nicht überwinden, daß ich dergleichen Dinge für Gedichte halten könnte. Alle gründliche Kunstrichter haben ihnen auch diesen Namen niemals beygelegt. Virgil, da er von dem Feldbau schreibt, ist kein Dichter. Die Dichtkunst eines Horaz und Boileau sind keine Gedichte: und dieses muß man von allen neuern Lehrgedichten und den meisten so genannten kleinern Poesien sagen. „Es sind, ich will mich hier des Herrn „Prof. Gottscheds Worte bedienen *, philosophische „Abhandlungen gewisser Materien, aber keine Ge„dichte, keine Nachahmungen der Natur, sondern „Vernunftschlüsse, Untersuchungen, Muthmaßun„gen der Weltweisen, Ermahnungen zur Tugend, „Trostreden im Unglück, und so weiter, nämlich in „gebundener Rede.„ Ob nun zwar unser Herr Gegner allen Nutzen der Dichtkunst auf dergleichen Stücke in gebundener Rede zu setzen scheinet, so können wir ihm

* Critische Dichtkunst 2 Theil. Cap. 8. p. 514.

ihm doch auch hierinnen nicht beytreten. Der Zwang der gebundenen Rede leidet es nicht, daß man etwas gründliches in dergleichen Arbeit leisten könnte. Man kann darinnen weder richtig erklären, noch beweisen, noch eine rechte Ordnung beobachten. Bey aller Schönheit, in Ansehung der Ohren und des Vergnügens, bleibt es dennoch allemal Stümperey. Die Lettres antipoetiques der so genannten Madem. Hooghard, haben dieses besonders von der so berühmten Dichtkunst des Boileau auf eine sehr gründliche Art gezeiget. Mich deucht aber nicht, daß ein Gängelwagen von dieser Art zur Aufnahme der Wissenschaften und Besserung der Menschen eben viel beytragen wird.

Vielleicht wird nunmehr unser Herr Correspondent überzeugt seyn, daß es nicht einerley ist, in gebundener Rede schreiben und Gedichte verfertigen; und daß derjenige noch kein Dichter ist, welcher schöne Verse schreiben kann. Wenigstens kann ich ihm noch das Zeugniß des Horaz entgegen setzen, der sich selbst für keinen Poeten hält, ohngeachtet er sich nicht abspricht, daß er gute Verse machen kann, wie er denn hin und wieder in seinen Schriften von dem unsterblichen Ruhme redet, den ihm seine Verse erwerben würden. Er spricht:

Primum ego me illorum, dederim quibus esse poëtas,
Excerpam numero. Neque enim concludere versum
Dixeris esse satis: neque, si quis scribat vti nos,
Sermoni propriora, putes hunc esse poëtam.

Lib. 1. Sat. 4.

Ja er will nicht einmal die Satiren für Gedichte gelten lassen: und er spricht eben daselbst sich und dem Lucilius deshalb den Dichternamen ab. Und ganz recht. Denn nicht alle Satiren sind Gedichte.

Da nun solchergestalt dasjenige wegfällt, was unser Herr Gegner wider unsere Erklärung der Dichtkunst einzuwenden hat: so wird wohl ihre Richtigkeit unbeweglich stehen bleiben. Ich könnte mir noch die Mühe geben, zu zeigen, daß sie auch alle Eigenschaften und Kennzeichen einer richtigen Erklärung hat. Allein, weil dieses der Herr Prof. Gottsched * von eben dieser Erklärung bereits geleistet hat, so können wir unsern Hrn. Correspondenten und unsere Leser dahin verweisen, damit wir den Raum nicht vergeblich erfüllen.

Nachdem wir unsere Erklärung von der Dichtkunst gerettet haben: so werden wir wider die sogenannte glücklichere Erklärung des Herrn Gegners keine allzustarken Waffen anwenden dürfen. Wenn wir offenherzig seyn wollen, so müssen wir sagen, daß sie nicht die geringste Eigenschaft einer richtigen Erklärung hat. Das natürliche Geschicke ist weit dunkler, als die erklärte Sache selbst; und wenn man die Worte, in gebundner Rede, wegnimmt: so ist es eine Erklärung die fast jedermann gerecht ist. Redner, Geschichtschreiber, Stilisten, viele andere Arten der Gelehrten, und gewissermaßen jedweder Schriftsteller, muß seine Gedanken lebhaft und ordentlich ausdrücken. Es bleibt demnach für die Dichtkunst kein anderer Unterschied übrig, als die gebun-

* Eben daselbst 1 Th. Cap. 2. p. 82.

gebundene Rede. Folglich ist dieses das Wesentliche der Dichtkunst, wie es denn der Herr Gegner Num. 2. ausdrücklich sagt. Nachdem wir aber oben auf eine sehr deutliche Art das Gegentheil gezeiget haben: so haben wir zu der Liebe zur Wahrheit, die wir bey unserm Herrn Correspondenten öfters sehr rühmlich angemerket haben, eine allzugute Hoffnung, als daß er ferner das Wesentliche der Dichtkunst in einer abgemessenen Rede suchen sollte.

In dieser Hoffnung halten wir uns berechtiget, den gefertigten wahren Dichter unsers Herrn Gegners gänzlich zu übergehen. Wir wollen uns demnach zu den Einwürfen wider unsern Erweis selbst wenden. Da diese Einwürfe auf die Unrichtigkeit unserer Erklärung gegründet sind: so siehet man leicht, daß sie grösstentheils wegfallen werden. Wir wollen aber doch diejenigen einzeln durchnehmen, die sich nicht offenbar von selbst heben.

Ich habe mich ausdrücklich erkläret *, daß ich diejenigen Wissenschaften, welche ich dem Frauenzimmer anrathe, nicht eben in ihrer höchsten Vollkommenheit denenselben für nöthig erachte. Folglich wird wohl die erste Erinnerung wegen der Metaphysik und Physik ohne Grund seyn: und mich deucht, daß es sich von selbst verstehet, daß ein Frauenzimmer, welches sich zur Metaphysik wenden will, in der Vernunftlehre kein Fremdling seyn muß.

Indem der Herr Gegner dasjenige entscheiden will, was ich wider den Erweis des Herrn Lic. Quistorps gesagt habe: so will er die daselbst gegebene Er-

* Ergetzungen 3. Band 5. Stück p. 442.

Erklärung des Unglücks verbessern. Ich hatte gesagt, ein Unglück sey dasjenige, was unsern äußerlichen Zustand unvollkommner macht. Dieses ist die Erklärung des Freyherrn von Wolf † und aller vernünftigen Weltweisen. Sie ist auch der Natur der Sache vollkommen gemäß. An deren statt setzet der Herr Gegner, daß es ein unversehner Zufall sey, welcher unsere Vollkommenheit unterbricht. Wenn man Erklärungen verbessern will: so glaube ich, daß eine ungemeine Aufmerksamkeit nöthig ist. Denn der Vortheil, den man davon hat, ist sehr schlecht, wenn das Falsche der Verbesserung offenbar in die Sine fällt. Mich deucht, daß es gar keines Beweises bedarf, daß ein Unglück öfters nur allzuwohl voraus zu sehen ist, ob wir es gleich oft mit aller unsrer Macht und Klugheit nicht hintertreiben können. Wie reimt sich denn hiermit in einer Erklärung, daß es ein unversehener Zufall sey. Das gegebene Beyspiel von einem Schlage kann den übrigen Theil der Erklärung nicht richtiger machen. Ein Schlag, der mich meines Verstandes beraubt, ist ein Unglück. Allein deswegen, weil er auch meinen innerlichen Zustand unvollkommner macht, ist die von mir gebrauchte Erklärung des Unglücks nicht unrichtig. So bald jemand seines Verstandes beraubt ist: so empfindet er nichts mehr von seinem innerlichen Zustande. Er ist gewissermaaßen schon todt: und der Tod ist in Ansehung des Verstorbenen kein Unglück. Dasjenige, was die innerliche Unvollkommenheit allemal nach sich ziehet, nämlich den Zustand eines

dau-

† Sittenlehre Cap. 1. §. 244.

dauerhaften Misvergnügens, hat bey ihm nicht statt. Denn er empfindet nichts davon. Da sich also, in Ansehung des innerlichen Zustandes, und in der Erkenntniß des geschlagenen Menschen, keine Folgen und Wirkungen äußern: so bleibt es nur eine Unvollkommenheit seines äußerlichen Zustandes, nämlich in Ansehung seiner Nebenmenschen, unter welchen er gleichsam auf eine todte Art noch gegenwärtig bleibt, und die ihn allerdings als unvollkommen erkennen.

In der Hauptsache selbst behauptet der Herr Verfasser dieser Einwürfe, daß ich vom Können auf die Wirklichkeit schließe. Ich wünschte, daß er dieses besser gezeigt hätte. Alle meine Sätze schließen auf die Wirklichkeit. Sie liegen jedermann vor Augen, u. wenn sie der Hr. Gegner etwas bedächtiger ansehen wird: so wird er vielleicht hiervon gleichfalls überzeugt werden. Eben dieses muß man von den Quistorpischen Sätzen sagen. Seine Sätze, nicht aber sein Vorsatz, schließen auf die Wirklichkeit. Denn wenn ich eben die undeutlichen Vorstellungen und Leidenschaften selbst habe, die ich abschildere: und ich habe gezeigt, daß dieses in gewissen Arten der Dichtkunst nicht anders möglich ist; so kann ich nicht etwann leicht unglückselig werden: sondern ich bin schon unglückselig. Unser Herr Correspondent glaubt zwar, daß nur alsdenn etwas folgen würde, wenn kein einzig anderes Beyspiel vorhanden wäre, als daß ein jeder Dichter entweder unglückselig oder unglücklich wäre. Allein, dieses wird zu meinem Beweise nicht unumgänglich erfordert. Das heißt je-

mand

mand zu einer unmöglichen Sache verbinden, weil man in die Gemüthsbeschaffenheit eines Dichters nicht hinein sehen und seine Unglückseligkeit erkennen kann. Wenn meine Sätze wahr sind, wenn ich richtig schließe; so ist die Sache so unfehlbar, als zweymal zwey viere sind. Hieran hätte man also die Unrichtigkeit entdecken sollen. Da ich auch gezeiget habe, daß Versemachen keine Dichtkunst ist, und also der Dichtername bey den meisten wegfällt, die man in der Welt öfters dafür erkennet: so wird unserm Herrn Correspondenten die Sache nunmehr vielleicht so unmöglich nicht vorkommen. Eben dieses will ich bey demjenigen erinnern, was derselbe wider die Armuth der Dichter eingewendet hat. Unter denjenigen, die hier genennet werden, sind vielleicht nicht viel Dichter; und mein Beweis ist nicht lediglich auf die Armuth, sondern auf das Unglück gerichtet. Vielleicht würde es nicht schwehr seyn, bey denenjenigen, welche den Dichternamen verdienen, das Unglück zu entdecken, das ihnen die Dichtkunst verursachet hat. Dennoch, wenn auch ein vollkommen glücklicher Dichter gefunden würde, so kann dieses Beyspiel noch nichts beweisen. Denn eben derselbe kann unglückselig seyn; und sein eigen Zeugniß, daß er es nicht ist, ist hier nicht einmal hinlänglich. Denn die meisten erkennen ihre Unglückseligkeit oder sittliche Sclaverey nicht einmal. Kurz, nicht mit Beyspielen muß man kämpfen, sondern wenn die Waffen etwas bedeuten sollen; so muß man die Sätze und Schlüsse angreifen, und deren Unrichtigkeit zeigen.

Ehe ich auf dasjenige antworte, was der Herr Gegner von dem Nutzen der Dichtkunst sagt, so muß ich vorher erinnern, daß dasjenige keine Rednerkunst ist, die in leeren Worten bestehet, und unnütze Gedanken zu Markte bringt. Wenn man von Wissenschaften reden will: so muß man nicht das Falsche derselben und die Stümpereyen zum Vorwurfe nehmen. Auf solche Art würde es unserm Hrn. Correspondenten leicht fallen, meine Gründe von der Dichtkunst auf alle andere Wissenschaften anzuwenden. Was dasjenige selbst anbelangt, was hier von dem Nutzen der Dichtkunst gesaget wird: so wird nunmehr in den Augen des Herrn Gegners das meiste wohl selbst wegfallen, nachdem er nun vielleicht überzeugt ist, daß nicht ein jeder Versmacher ein Dichter ist. Bey dem übrigen, deucht es mich, daß der Herr Verfasser vor Augen gehabt hat, als wenn ich die Dichtkunst ganz und gar abzuschaffen begehrte. Nein, da es einerley ist, ob sie von dem männlichen oder weiblichen Geschlechte ausgeübet wird: so behält sie allen Nutzen, den man ihr in der That zueignen kann. Allein man wird sich vergeblich bemühen, zu zeigen, daß dieser Nutzen die Wohlfahrt des gemeinen Wesens befördere.

Uebrigens wünschte ich, daß der Herr Gegner meine Worte nicht verdrehete. Ich habe niemals gesagt, daß die Dichtkunst der Vernunft zuwider ist, oder daß sie von der Vernunft abgesondert werden muß. Ich habe behauptet, daß sie uns nicht vernünftiger macht. Unter diesen beyden Sätzen ist ein gewaltiger Unterschied vorhanden: und wenn

unser

unser Herr Correspondent diesen letztern aufmerksam betrachten wird: so wird er ihm vielleicht nicht falsch vorkommen.

Es ist für diejenigen, welche Einwürfe machen, oder sich in gelehrte Streitigkeiten einlassen wollen, unumgänglich nothwendig, daß sie die eignen Worte ihres Gegners beybehalten. So bald als sie seinen Sinn mit ihren eignen, und oftmals heftigen, Gedanken ausdrücken wollen: so machen sie Luft- und Fechterstreiche: und sie verfallen in Wortfechtereyen, die nicht den geringsten Nutzen haben. Es thut mir leid, daß ich diese Anmerkung abermals des Hrn. Gegners wegen machen muß. Er spricht, wir hielten die Musik und Malerey für unnütze Possen. Es ist mir dieses niemals eingefallen. Ich liebe diese Künste sehr, wenn sie nicht gemisbrauchet worden. Ich habe nur gesagt, daß sie zur Wohlfahrt des gemeinen Wesens nichts beytragen, sondern nur ein Vergnügen verschaffen. Dasjenige aber, was nur das Vergnügen befördert, wird deswegen nicht zu unnützen Possen. Nach dieser Erklärung, deucht mich, wird alle dasjenige unnütze, was der Herr Verfasser bey dieser Gelegenheit sagt.

Indem ich gesagt habe, daß die Dichtkunst einen eignen Mann erfordere: so sind wir in dem Verstande dieser Worte noch sehr weit von einander. Der Herr Gegner verstehet hierunter einen Mann, der zur Dichtkunst gebohren ist. Hierinnen kann ich ihm nicht beytreten. Das Sprichwort: Poeten werden geboren, hält in den Augen dererjenigen, die nicht flüchtig denken, wenig Gründliches in sich.

Wenn

Wenn man voraus setzt, daß die Dichtkunst eine Wissenschaft ist: so siehet man nicht, wie es möglich ist, daß uns Wissenschaften in Mutterleibe eingeprägt, oder mit der Muttermilch eingesogen werden können. Wie zu allen Wissenschaften, also auch hier, ist Fleiß und Mühe nöthig. Höchstens kann man nur sagen, daß jemand mehr Gaben, Eigenschaften und Fähigkeiten zur Dichtkunst habe, als ein andrer. Und dieses ist in Ansehung der Dichtkunst nicht besonders. Es ist in Ansehung aller Wissenschaften wahr. Durch einen eignen Mann verstehe ich aber denjenigen, der die Dichtkunst sein Hauptwerk seyn läßt: und wenn der Herr Gegner unter der Dichtkunst keine Versmacherey verstehet: wird er vielleicht einräumen, daß sie einen eignen Mann erfordere, wenn sie zur Vollkommenheit gebracht werden soll. Auf solche Art werden alle die Beyspiele, die er anführen will, kein Gewichte haben. Diejenigen, welche dennoch ihre Berufsgeschäfte ordentlich abgewartet und in andern nützlichen Wissenschaften etwas rechtes geleistet haben, sind gewiß Versmacher gewesen. Denn der Schluß ist richtig. Dasjenige, was einen eignen Mann erfordert, muß entweder die Hauptbemühung eines Menschen seyn, oder es wird nicht zur Vollkommenheit gebracht. Ist es sein Hauptwerk, so muß er seine meisten andern Pflichten dabey vernachläßigen: und ich habe schon gesagt, daß Stümper entbehrlich sind, wenn auch die Dichtkunst dem gemeinen Wesen noch so vortheilhaftig wäre. Uebrigens ist es aus unserer Erklärung ganz leicht ersichtlich, was ich unter einem

wahren Dichter verstehe. Wenn ich denselben schildern wollte: so hätte ich eine eigne Abhandlung nöthig. Zum Ueberfluß erkläre ich mich, daß ich einen solchen wahren Dichter meyne, wie ihn Aristoteles, Boßü und Gottsched abgebildet haben: und diesem kommen die Gedichte gewiß so leicht nicht an. Ein anders ist es

Und ohn ein Bein zu strecken,
Zwey Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken.
Güntber.

Canitz hat selbst gestanden, daß er über einer einzigen Strophe einige Wochen zugebracht hat.

Die Dichtkunst an sich selbst hat gar keine Männgel an sich. Dieses habe ich abermals niemals gesagt. Ich habe nur gezeiget, daß aus derselben bey einem männlichen Dichter gewisse Folgen abfließen, die so wohl ihm selbst, als der Republik, schädlich sind. Da ich nun erwiesen habe, daß diese Folgen bey dem weiblichen Geschlechte nicht zu befürchten sind: so konnte ich mit gutem Grunde schließen, daß die Dichtkunst eher für das weibliche als männliche Geschlecht gehöre. Alle die Sätze, worauf ich diesen Schluß gebauet habe, sind noch nicht über den Haufen geworfen worden. Hier glaubt zwar der Herr Gegner zu zeigen, daß alle diese Folgen noch mehr das weibliche Geschlechte betreffen würden. Allein ich leugne nicht, daß ich sehr schlecht davon überzeugt werde. Der Schluß ist falsch: weil sich ein Frauenzimmer gegen ihren Mann und Familie, wie der Mann gegen das gemeine Wesen verhält: so haben sie mit dem auswärtigen Sittenrichten nichts

zu thun. Sie leben in dem gemeinen Wesen: und wenn auch der Mann allein ein Mitglied desselben ist: so sind sie doch Alliirte derselben: und sie können sich ganz wohl um den Zustand des gemeinen Wesens bekümmern. Es liegt ihnen auch nur allzuviel daran, daß gute Sitten in demselben herrschen, weil der Nachtheil davon eben so stark auf sie verfällt. Gesetzt, daß man auch für ein Frauenzimmer, welches die Laster abmalt, keine bessere Achtung hätte, als für einen männlichen Dichter dieser Art: so sind sie doch außer Gefahr dadurch unglücklich zu werden, weil die Vollkommenheit ihres äußerlichen Zustandes von ihren Männern abhängt: und hierauf hatte ich die größte Stärke meines Beweises gegründet, worwider man aber nichts beybringet, oder einwenden kann. Dasjenige, was ich nicht völlig heben kann, bekenne ich allemal ganz freymüthig. Ich habe also im voraus gestanden, daß ich das Frauenzimmer in Ansehung der sittlichen Sclaverey nicht völlig frey sprechen könnte. Allein auch hier sind die Folgen bey dem weiblichen Geschlechte nicht so böse, als bey dem männlichen. Man kann sehr versichert seyn, daß sie in ihren Gedichten niemals unzüchtige und ärgerliche Ausdrückungen gebrauchen werden.

Je ne puis estimer ces dangereux auters
Qui de l'honneur en vers infames deserteurs
Trahissant la vertu sur un papier coupable
Aux yeux de leur Lecteurs rendent le vice aimable.
Boileau.

Dieser Vortheil ist schon sehr wichtig, und alles vereiniget sich demnach zu Unterstützung meines Beweises.

ses. Dennoch giebt man dadurch dem Frauenzimmer keine Sache in die Hände, die ihren Zustand unseliger macht. Wenn sie nicht die geringste Kenntniß ihrer selbst, und der Natur der Tugenden und der Laster haben, so wie die Frauenzimmer itzo gemeiniglich sind: so müssen sie schlechterdings in einer sittlichen Sclaverey seyn. Diese Erkenntniß erlangt man aber allein durch die Wissenschaften. Wenn sie nun mit der Dichtkunst die darzu erforlichen Wissenschaften in die Hände bekommen: so wird wenigstens die sittliche Sclaverey nicht so stark seyn, wie sie itzo ist. Es ist auch zu bedenken, daß nicht alle Arten der Dichtkunst die sittliche Sclaverey nach sich ziehen.

Daß das Frauenzimmer bey der Dichtkunst die Sorge für das Hauswesen zu vernachläßigen nicht nöthig habe, ist verhoffentlich genugsam ausgeführet worden. Dieser Einwurf ist also unerwartet. Verstehet aber der Herr Gegner durch die Pflicht des Hauses Zustand zu bessern, daß sie immer etwas zu erwerben suchen sollen, wenn sie gleich ihr Hauswesen richtig und vollkommen besorget haben: so bedenkt er nicht, was für Frauenzimmer ich die Dichtkunst anrathe. Eben so ungegründet ist der Verdacht, daß ich die schlechteste Art der Dichtkunst zum Augenmerke gehabt hätte. Ich kann nicht finden, wodurch ich hierzu Gelegenheit gegeben habe. Dieses muß ich auch von demjenigen sagen, was unten bey der 418 Seite erinnert wird. Wenn unser Herr Correspondent zeigen wird, daß zu dem vollkommensten Heldengedichte eine solche Scharfsinnig-

sinnigkeit erfordert wird, von der geringsten Aehnlichkeit und Unterschiede der Dinge deutliche Begriffe zu haben: so will ich seine Beschuldigung für gerecht halten. Bis dahin aber ist sie viel zu frühzeitig.

Wenn alle heftige Ausdrückungen abzurathen sind: so sind sie vielmehr denjenigen zu widerrathen, die ihrer Sachen nicht vollkommen gewiß sind. Ich hatte den Schluß gemacht, daß es vernünftig sey, die Erweckung des Vergnügens, welches aus der Dichtkunst entspringt, demjenigen Geschlechte zu überlassen, dessen vornehmlicher Endzweck ohnedem ist, unser Vergnügen zu befördern, oder wie es der Hr. Gegner kürzer fassen will: was einerley Endzweck hat, gehöret zusammen. Hierüber spottet man, und spricht, dieser Schluß schicke sich wie eine Faust auf das Auge. Da alle Gleichnisse hinken, so muß man dieses von dem hier vorgebrachten, um so viel mehr sagen. Alle Dinge haben einen doppelten Endzweck, einen weitläuftigen und allgemeinen, und einen nahen und besondern, oder eigentlichen. Wenn man von einem Endzwecke redet: so verstehet man allemal den besondern oder eigentlichen. Es wundert mich, wie hier dem Herrn Gegner nur einer von den weitläuftigen Endzwecken der Hand und des Auges eingefallen ist. Ja man kann dieses nicht einmal einen Endzweck nennen, denn auf solche Art würden die menschlichen Glieder gar viele Endzwecke haben. Das ist ein Nutzen, aber kein Endzweck. Weit natürlicher hätten unserm Herrn Correspondenten die eigentlichen Endzwecke der Hand und des Auges einfallen können, nämlich, daß die

Hand zum Greifen und Fühlen, und das Auge zum Sehen bestimmet sey. Allein, auf solche Art wären verschiedene Endzwecke herausgekommen, und das Gleichniß hätte alsdenn nicht angebracht werden können. Es soll uns erlaubt seyn, uns eben dieses Gleichnisses zu bedienen. Wenn es nach der Weisheit des Schöpfers möglich gewesen wäre, daß er das eine Auge des Menschen an seinen itzigen Ort und das andere in die Hand gesetzet hätte, würde nicht der Herr Gegner sagen, was soll mir doch das Auge in der Hand: ich soll aus beyden sehen, warum sind sie denn nicht beysammen? Wenn ein großer Herr die Anstalten zu einer Schlittenfahrt seiner geheimden Rathsstube zu besorgen übergäbe, würde der Herr Gegner nicht sagen, die Schlittenfahrt ist eine Lust, und man hat einen Directeur der Lustbarkeiten, warum giebt man sie denn nicht diesem gleichfalls zu besorgen? Auf solche Art könnte ich die Richtigkeit dieses Schlusses mit tausend Exempeln zeigen, ja ich könnte ihn auf demonstrativische Art beweisen, wenn ich mir Zeit und Raum nehmen wollte. Unterdessen siehet doch der Herr Gegner, daß er so lächerlich eben nicht ist: und dasjenige, was er darwider einwendet, kann ihn am allerwenigsten umstoßen. Wenn sich übrigens der Herr Gegner das Vergnügen eines Mannes über seiner Frauen schöne Gedichte nicht vorstellen kann: so wird er vielleicht die Stärke der Liebe und die eheliche Zärtlichkeit noch nicht empfunden haben.

Dasjenige, was unser Herr Correspondent wider die Nachahmung erinnert, bedarf keiner Wi-

derlegung, wenn meine Erklärung richtig ist. Hierbey ist diese ganze Stelle voller Misverstand meiner Worte und ungleicher Auslegungen. Wo habe ich gesagt, daß die Modensucht Dichterinnen mache, oder daß die Dichtkunst aus gekünstelten Minen bestehe. Ich habe dieses nur angeführet, um zu behaupten, daß das Frauenzimmer eine größere Geschicklichkeit in der Nachahmung habe, und dieses ist noch nicht umgestoßen.

Der letzte Schluß, der mich allein überwinden soll, hat gar nichts zu bedeuten. Wenn die Mannspersonen zu Erreichung aller dieser Dinge keinen andern Weg hätten, als die Dichtkunst: so würde dieser Schluß richtig seyn. Allein, da sie noch viele andre und nähere Wege haben; und da dieser Weg ihnen selbst und der Republik schädlich ist: so hat er nicht das geringste Gewichte.

Alle diese Einwürfe haben demnach keine Wirkung über uns haben können. Soll ich mein Urtheil kurz sagen: so ist es folgendes. Wenn der Herr Gegner fortfährt, unter Versmachern Dichter zu verstehen: so soll er recht haben und behalten. Uebrigens haben wir diese Widerlegung an vielen Orten mit Fleiß sehr ernstlich eingerichtet. Weil wir den Herrn Verfasser sehr hoch schätzen, so möchten wir ihm gerne einen kleinen Fehler lebhaft zu Gemüthe führen, den wir schon in dem ersten Paquet, das wir von ihm zu erhalten, die Ehre gehabt haben, angemerket haben, nämlich dann und wann allzuheftig zu schreiben, ohne die Sache recht gründlich überdacht zu haben. Diese Offenherzigkeit wird man uns nicht übel nehmen.

** ****************************

Schreiben von dem Alterthume des Sachsenspiegels.

Hochgeehrteste Herren!

Sie haben in dem dritten Bande der Ergetzungen p. 213 den Sachsenspiegel angezogen, und wider Ludwig, mit dem jenaischen Brunquell bejahet, daß er im dreyzehnten Jahrhunderte gefertiget worden. Sie haben aber nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß sie, dessen Alterthum noch weiter hinaus zu setzen, gegründete Ursachen hätten.

Ich bin ihrer Meynung. Und ob ich zwar ehemalen in meinen Anmerkungen (Suppl. zum Titel von Misheyrathen) selbsten dem Brunquell gefolget; so bin ich doch, nachdem ich den Sachsenspiegel und andere alte Schriften zur Hand genommen, des Gegentheils überzeugt worden. Ich habe die Ehre, ihnen meine Gedanken deswegen zu eröffnen.

Ich besitze eine Edition welche Zobel An. 1569 herausgegeben. Ich befinde, daß ich wenigstens dreyerley Alter dieser Schrift, wenn ich sie zusammen genommen betrachte, machen müsse.

Das erste Alter gebe ich dem eigentlichen Sachsenspiegel, welchen Eck von Repkau lateinisch und deutsch gefertiget, (daß er erstlich seine Sammlung Lateinisch niedergeschrieben, zeiget der Beschluß der gereimten Vorrede, daß er aber auch schon vieles lateinisch gefunden, ist aus der Glosse L. 2. Art. 36. it. L. 3. Art. 39. Gl. 2. zu schließen.) Zu diesem ersten Alter und eigentlichen Sachsenspiegel rechne ich nun den Prologus, die Artikel, und deren Summarien.

Zu dem andern Alter zähle ich die Glossen, welche, wie Brunquell p. 624 will, von unterschiedlichen, nach und nach, und besonders An. 1268. von einem schlesischen Cavalier beygefüget worden.

Das dritte Alter setze ich in die Zeiten, da dieses Buch zuerst, oder mehrmalen im Druck erschienen: wohin ich die vielen Additiones, †† und Marginalien rechnen kann, wie kurz vor der Vorrede von denen Herausgebern selbst bekannt wird: auch deutlich daraus erhellen will, da sich in Addit. pag. 8. col. 4. auf Alb. Kranzium, einen Schriftsteller des Anfangs des XVI. Jahrhunderts, berufen wird.

Da mir nun sehr vernünftig vorkömmt, daß, wenn wir den Sachsenspiegel nennen, wir den eigentlichen Text darunter verstehen, so werden wir etwas genauer betrachten müssen, wenn dieser gefertiget worden.

Daß die Sachsen schon von Constantin und Carlen Landrechte erhalten haben, zeiget die Vorrede H. Gott der da ist ꝛc. daß aber, vor des Rebkows Zeiten, dieselben den Namen Sachsenspiegel

gehabt, scheinet nicht zu seyn, weil der Autor der ersten Vorrede (ist es Repkow, oder ein andrer gewesen) ausdrücklich sagt:

Ein Spiegel der Sachsen
Soll diß Buch seyn genant.

Mithin ihm diesen Namen zuerst beygeleget hat.

Ist nun dieses richtig, daß dieser erste Text Sachsenspiegel benennet worden: so werden wir dessen Erwehnung in älteren Zeiten finden, als Brunquell und Conring angeben. In der 1sten Glosse der Vorrede wird gedacht, daß zu des Otto II. oder Ruffus Zeiten, ein Burghard von Mengenfeld den Sachsenspiegel commentariis, legumque et canonum iuribus vermehret habe. Da nun bekannt, daß dieser Otto II. von Ao. 973 bis 983 regieret, dieser Spiegel aber vorhero gefertigt seyn muß; so werden wir die Zeit finden, worinnen er zum Vorschein kommen ist.

Denn ob zwar in eben dieser Glosse zu Anfang, des Otto I. gedacht wird, daß er A. 999 den Sachsen die Freyheit ertheilet, nach ihren Rechten zu leben, und L. III. Art. 82. in Gl. daß sie höhren ꝛc. Das Weichbild der Stadt Magdeburg um das Jahr 990 dem großen Otto zugeschrieben wird; so ist doch, meines Erachtens, diese Zeitrechnung ein wirklicher Irrthum. Allermaßen aus der Historie bekannt, daß Otto I. schon 973 das Zeitliche gesegnet hat. Es wird also höchst wahrscheinlich geschlossen, daß Repkow zu Zeiten Ottonis I. seinen Sachsenspiegel gesammlet, und vielleicht dadurch so gar zu dem Privilegio des Kaisers Anlaß gegeben, oder wenigstens

durch

durch des Kaisers Begnadigung, zu dieser Sammlung Gelegenheit genommen.

Beydes läßt uns mit dem Sachsenspiegel bis in diese Zeiten zurück gehen, und ihn selbst in das X Jahrhundert setzen. Es kann auch ganz wol seyn, daß Repkow unter Otto I. den Anfang gemacht, Mangenfeld unter Otto II. die Verbesserung übernommen, und Repkow alsdenn erst, des vermehrten lateinischen Textes deutsche Uebersetzung unternommen habe, wodurch wir eben nicht weiter, als in das Ende des zehnden Jahrhundertes kommen werden.

Nun werden wir noch zwey Zweifel zu heben übrig haben. Den ersten macht Brunquell, da er darum den Repkow in das XIII. Sec. setzet, weil um diese Zeit der Graf von Falkenstein florirt, durch dessen Bethe es geschehen, daß Repkow es in Deutsch gewandt. Allein, dieser Zweifel ist von keiner Erheblichkeit.

Ich habe in den Turnierbüchern, welche Münster in seiner Erdbeschreibung, in dem Buche von Deutschland, weitläuftig aufgezeichnet, gefunden, daß diese Herren schon lange vorher in Deutschland sich hervorgethan. Das Zedlerische Lexicon führt aus dem Textor an, daß diese Familie, derer von Falkenstein, schon unter Kaiser Severus in der Wetterau bekannt gewesen: ich brauche aber dieser Weitläuftigkeit nicht. Ich will nur, was ich in Münstern hin und wieder angetroffen, nach der Jahrzahl hersetzen.

Ao. 948 befand sich zu Costanz unter den freyen Land- und Bauerherren ein Friedrich Freyherr zu Falkenstein.

Ao.

Ao. 1080 unter dem Turnier Hermanns, Herzogs zu Schwaben, Rudolph Grav zu Falkenstein.

Ao. 1165 unter Herzog in Bayern Welph, ein Freyherr Hugo Herr zu Falkenstein.

Ao. 1209 Grav Conrad zu Falkenstein.

Ao. 1296 Freyherr Albrecht Herr zu Falkenstein, und 1337 Grav Eberhard zu Falkenstein.

Nun möchte man sagen: zu den Zeiten des X. Seculi, wo ich meinen Hoyer von Falkenstein hinsetze, wird nur eines Freyherrn gedacht, und keiner hat Graf Hoyer geheißen. Ich beantworte das letztere zuerst. Keiner von obgedachten darf deswegen derjenige gewesen seyn, dessen der Repkow gedenket: Hoyer heißt Hoyobertus, und können viele so geheißen haben, die nicht zu den Turnieren gekommen sind. Daß es Ao. 1205 einen Grafen Hoyer, it. 1260 einen gegeben, bezeigt zwar das Zedlerische Lexicon aus Urkunden. Es wird aber auch in denen Turniren, so um diese Zeit gehalten worden, keines Hoyers gedacht, mithin kann auch vorhero ein Hoyer gewesen seyn, ob zwar seiner nicht gedacht worden. Daß aber 948 nur eines Freyherrn gedacht wird, mithin zu muthmaßen stünde, daß diese Herren erst hernach z. E. 1080 Grafen worden, folglich unser Repkow jünger gemacht würde: so dienet hierauf: 1) des einen Erwehnung schließt den andern nicht aus, 2) sind unterschiedliche derer von Falkenstein gewesen, wovon einige den Gräflichen, einige den Freyherrlichen und einige den Ritterlichen Titel geführet. 3) Finden wir, daß Grafen, Freyherren und Ritter zuweilen unter einerley Rubrik aufgeführet worden, z. E.

im

im Münster pag. 1082 werden die Grafen nur Freyherren, die Freyherren schlechtweg Herren geheißen.

Ao. 1374 findet sich ein Freyherr von Falkenstein. Ao. 1403 stehet ein George von Falkenstein unter den Rittern, und 1408 ist wieder ein Freyherr zu Falkenstein.

Aus allem diesem, sollte ich meynen, würde dem brunquellischen Zweifel abzuhelfen seyn.

Allein, dieses ist mir bedenklich vorgekommen, daß der deutsche Stil des Sachsenspiegels vor das zehende Jahrhundert in dem Texte all zu gut aussieht. Ich habe in mehr gedachtem Münster eine altfränkische Beichte gefunden, welche nach seiner Rechnung in das zehende Jahrhundert zu setzen wäre, welche wol wenig mit dieser Schreibart übereinkommt, sie ist p. 460 befindlich. (Ich habe mir alle Mühe gegeben, sie verständlich zu machen, ich habe es aber nicht völlig zu Stande bringen können. Ich werde sie hier zu Ende anschließen: Machen sie sich drüber, meine Herren, sie in gut deutsch zu bringen, sie werden sich um die Liebhaber der Alterthümer verdient machen) *

Dieser Zweifel nun, wegen Uebereinstimmung der Mundart, hat mich eine Weile abgehalten, unserm Sachsenspiegel sein Recht widerfahren zu lassen. Jedoch

* Das Aeußerste des Paquets, worauf diese Beichte geschrieben war, ist auf der Post durchgerieben worden. Ob es zwar nur drey Zeilen anbetrifft: so ist doch dieses Verhinderung genug in einer Schrift, wo man mit Rathen nicht fortkommen kann. Da wir nun den Münster nicht bey der Hand haben, so sind wir außer Stande, dieses Begehren zu erfüllen.

doch wird ihm hoffentlich an seinem Alterthume noch nichts abgehen, wenn ich behaupte, daß die Schreibart, die wir finden, ganz nicht diejenige sey, worinn eigentlich der belobte Repkow geschrieben. Wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß die neuern Glossatores die altfränkische Sprache in die, zu ihren Zeiten gewöhnliche Sprache, zu jedermanns Verständniß, übersetzt haben †. Wie denn zwischen dem Dialect des Textes und der eigentlichen Glossen wenig Unterschied ist, welcher sich merklich finden müßte, weil nach allgemeinem Geständnisse die Glossen erst nachhero gemacht worden.

Haben wir nicht viele Privilegien, Statuten und Sanctionen von vielen Jahrhunderten her, welche als Authentica zu halten, ohnerachtet sie in der Sprache ihre Veränderung erlitten. Und so würde auch dieser Zweifel gehoben seyn.

Meine Herren, finden sie meine Gründe hinlänglich, so gereicht es mir zum Vergnügen, ihre Meynung unterstützen zu helfen: langen sie aber nicht zu, sie davon zu überzeugen, und haben sie wichtigere Vortheile, so habe ich zum wenigsten gethan, was mir, in Ermanglung eines großen Büchervorraths, möglich gewesen. Wobey ich bin

Meiner hochgeehrtesten Herren

ergebenster

Anonymus.

Unter-

† Das Deutsche, welches wir vom XIII. Jahrhunderte noch zu lesen bekommen, ist selbst von diesem hier unterschieden.

* *

Untersuchung des Alterthums des Sachsenspiegels.

Das wahre Alter des Sachsenspiegels zu untersuchen, ist keine unnütze Arbeit. Dieses Buch, indem es Rechtsgewohnheiten zusammen trägt, redet auch viel von der Staatsverfassung unsers Vaterlandes; und man kann das Zeugniß desselben nicht ganz und gar verwerfen, zumal, wenn wir aus unverwerflichen Geschichtschreibern wissen, daß Deutschland in der That damals eine solche Gestalt gehabt hat, oder wenn dasjenige, was er erzählet, noch itzo gewisser maßen statt findet. Es ist auch gar nicht zu vermuthen, daß ein Mann, der sein Buch zum gemeinen Gebrauche gewidmet hat, von der Staatsverfassung seiner Zeit offenbare Unwahrheiten hätte schreiben sollen, da man ihn sogleich des Gegentheils überführet haben würde. Dieser Grund ist um so viel stärker, da dieses Buch gar bald eine durchgängige Hochachtung erlangt, und zum Gebrauche der Richterstühle gedienet hat. Wenn uns nun daran gelegen ist, die alte Verfassung unsers Vaterlandes kennen zu lernen, und zu wissen, zu welcher Zeit dieses oder jenes in unsrer Staatsverfassung eingeführet worden ist: so muß uns auch sehr daran liegen, das eigentliche Zeitalter des Sachsenspiegels zu wissen. Denn wir können alsdenn ganz sicher schließen, daß diese oder jene Einrichtung älter sey, wenn wir sie in diesem Buche erwehnet finden.

den. Es hat sich auch in unsern Rechtsabhandlungen mehr als einmal veroffenbaret, wie viel es darauf ankomme, die Zeit der Verfertigung dieses Buches eigentlich zu wissen: und wir haben bey dergleichen Gelegenheiten versprochen, uns dieser Untersuchung einmal zu unterziehen. Da nun vorstehendes Schreiben unsers gelehrten Schlesischen Hrn. Correspondenten eben diese Untersuchung zum Endzweck hat: so nehmen wir keinen längern Anstand, unser Versprechen zu erfüllen.

Wir haben ehemals zu erkennen gegeben, daß man die Verfertigung des Sachsenspiegels in das zwölfte Jahrhundert, und zwar in die Zeiten Heinrich des Löwen, oder seines Vaters, setzen müßte. Ja, wir haben geglaubt, daß vielleicht noch ein höheres Alter heraus kommen könnte. Diesen Gedanken tritt der geschickte Herr Verfasser des vorstehenden Schreibens bey: und er glaubt wahrscheinlich zu beweisen, daß der Sachsenspiegel im zehenden Jahrhunderte verfertiget sey. Wenn wir keine andre Beweisthümer von dem Alterthume dieses Buchs hätten, so würde die Ausführung unsers Herrn Correspondenten ein großes Gewichte für sich haben. Wenigstens würde es eben so sehr, und vielleicht noch mehr wahrscheinlich seyn, die Verfertigung desselben in das zehende Jahrhundert zu setzen, als man sie gemeiniglich in das dreyzehende setzet, zumal da die ausdrücklichen Worte der Glosse dieser Meynung einen großen Nachdruck zu geben scheinen. Allein, eben diese Glosse verdienet nicht den geringsten Glauben, ob sich wol der Herr Verfasser hierdurch vielleicht am

meisten

meisten einnehmen lassen. Der Sachsenspiegel, besonders die Glosse, halten viele ungereimte Dinge in sich, deren Falschheit so gleich in die Sinne fällt, vornehmlich, wenn sie von ältern Zeiten vor ihnen reden. Hierunter kann man mit gutem Gewissen dasjenige rechnen, was von dem Ursprunge des Sachsenrechts darinnen geredet wird. Kaiser Constantin der Große hat mit den Sachsen nichts zu schaffen gehabt, und also kann er ihnen keine besondern Rechte gegeben haben. Eben so wenig ist es von Carln dem Großen wahrscheinlich, daß er den überwundenen Sachsen besondere und vorzügliche Rechte ertheilet haben sollte. Es ist wahr, es läßt sich von Otto dem Großen vermuthen, daß er den Sachsen, als seiner Nation und Erbunterthanen, ihre Freyheiten und Gewohnheiten bestätiget haben wird. Allein, man muß sich nur nicht auf das dem Sachsenspiegel angefügte Privilegium dieses Kaisers gründen. Man braucht dasselbe nur anzusehen, um wahrzunehmen, daß es falsch, und wenigstens vier hundert Jahr nach Ottens Zeiten geschmiedet ist. Die Erwehnung der Churfürsten, der päbstlichen Gewalt, welche das gesamte Reich vorstellen soll, und viele andre Dinge, fallen als untrügliche Merkmahle so gleich in die Augen. Zum Ueberfluß ist die Nachricht, daß Burchard von Mangefeld, auf Befehl Kaiser Otto des rothen, Erklärungen über den Sachsenspiegel gemacht hat, keine alte Glosse, sondern es ist eine Anmerkung des Zobels. Dieses zeiget das Merkzeichen (addi - - tio) worinnen es eingeschlossen ist. Ich besitze eben dieses Zobels Auflage, allein von 1560: und der Vorbe-

richt lehret ausdrücklich, daß alles, was dieses Zeichen führet, von neuem hinzugekommen ist. Zobel, im sechzehnden Jahrhunderte, hat aber weit weniger wissen können, zu welcher Zeit, und auf wessen Befehl Mangefeld seine Erklärungen gemacht hat. Wenigstens kann er uns dieses nicht ohne Beweis aufheften, wenn man es nicht für ein Mährchen halten soll. Denn der angeführte Kranz kann hier wenig gelten: und er sagt dieses auch nicht. Man braucht auch nur die ältere Glosse gegen die Geschichte zu halten: so siehet man ganz leicht, daß sie im vierzehnden Jahrhunderte gemacht ist. Da nun diese Zeugnisse von dem Alterthume des Sachsenspiegels solchergestalt keinen Stich halten; so müssen wir uns um bessere bemühen, wenn wir die eigentliche Zeit seiner Verfertigung heraus bringen wollen. Es ist aber die Rede, wie unser Hr. Correspondent, sehr wohl erinnert, von dem Alterthume des eigentlichen Textes, wenn man das eigentliche Alter des Sachsenspiegels bestimmen will.

Wenn die alten Geschichtschreiber des Eck von Repkau erwehnten, oder sagten, daß der Sachsenspiegel zu ihrer Zeit verfertiget worden sey; so würde die Sache keine Schwierigkeit haben. Allein, diese Nachrichten ermangeln uns. Niemand, der sich um dessen Alterthum bemühet hat, ist vermögend gewesen, dergleichen Nachrichten ausfündig zu machen; und ohngeachtet ich vielen Fleiß angewendet habe, so bin ich doch nicht glücklicher gewesen, ausser, daß ich hin und wieder gefunden habe, daß sich die Mönche im 14 und 15ten Jahrhunderte mit Abschreibung desselben

ben beschäftiget haben, welches aber zur Sache nichts beyträgt. Ich habe zwar kaum vor einigen Monaten in des Hrn. von Leibnitz Sammlung entweder der deutschen oder der braunschweigischen Geschichtschreiber, eine Nachricht gelesen, die hierher nicht undienlich gewesen wäre. Es wurde nämlich zu Anfang des 13den Jahrhunderts mit wenig Worten gemeldet, daß der Pabst ein gewisses Buch, den Sachsenspiegel genannt, verdammt habe: und dieses wäre ein starkes Zeugniß, daß man diesem Buche ein etwas höheres Alter geben müßte, weil die Bücher zu damaligen Zeiten nicht so gleich bekannt wurden, als bey Gemeinmachung durch den Druck. Allein, ohngeachtet ich itzo diese weitläuftigen Werke fast wörtlich wieder durchgelesen habe; so habe ich doch diese Stelle nicht wieder finden können: und ich sehe nunmehr die Nothwendigkeit, sich nicht all zu sehr auf sein gutes Gedächtniß zu verlassen, sondern merkwürdige Dinge aufzuzeichnen.

Ob nun zwar solchergestalt, das eigentliche Alter des Sachsenspiegels sehr schwer wird, so ist es doch nicht unmöglich, solches mit ziemlicher Gewißheit ausfündig zu machen. Das Buch selbst muß uns die eigentliche Zeit seiner Verfertigung an die Hand geben können. Es redet von Rechts- und Staatsgewohnheiten. Hierbey muß es nothwendig viele Dinge berühren, die zu den Geschichten gehören, und darinnen aufgezeichnet sind. Wenn man nun dasselbe gegen die Geschichte hält, und untersuchet, auf welche Zeiten sich das darinnen erwehnte schicket, und in welchen Zeiten das darinnen gedachte nicht

mehr gewesen ist: so muß auf eine ganz untrügliche Weise die wahre Zeit seiner Verfertigung herauskommen. Es ist wahr, diese Untersuchung ist sehr mühsam. Allein, die Schwierigkeit derselben soll uns nicht abschrecken: und wir werden finden, daß es zwar nicht so alt ist, als unser Hr. Correspondent wahrscheinlich machen will; dennoch aber wird ein etwas höheres Alter heraus kommen, als man zeither geglaubt hat. Wir wollen zuerst zeigen, daß er keinesweges in das zehende Jahrhundert zu setzen sey.

Indem der Urheber des Sachsenspiegels seine sieben Heerschilde austheilet: so giebt er den Layenfürsten den dritten, und zwar aus der Ursache, weil sie der Bischoffe Manne wären, welches vorher nicht gewesen wäre *. Durch das Wort Manne, wird ganz bekannter maßen Lehnleute verstanden. Diese gottselige Blindheit aber, seine Lande einem Stifte oder dessen Heiligen zur Lehn aufzutragen, fieng sich erst im eilften Jahrhundert an, so bald als die Lehnsgewohnheit in Deutschland aufkam, von der man im zehenden Jahrhunderte noch sehr wenig wußte. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß er hier hauptsächlich auf das Stift Bamberg zielet, welches durch die andächtige Bemühung Heinrich des andern alle Fürsten zu Lehnleuten bekam. Diese Stelle veroffenbaret demnach mehr als zu deutlich, daß der Sachsenspiegel im zehenden Jahrhunderte nicht gefertiget seyn kann.

Der

* Lib. 1. art. 3.

Der Verfasser des Sachsenspiegels redet von einem Landfrieden, vermöge dessen Geistliche, Weiber und Jüden vor allem Ueberfall und Beschädigung gesichert seyn sollen *. Ja, er nennet ihn hier, und in der Folge an mehr als einer Stelle, den alten Landfrieden. Man weiß, daß eben dieser erste Landfriede im eilften Jahrhunderte zu Stande gebracht worden ist. Als die alten Deutschen ein klein Fünkchen einer gesunden Vernunft bekamen: so sahen sie den Jammer ein, der aus dem unseligen Faustrecht entstand. Ob sie nun zwar viel zu sehr verblendet waren, die rechten Hülfsmittel zu ergreifen, so wollten sie doch das Unglück in etwas mindern. Sie errichteten demnach einen Landfrieden, wodurch wenigstens Geistliche, Weibespersonen, Jüden und andre unwehrsame Menschen, vor dem aus der Befehdung entspringenden Ueberfalle und Beschädigung gesichert seyn sollten, ob es gleich öfters schlecht genug gehalten worden ist. Dieses geschahe im eilften Jahrhunderte. Dattius giebt von diesem ersten Landfrieden gute Nachrichten †. Es ist kein Zweifel, daß der Sachsenspiegel nicht diesen Landfrieden verstehen sollte, weil der Innhalt so vollkommen übereinstimmet, und der Beysatz, daß ihm die Kaiserliche Gewalt gegeben habe, setzet wol die Sache außer Streit. Da er nun von diesem Landfrieden, als von einer alten Sache, redet, so fällt es sehr in die Sinne, daß wir die Verfertigung dieses Buchs im eilften Jahrhunderte noch nicht suchen müssen.

* Lib. 2. art. 66.

† De pace Publ. Lib. 1.

Es ist sehr bekannt, daß die Kaiser im zehenden und eilften Jahrhunderte das Recht, die Bischöffe einzusetzen, und allein zu beleihen, hatten. Allein, der Sachsenspiegel redet schon von der Wahl der Bischöffe. Er eignet dem Kaiser nicht mehr zu, als daß er den Bischöffen die Weltlichkeit mit dem Zepter leihen solle, und die Empfangung der Geistlichkeit soll vom Pabste geschehen *. Alles dieses ist dem berühmten Vergleiche zwischen Kaiser Heinrich V. und dem Pabst Callixtus II. vollkommen gemäß. Man siehet also ganz leicht, daß derselbe bereits geschehen seyn müsse, als der Sachsenspiegel geschrieben worden ist. Da nun dieser Vergleich im Anfange des zwölften Jahrhunderts im Jahr 1122 geschlossen worden ist: so können wir daraus versichert seyn, daß die Verfertigung des Sachsenspiegels noch jünger ist.

Ja, wir werden uns genöthiget sehen, noch weiter zurück zu gehen. Da der Verfasser des Sachsenspiegels die Bischofthümer im Lande Sachsen erzählet, welches damals ganz Ober- und Nieder Sachsen, und Westphalen begriff: so nennet er unter andern die Bischofthümer Schwerin und Ratzeburg †. Man weiß aber, daß diese Heinrich der Löwe erst gestiftet hat, als er die Wenden bezwungen hatte: und im Jahr 1160 empfieng er erst von Kaiser Friedrich dem ersten das Recht der Einsetzung und der Beleihung dieser Bischöffe ‡. Folglich muß dieses Buch erst nach

* Lib. 3. art. 53.
† Lib. 3. art. 62.
‡ Chronograph. Saxo. ad ann. 1160. p. 306. apud Leibnit. Scriptor. Rer. German. Mader. Antiquit. Brunsw. p. 121. 122.

nach dieser Zeit verfertiget seyn. An eben dieser Stelle des Sachsenspiegels wird auch das Bischofthum Lübeck genennet. Es ist aber bekannt, daß dieses Bischofthum vorher in Altenburg war; und im Jahr 1163 ist es erst von Heinrich dem Löwen nach Lübeck versetzet worden *. Es ist demnach ganz ausser Streit, daß dieses Buch im Jahr 1163 noch nicht geschrieben seyn kann.

Damit auch nicht der geringste Zweifel übrig bleiben möge, so wird der Erzbischof Weichmann zu Magdeburg genennet, daß nämlich vor ihm bis zu seiner Zeit ein andres Recht in Ansehung der Leibeigengebohrnen statt gehabt hätte †. Dieser Weichmann war vorher Bischof zu Zeiz, und kam im Jahr 1153 nach einer zwiespältigen Wahl auf den Erzbischöflichen Stuhl zu Magdeburg ‡. Folglich werden dadurch alle vorige Beweisthümer auf eine ganz ungezweifelte Art bestärket. Ja, da der Sachsenspiegel von Erzbischof Weichmanns Zeiten, als schon verflossenen Zeiten, redet, so kann er auch nicht bey dessen Lebzeiten gefertiget seyn. Da nun dieser Erzbischof länger als zwanzig Jahre dem Erzstifte vorgestanden hat, so veroffenbaret sich daraus ganz klar, daß man die Verfertigung dieses Buches vor 1180 nicht suchen darf.

* Helmold. Chron. Slau. Lib. 2. cap. 1.

† Lib. 3. art. 73.

‡ Otto Frisingens. in gestis Frid. I. Lib. 2. cap. 6. 7. 8. p. 449 seq.

Ich könnte noch viele andere Zeugnisse auffühlren, welche alle einmüthig beweisen, daß der Sachsenspiegel um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, am allerwenigsten aber im 10 oder 11 Jahrhunderte noch nicht verfertiget gewesen seyn kann. Allein, die gegenwärtigen sind schon hinlänglich, dieses ungezweifelt zu erweisen. Wir wollen nunmehr denjenigen Inhalt dieses Buchs betrachten, woraus man die eigentliche Zeit seiner Verfertigung ganz richtig schließen kann.

Es ist schon ein starker Beweisgrund, daß dieses Buch nicht weit von 1180 geschrieben seyn muß, weil alles, was darinnen beyläufig erwehnet wird, vor dieser Zeit geschehen ist. Dargegen findet man keine Sylbe darinnen, die eine jüngere Zeit verrathen könnte, ungeachtet doch nach dieser Zeit viele Dinge geschehen sind, welche der Natur der Sachen nach eben so wohl von ungefähr hätten angeführet werden können. Allein, ich finde viele stärkere Zeugnisse, welche ganz ungezweifelt beweisen, daß dieses Buch um diese Zeit in der That gefertiget seyn muß.

Man kann dahin vornehmlich rechnen, daß in dem Sachsenspiegel die Marggrafen und Grafen nicht anders als Richter angesehen werden, die ordentlich im Gerichte gesessen haben. Unzählige Stellen drücken dieses ungemein deutlich aus. Es ist aber bekannt, daß dieses höchstens nur noch im zwölften Jahrhunderte statt gehabt hat. So wie das Ansehn und die Gewalt der Kaiser fiel: so entzogen sich die Mark- Land und schlechten Grafen ihrem Endzwecke,

näm-

nämlich den Richterstühlen. Die beständigen Unruhen unter Heinrich dem Vierten und Fünften, welche die Verfolgung der Päbste verursachte, gaben der kaiserlichen Gewalt den ersten Stoß. Unter Friedrich dem Ersten verfiel sie immer mehr, und allerley Arten von Grafen fiengen schon an, sich nicht als Richter, sondern als regierende Herren, aufzuführen. Allein in der ersten Hälfte des dreyzehnden Jahrhunderts, in welche Zeit man doch bisher höchstens die Verfertigung des Sachsenspiegels gesetzet hat, dachten die Grafen gar nicht mehr daran, den Richterstühlen persönlich vorzustehen. Es erhellet dieses aus folgendem ganz deutlich. Als man zu Friedrich des Andern Zeiten für nöthig hielt, wider viele einreißende Ketzereyen ernstliche Maaßregeln zu ergreifen: so wurde unter andern im Jahr 1234 auf dem Reichstage zu Frankfurt eine Satzung gemacht, daß ein jeder Reichsstand und Graf, bey Strafe hundert Pfund Goldes, zu Ausrottung dieser Ketzereyen, wenigstens monatlich 4 Tage persönlich den Gerichten vorstehen sollte *. Dieser scharfen und besondern Anordnung würde es nicht bedurft haben, wenn die Land = Mark und übrigen Grafen damals noch gewohnt gewesen wären, ihrer ersten Einsetzung nach persönlich auf den Richterstühlen zu sitzen. Dennoch soll eben zu dieser Zeit der Sachsenspiegel gefertiget seyn, der von den Grafen und Marggrafen niemals anders redet, als von ordentli-

* Albericus Monach. trium font. ad ann. 1234. p. 548. apud Leibnit. Scriptor. Rer. German.

chen Richtern, die persönlich Gerichte gehalten haben. Mich deucht, daß hieraus ganz ungezweifelt folget, man müsste die Verfertigung dieses Buchs etwas weiter hinauf setzen, als in das dreyzehende Jahrhundert.

Dieses erhellet aus andern Zeugnissen noch deutlicher. Als der Verfasser des Sachsenspiegels die Fahnlehn im Lande zu Sachsen erzählet †: so gedenket er nichts von den Ländern Braunschweig oder Lüneburg. Dieses Buch muß also noch vor der Achtserklärung Herzog Heinrichs des Löwen geschrieben seyn, der diese Länder zugleich mit dem Herzogthum Sachsen besaß. Der Urheber der ältern Glosse setzet auch ausdrücklich hinzu, daß zur Zeit der Verfertigung des Sachsenspiegels das Herzogthum Sachsen und Braunschweig und Lüneburg unter einen Herrn gehöret habe. Folglich wird er nicht weit von 1180 geschrieben seyn. Denn einige Jahre hierauf geschahe die Achtserklärung Heinrich des Löwen.

Vielleicht wendet man ein, daß hieraus nur so viel folge, daß zur Zeit der Verfertigung des Sachsenspiegels, Braunschweig und Lüneburg noch in kein Herzogthum oder Fahnlehn erhoben gewesen. Da nun dieses erst 1235 geschehen: so könne der Sachsenspiegel dennoch im 13 Jahrhunderte geschrieben seyn. Allein, da die Nachkommen Heinrich des Löwen auf das Herzogthum Sachsen beständig Anspruch machten, bis ihre Allodial-Lande Braunschweig und Lüneburg in ein Herzogthum erhoben wurden: so

† Lib. 3. art. 62.

so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser des Sachsenspiegels von dieser berühmten Anforderung bey dieser Gelegenheit etwas erwehnet haben würde, wenn die Vergebung des Herzogthums Sachsen an das Haus Anhalt bereits geschehen gewesen wäre. Das Folgende wird auch die Sache ganz ungezweifelt machen.

Eben daselbst in der kurz vorher angeführten Stelle werden auch die Bischofthümer im Lande zu Sachsen erzählet. Hierunter sind alle westphälische Bischofthümer gerechnet. Mich deucht, daß hieraus ganz unwidersprechlich folgt, daß damals Westphalen mit Sachsen noch vereiniget, und also die Achtserklärung Heinrich des Löwen noch nicht geschehen gewesen ist. Denn Westphalen ist zwar vorher allemal, nach dieser Zeit aber niemals, zu Sachsen gerechnet worden.

Wollte man hierwider einwenden, daß Westphalen, oder die westphälischen Bischofthümer, nur deswegen zu Sachsen gerechnet worden wären, weil daselbst die sächsischen Rechtsgewohnheiten eingeführet gewesen wären, und der Sachsenspiegel könne deswegen dennoch nach der Achtserklärung Heinrich des Löwen geschrieben seyn: so bedenket man nicht, daß auch das Herzogthum Westphalen in diesem Falle als ein besondres Fahnlehn unter die Fahnlehne in Sachsen hätte gerechnet werden müssen. Denn nach der Achtserklärung Heinrich des Löwen, wurde Westphalen als ein besondres Herzogthum und Fahnlehn dem Erzstift Cölln übergeben. Da nun bey den sächsischen Fahnlehen von Westphalen kein Wort gedacht,

dacht, dennoch aber die westphälischen Bischofthümer zu Sachsen gerechnet werden: so ist es ganz ungezweifelt, daß der Sachsenspiegel vor der Trennung Westphalens von Sachsen, und also vor der Achtserklärung Heinrich des Löwen, geschrieben ist.

Diese Wahrheit wird immer deutlicher, wenn man bedenkt, daß die dem Sachsenspiegel einverleibte Satzungen unterschiedener Kaiser mit den Constitutionen Friedrich des Ersten beschließen. Es sind von den nachfolgenden Kaisern, bis zum großen Zwischenreiche, ebenfalls Satzungen gemacht worden, die mit dem Sachsenrecht eben die Verwandtschaft haben, als diejenigen, die wir darinnen finden. Warum sollte der Sammler des Sachsenspiegels diese übergangen und allein Friedrichs des Ersten Satzungen zuletzt einzurücken für gut befunden haben. Es ist also wohl kein Zweifel, daß der Sachsenspiegel unter dieses Kaisers Regierung, und zwar in den letzten Jahren, nämlich um 1180, geschrieben worden ist.

Vielleicht scheine ich hier der ältern Glosse allzuviel zu trauen, welche uns allein saget, daß dieser oder jener Artikel des Sachsenspiegels eine Satzung dieses oder jenes Kaisers ist, ohne daß der Text selbst etwas davon gedächte. Allein, gleichwie man die Satzungen der Kaiser vermuthlich allemal aufzubewahren besorgt gewesen seyn wird, so ist dieses eine Sache, welche der ältere Glossator ganz wohl hat wissen können, je näher er diesen Zeiten gewesen ist. Ich verlasse mich auch nicht lediglich auf die Glosse des Sachsenspiegels. Goldast und andere

re liefern uns eben diese Satzungen unter dem Namen dieses Kaisers.

Wenn man nun solchergestalt die eigentliche Zeit der Verfertigung des Sachsenspiegels weis: so kann man ganz wahrscheinlicher Weise die Ursachen einsehen, welche Eck von Repkau bewogen haben, seinen Sachsenspiegel zu sammlen. Das römische Recht wurde unter Kaiser Lotharius dem Sachsen, zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, erst bekannt in Deutschland. Der Sammler gedenket auch dieses Rechts unter dem Namen des Kaiserrechts, zum abermaligen Beweise, daß dieses Buch nicht älter ist, als wir hier gefunden haben. Kaiser Friedrich der Erste aber ließ sich die Ausbreitung des römischen Rechts sehr angelegen seyn: und man nahm es auch allenthalben begierig auf. Eck von Repkau wird also befürchtet haben, daß dieses neue Recht die alten sächsischen Rechtsgewohnheiten gleichfalls verdringen möchte, und zu diesem Ende wird er sein Buch zusammen getragen haben. Man siehet auch diesen Endzweck einigermaßen aus mehr als einer Stelle, indem er den Sachsen ihre Rechtsgewohnheiten als sehr vorzügliche Gerechtsame, die sie von vielen alten Kaisern erlangt und erworben hätten, anpreiset. In der That muß man ihm sein Bemühen verdanken. Denn ohne ihn würden wir vielleicht von den alten Rechten unsrer Vorfahren wenig wissen, und das römische Recht würde auch nicht einmal das Andenken davon übrig gelassen haben. Unterdessen siehet man, daß alles mit derjenigen Zeit übereinstimmet, die wir durch gegenwär-

tige Untersuchung für die Verfertigung dieses Buchs finden.

Endlich stimmen auch die Zeiten eines Graf Hoyers von Falkenstein hiermit vollkommen überein. Da wir einmal wissen, daß zu Eck von Repkau Zeiten ein Herr dieses Namens gelebt hat: so kommt in der That viel darauf an. Wenn aber im Jahr 1205 ein Graf Hoyer von Falkenstein Urkunden ausgefertiget oder unterschrieben hat: so kann eben dieser Hoyer schon 1180 ein ansehnlicher und männlicher Herr gewesen seyn, auf dessen Bitte Eck von Repkau die Uebersetzung unternommen hat. Dargegen würde sich derjenige mit den Zeiten des Sachsenspiegels, die aus seinem Inhalte mehr als zu deutlich hervor scheinen, nicht zusammen reimen lassen, der im Jahr 1260 gelebet hat.

Ich sehe nicht das geringste, was man hierwider einwenden könnte, man müßte mir denn die Vorrede des Sachsenspiegels entgegen halten, die sich anfängt: Nun vernemet von der Herren Geburt von dem Lande zu Sachsen. Denn hier werden die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg ausdrücklich genennet, aus deren Auslassung ich oben einen Beweis nahm. Allein es ist gar nicht zu vermuthen, daß ein Schriftsteller eine Nachricht an einem Orte, da sie am nöthigsten war, auslassen, und sich dargegen in einer Nachricht von dieser Art, wie diese Vorrede ist, widersprechen sollte. Folglich ist schon ein starker Grund wider diese Vorrede vorhanden, daß sie nicht des Eck von Repkau ist. Allein man braucht diese Vorrede nur aufmerksam

zu

zu betrachten; so siehet man sogleich, daß sie sich selbst widerspricht, und demnach nicht für ächt gehalten werden kann. Es werden darinnen die Marggrafen von Meißen und die Landgrafen von Thüringen von zwey ganz unterschiedenen Geschlechtern aufgeführet. Die ersten werden Schwaben, die andern aber Franken genennet. Dieses kann man auf keinerley Art erklären, als daß der ausgestorbene Stamm der Landgrafen von Thüringen darunter zu verstehen sey. Denn nach Abgang desselben ist Thüringen und Meißen beständig von einem Geschlechte, nämlich dem itzigen nunmehrigen hohen sächsischen Hause besessen worden. Und man muß wohl anmerken, daß es nicht heißt der, sondern die Landgrafen von Thüringen. Mithin muß nicht lediglich allein der letztere des abgestorbenen thüringischen Stammes, sondern mehrere annoch vorhanden gewesen seyn. Der letzte des alten thüringischen Stammes ist im Jahr 1246 gestorben, und wenn man mehr als einen dieses Hauses voraus setzen soll; so muß man wenigstens die Zeit der Verfertigung dieser Vorrede in den Anfang des dreyzehenden Jahrhunderts setzen.

Wie will man aber dieses mit den darinnen erwehnten Herzogen von Braunschweig und Lüneburg zusammen reimen? Otto wurde erst im Jahr 1235 Herzog von Braunschweig und Lüneburg, und damals waren noch keine zwey unterschiedene Linien. Diese Vorrede aber setzet dieses ausdrücklich, indem sie sagt: der Herzog von Lüneburg und sein Geschlecht und die Herzogen von Braunschweig. Die-

se Worte zeigen eine viel jüngere Zeit, und wenigstens den Ausgang des dreyzehnden Jahrhunderts, an. Da sich nun dieses auf keinerley Art zusammen reimen läßt: so ist entweder diese ganze Vorrede falsch, und in neuern Zeiten hinzugeschmieret worden, oder die Nachricht von den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg ist in neuern Zeiten hinzugeflickt worden, indem vielleicht ein Glossator oder Abschreiber diese Nachricht für mangelhaft angesehen hat, da er dieses Haus nicht erwähnet gefunden hat. Ich wollte lieber das Letztere für wahrscheinlich halten, weil die übrigen Nachrichten der Geschlechter mit den Zeiten des Sachsenspiegels vortrefflich übereinkommen. Da er ganz deutlich zu verstehen giebt, daß der Marggraf von Brandenburg aus dem Hause Anhalt gewesen ist, so hätte er auch des Herzogs von Sachsen aus diesem Hause erwehnen müssen, wenn die Achtserklärung Heinrich des Löwen bereits geschehen gewesen wäre. So aber heißt es nur die von Anhalt und der Brandenburg. Dergleichen Kennzeichen ließen sich auch bey dem hier erwehnten Grafen von Brene, und andern Geschlechtern, ausfündig machen, wenn eine fernere weitläuftige Untersuchung in dieser Sache nöthig wäre. Kenner der Geschichte werden mit mir vollkommen einerley Meynung seyn; und so wäre bey dieser zeither ungewiß gewesenen Sache wohl kein weiterer Zweifel vorhanden.

Betrach-

* *

Betrachtung über die Allgegenwart Gottes.

Auch eine ungeübte Vernunft erkennet ganz leicht, daß ein allerhöchstes Wesen allenthalben zugegen seyn müsse. So bald als man voraus setzet, daß dieses allerhöchste Wesen der Ursprung aller Dinge ist; so bald man sich dasselbe von einer solchen Macht vorstellet, daß es alle Dinge hervorgebracht hat: so kann man sich auch ganz leicht den Begriff davon machen, daß es allgegenwärtig sey. Ein Wesen, das zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten Dinge aus nichts hervorbringen kann, muß viel eher bey diesen Dingen an verschiedenen Orten zugleich gegenwärtig seyn können. Die Schöpfung der Dinge schließet auch zugleich die Allgegenwart schon in sich. Wenn man nun die Eigenschaft oder die Macht der Allgegenwärtigkeit in einem allerhöchsten Wesen voraussetzet: so kann man sich auch ganz leicht die Vorstellung machen, daß es diese Eigenschaft oder Macht wirklich ausüben wird. Ein menschlicher Werkmeister ist gerne bey denjenigen Dingen, die er verfertiget hat. Man kann sich dieses also um desto eher von dem Schöpfer aller Dinge einbilden.

Die Heiden haben dannenhero schon, nicht zwar ihren Untergottheiten, sondern ihrem obersten Gotte, dem Jupiter, eine Allgegenwart beygelegt. Die

Schriften der Weltweisen bezeugen dieses, und die Dichter haben keine unwürdigen Spuren davon hinterlassen. Virgilius muß hiervon sehr wohl überzeugt gewesen seyn, wenn er spricht:

Ab Ioue principium Musae: Iouis omnia plena
Ille colit terras. - - .

Besonders muß Lucanus eine würdige Vorstellung von der Allgegenwart einer obersten Gottheit gehabt haben, indem er sagt:

Estque Dei sedes, vbi terra, et pondus et aër
Et caelum et virtus. Superos quid quaerimus vltra
Iupiter est, quodcunque vides, quodcunque moueris.

Man zog auch schon damals alle Folgen daraus, welche aus dem Begriffe von der Allgegenwart eines allerhöchsten Wesens, welches gerecht ist, und die Tugend liebt, nothwendig abfließen müssen. Man sagte nämlich, daß die Handlungen der Menschen der Gottheit unverborgen wären:

Est profecto Deus, qui, quae nos gerimus, auditque et videt. *Plaut.*

Und man vermahnte die Menschen dieser Allgegenwart halber unschuldig zu leben:

- - - Innocui viuite: Numen adest. *Ouid.*

Es ist nicht zu leugnen, daß sich mit dieser Erkenntniß der Allgegenwart eines allerhöchsten Wesens unter den Heiden sehr falsche Begriffe vermengten. Die Lehre, daß Gott die Seele der Welt sey, oder

daß

daß ein allgemeiner Weltgeist die Welt belebe, worauf fast die Meynung aller heidnischen Weltweisen hinaus lief, wurde auch bey der Erkenntniß der Allgegenwart der Gottheit angewendet. Virgilius giebt dieses deutlich zu erkennen, wenn er spricht:

- - - Deum namque ire per omnes
Terrasque tractusque maris, caelumque profundum:
Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
Quemque sibi tenues nascentem arcessere vitas.
Scilicet hunc reddi deinde ac resoluta referri,
Omnia: - - -

Und an einem andern Orte redet er solchergestalt, daß man wohl siehet, sie haben Gott, der hier genennet wird, und den allgemeinen Weltgeist für einerley gehalten:

Principio caelum ac terram, camposque liquentes,
Lucentemque globum lunae, Titaniaque astra,
Spiritus intus alit: totamque infusa per artus
Mens agitat molem et magno se corpore miscet:
Inde hominum, pecudumque genus, vitaeque volantum.

Allein man darf sich über diese Begriffe der Heiden von der Allgegenwart eines allerhöchsten Wesens nicht wundern. Wir Christen, deren Erkenntniß hierinnen viel erleuchteter seyn könnte, haben öfters hiervon eben dergleichen und wohl noch seltsamere Begriffe gehabt. Es wird Gelegenheit geben, dieses in der Folge mit zu zeigen, indem ich itzo über die Allgegenwart Gottes Betrachtungen anstellen will.

Die Bemühung, die großen Eigenschaften Gottes kennen zu lernen, ist zwar für einen vernünftigen Menschen eine sehr würdige Beschäfftigung. Allein, indem man sich davon deutliche Vorstellungen zu machen suchet: so muß man nur nicht auf körperliche Gleichnisse und Bilder verfallen. Gottes unendliche Eigenschaften sind so sehr über unser elendes Wesen und alle körperliche Dinge erhaben, daß hier auch nicht die geringste Vergleichung statt haben kann, ohne die Richtigkeit der Begriffe von Gott über den Haufen zu werfen. So bald man sich also durch dergleichen Bilder von dem Wesen Gottes deutliche Vorstellungen machen will; so ist man schon andem, auf Irrthümer und verführerische Abwege zu gerathen, welche, statt würdiger Begriffe, von diesem allerhöchsten Wesen, die allerunwürdigsten hervorbringen. Besonders muß man dieses von der Allgegenwart Gottes sagen. Diese Eigenschaft leidet es am allerwenigsten, sich auf diese Art deutliche Vorstellungen davon zu machen.

Man hat unterschiedene Bilder, wodurch man die Allgegenwart Gottes vorstellig machen will. Unter andern suchet man sich dieselbe durch das eyförmige Gespinnste eines Seidenwurms, oder durch ein anderes von dem Wasser leicht durchdringliches Kügelgen abzubilden, wenn dasselbe in einem Gefäße voll Wasser schwimmt. Gleichwie dasselbe allenthalben vom Wasser umgeben, durchdrungen, und erfüllet sey; so sey auch die Welt von der Allgegenwart Gottes umgeben, durchdrungen und erfüllet. Allein diese Vorstellung kann keinen andern Begriff

von

von der Allgegenwart Gottes hervorbringen, als daß die Welt in Gott sey. Es ist wahr, dieser Begriff ist der leichteste: und die Allgegenwart Gottes läßt sich auf solche Art ohne alle Schwierigkeit begreiflich machen. Allein er taugt am allerwenigsten. Die Lehre, daß die Welt in Gott sey, ziehet böse und entsetzliche Folgen nach sich. Wir haben hiervon schon im Jenner dieses Jahres geredet.

Ich habe Leute gekannt, die sich die Allgegenwart Gottes solchergestalt vorgestellet haben, als wenn Gott die Welt gleichsam nur übersehe, so wie etwann ein Mensch eine große Gegend übersiehet, wenn er sich auf einem hohen Berge befindet. Sie haben zu dieser Vorstellung um so viel eher Grund zu haben geglaubt, weil nach ihrem Erachten derjenige an einem Orte in so weit gegenwärtig genennet werden müßte, als er die daselbst befindlichen Dinge übersehen könnte. Allein, dieser Begriff von der Gegenwärtigkeit ist weder zulänglich noch richtig. Die Gegenwärtigkeit bestehet darinnen nicht, daß man Dinge sehen kann: und es gehöret mehr darzu, Dingen gegenwärtig zu seyn, als sie nur zu sehen. Folglich wird man durch diese Vorstellung auf einen sehr unrichtigen Begriff von der Allgegenwart Gottes geleitet; und es würde daraus folgen, daß Gott vermöge seiner Allgegenwart nicht wesentlich zugegen sey, und keine Wirkung in die Geschöpfe hätte. Denn ein bloßes Uebersehen schließet wohl ohne Zweifel keine wesentliche Gegenwart und Wirkung in sich.

Mich deucht, daß dieser Begriff von der Allgegenwart Gottes gemeiner ist, als man es sich vielleicht einbildet. Ich finde in den gedruckten Gebethbüchern allenthalben die Redensarten, daß Gott vom Himmel auf den Bethenden oder sein Herz sehen solle, daß er von seinem Throne herunter sehen solle, und was dergleichen Worte mehr sind. Dieses alles läuft auf diesen Begriff von der Allgegenwart Gottes hinaus. Wenigstens, wenn es auch figürliche Redensarten sind, so können sie doch bey denenjenigen, die sich der Gebethbücher bedienen, keinen andern Begriff hervorbringen. Man siehet also, daß die Redensarten in dergleichen Büchern nicht gleichgültig sind: und dasjenige, was öfters für sehr erbaulich gehalten wird, ist es manchmal am allerwenigsten. Es soll mir erlaubt seyn hier anzumerken, daß nicht eben die Halbgelehrten unter den Geistlichen, Gebethbücher schreiben sollten.

Viele suchen sich durch das Bildniß der Sonne von der Allgegenwart Gottes eine deutliche Vorstellung zu machen. Gleichwie diese, wenigstens auf der einen Hälfte des Erdbodens, allenthalben gegenwärtig genennet werden kann, und daselbst den Tag verursachet, und ihre Wärme allen Dingen mittheilet: so wollen sie hier eine mit Wirkung verknüpfte Gegenwart finden: und sie halten die Vorstellung um so viel richtiger. Man kann nicht leugnen, daß dieses die beste unter allen denjenigen Vorstellungen ist, die man sich von der Allgegenwart Gottes zu machen pfleget. Dennoch ist sie gleichfalls

irrig,

irrig, und führet auf unrichtige Begriffe von dieser göttlichen Eigenschaft. Die Sonne, ungeachtet sie mit ihrer Wirkung auf der einen Hälfte des Erdbodens allenthalben vorhanden ist, kann doch nirgends ganz zugegen erachtet werden. Wenn man sich also hierdurch von der Allgegenwart Gottes eine deutliche Vorstellung machen will: so muß man nothwendig auf unrichtige Begriffe davon verfallen. Man wird sich den Begriff machen, daß Gott, gleichsam als ein ausgedehntes Wesen die ganze Welt erfülle. Folglich wird zwar allenthalben etwas von der Gottheit anzutreffen seyn. Nirgends aber wird Gott ganz zugegen seyn. Es wird hieraus folgen, daß Gott, indem er die körperlichen Dinge erfüllet, zugleich mit denselben ausgemessen werden kann; und was dergleichen üble Folgerungen mehr sind, die nothwendig daraus abfließen.

So wenig man nun durch sinnliche Vorstellungen zu einem richtigen und deutlichen Begriffe von der Allgegenwart Gottes gelangen kann: eben so wenig können uns die Begriffe von der Gegenwart der andern Dinge zu einem deutlichen oder nur hinlänglichen Begriffe von dieser göttlichen Eigenschaft führen, ungeachtet dieser Weg sonst der richtigste ist, und bey den meisten andern Eigenschaften Gottes die beste Erkenntniß zuwege bringt. Wir werden dieses gewahr werden, wenn wir die Begriffe von der Gegenwart eines Körpers und eines Geistes zur Betrachtung vor uns nehmen.

Da die körperlichen Dinge ausgedehnte Wesen sind; so erfüllen sie einen gewissen Ort. Wenn man die körperlichen Dinge in Absicht auf diesen Ort betrachtet: so wird man nichts an ihnen gewahr, als daß sie entweder ihre Thätigkeit auf eine gewisse Weite erstrecken, oder durch andere thätige Dinge auf eine gewisse Weite Veränderungen leiden; und folglich gewissermaaßen selbst thätig werden. So weit sich also diese Thätigkeit eines körperlichen Dinges erstrecket, so weit gehet seine Gegenwart, und hierinnen bestehet demnach der Begriff von der Gegenwart der körperlichen Dinge. Allein aus diesem Begriffe kann man nicht die geringste Spuhr zu der Allgegenwart Gottes finden. Bey den meisten andern Eigenschaften Gottes kann man zu einem hinlänglichen Begriffe gelangen, wenn man eben diese Eigenschaften in den Menschen zum Grunde legt, und so dann bis auf den höchsten Grad dieser Eigenschaft steigt. Auf solche Art kann man sich von der Macht, Weisheit, oder Verstande, Gütigkeit, Liebe, Gerechtigkeit und andern Eigenschaften Gottes einen hinlänglichen Begriff erwerben, indem alles dieses, obgleich in einem unendlich niedrigern Grade, bey den Menschen angetroffen wird, da man denn nur bis auf den allervollkommensten Grad, von diesen Eigenschaften steigen darf. Allein, wie kann man von dem Begriffe der Gegenwart der körperlichen Dinge bis auf die Allgegenwart Gottes fortgehen? Da wir keinen andern Begriff von der Gegenwart der körperlichen Dinge haben, als daß sie sich auf einen

gewissen

gewissen Ort erstrecket, so weit sich nämlich ihre Thätigkeit äußert; so müssen wir hier den Augenblick stille stehen, weil hieraus nicht das geringste folgt, wodurch man bis auf eine Gegenwart, die sich zugleich an allen Orten äußert, fortschreiten könnte. Wir werden dadurch vielmehr an weiterem Fortgange der Begriffe verhindert. Denn wir sehen daraus nicht, wie es möglich ist, daß jemand zugleich an allen Orten gegenwärtig seyn kann.

Es hat Gelehrte gegeben, welche geglaubt haben, daß ein Körper zugleich an mehr als einem Orte gegenwärtig seyn könne: und der Herr von Leibnitz * scheinet selbst diese Meynung nicht allzusehr zu misbilligen. Allein es ist sehr gewiß, daß diese Meynung offenbar den Grundwahrheiten widerspricht. Weder aus dem Satze des Widerspruchs, noch aus dem zureichenden Grunde ist es möglich, daß ein Körper an mehr als einem Orte vorhanden seyn kann. Man siehet offenbar, daß kein zulänglicher Grund vorhanden ist, warum ein Körper an mehr als einem Orte zugleich gegenwärtig seyn könnte: und wenn die Gegenwart der Körper darinnen bestehet, daß sie auf eine gewisse Weite ihre Thätigkeit erstrecken: so siehet man ganz leicht, daß es einen Widerspruch in sich fasset, daß ein Körper auf eine gewisse Weite und doch auch anderwärts seine Thätigkeit äußern kann. Es

* Theodicee, Abhandlung von der Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft §. 18. 19. 20.

macht hier keinen Einwurf aus, daß wir das Wesen des Körpers noch nicht kennen. Was wir davon wissen, ist hinlänglich, daß diese Meynung dem Satze des Widerspruchs widerstreitet. Alle Körper ohne Ausnahme haben Ausdehnung. Diese Ausdehnung muß einen gewissen Ort einnehmen: und folglich kann sie nicht zugleich diesen und einen andern Ort einnehmen. Ich weis zwar wohl, daß sich einige unserer Gottesgelehrten dieses Grundes in ihren Streitigkeiten mit den Reformirten vom Abendmahl des Herrn bedienet haben. Allein sie hätten gar nicht nöthig gehabt, auf diesen Satz zu verfallen. Wir kennen die Natur eines Körpers. Wir kennen aber nicht die Natur eines verklärten Körpers, und einen Körper dieser letztern Art, welcher durch verschlossene Thüren gehen kann, welches sonst mit der Natur der körperlichen Dinge unmöglich bestehen kann, diesem, sage ich, kann man auch wohl die Eigenschaft beylegen, daß er an mehr als einem Orte zugleich gegenwärtig seyn kann, ohne, daß man eben einen allgemeinen Satz für alle Körper daraus machen darf.

Die Begriffe von der Gegenwart eines Geistes sind eben so wenig vermögend, uns zu einem hinlänglichen Begriffe von der Allgegenwart Gottes zu leiten. Es ist sehr schwer den Begriff von der Gegenwart eines Geistes zu bestimmen. Obgleich unsere Seelen unter die Classe der Geister gehören, so sind sie doch in diesem Leben auf beständig mit den Körpern vereiniget: und sie erlangen keine andern Begriffe, als eben durch die sinnlichen Werkzeuge

der

der Körper. Es fehlet uns also an einer hinlänglichen Erkenntniß von dem Wesen der Geister, und der Art, wie sie sich ohne Körper thätig erweisen. Folglich können wir auch von ihrer Gegenwart keinen hinlänglichen Begriff haben. Der Hr. Professor Gottsched in einer ehemals zu Königsberg von der Allgegenwart Gottes gehaltenen gründlichen Dissertation † glaubt zwar, daß ein Geist denenjenigen Dingen gegenwärtig sey, wovon er sich klare und deutliche Vorstellungen mache: und folglich bestünde die Gegenwart eines Geistes hierinnen. Allein, ich kann ihm hier nicht schlechterdings beytreten. Wie der nunmehr berühmte Herr Verfasser zu erkennen giebt, so hat er sich diesen uneingeschränkten Begriff gefallen lassen, weil man zu sagen pflegt, daß auch diejenigen Dinge unsrer Seele gleichsam gegenwärtig sind, von welchen wir, obgleich abwesend, dennoch durch Hülfe einer lebhaften Vorstellungskraft, als gegenwärtig deutliche Vorstellungen haben. Allein, eine figürliche Redensart kann wol zu Bestimmung einer Sache nichts beytragen: und gleichwie es unsern Seelen nicht einerley ist, ob sie die Dinge gegenwärtig empfinden, oder ob sie dieselben nur durch Hülfe ihres Gedächtnisses sich wieder einbilden: so muß auch wol dieser Unterschied unter den übrigen Geistern statt finden. Wenn ein Geist denenjenigen Dingen gegenwärtig ist, von denen er sich deutliche Vorstellungen machen kann, so würde daraus folgen, daß er allen denenjenigen Dingen allemal gegenwärtig

† Genuina omnipraesentiae diuinae notio. §. 8. 10.

wärtig seyn könnte, von denen er ehedem eine deutliche Erkenntniß erlangt hätte, ohne jedoch den Ort seines Aufenthalts zu verändern. Eben dieses würde von unsern Seelen wahr seyn. Mich deucht aber, daß dieses einen Widerspruch in sich fassen würde. Da ein Geist ein wirkliches Wesen ist, und da er den Dingen wirklich gegenwärtig seyn kann; so kann seine Gegenwart nicht in der Vorstellung seiner Gedanken beruhen. Höchstens könnte ichs alsdenn nur sagen, daß ihm die Dinge gegenwärtig wären, nicht aber daß er den Dingen gegenwärtig wäre: und dieses beydes ist nicht einerley. Da sich nun die Dinge deshalb nicht von ihrem Orte bewegen werden, weil sich dieselben ein Geist deutlich vorstellt; so siehet man leicht, daß diese Redensart nur figürlich, und daß dieser uneingeschränkte Begriff von der Gegenwart eines Geistes nicht hinlänglich ist. Wir müssen uns demnach um einen andern Begriff von der Sache bemühen. So viel wissen wir, daß ein Geist ein wirkliches Wesen ist. Wir wissen aber auch, daß er ein eingeschränktes Ding ist. Alle eingeschränkte Dinge haben Abwechselungen der Schranken, und sind den Veränderungen unterworfen. Sie können demnach dasjenige nicht auf einmal seyn, was sie sind. Folglich sehen wir so viel ganz klärlich, daß ein Geist nicht allenthalben zugleich seyn kann, sondern daß sich seine Gegenwart nur auf einen gewissen Ort erstrecken muß. Weil wir noch nicht behaupten können, daß die Thätigkeit eines Geistes in etwas anders bestehet, als in der Vorstellungskraft; so müssen wir freylich dieselbe in dem

dem Begriffe von der Gegenwart eines Geistes anwenden. Diesen Begriff wird man sich demnach folgendergestalt machen müssen, nämlich, daß die Gegenwart eines Geistes in der deutlichen Vorstellung der Dinge bestehe, die in einer gewissen Weite um ihn sind. Allein, hieraus läßt sich nichts heraus bringen, wenn man auch bis auf den vollkommensten Grad dieser Vorstellung, oder dieser Gegenwart eines Geistes gehet, woraus man sich einen hinlänglichen Begriff von der Allgegenwart Gottes machen könnte. Man siehet hieraus nicht einmal die geringste Spur, daß ein Geist vorhanden seyn könne, der zugleich an allen Orten gegenwärtig ist.

Da nun solchergestalt die Begriffe von der Gegenwart der andern Dinge nicht das geringste darzu beytragen, uns einen hinlänglichen Begriff von der Allgegenwart Gottes zu machen, so lasset uns weiter gehen, und den Grund dieser göttlichen Eigenschaft betrachten. Alle Eigenschaften Gottes haben entweder mittelbarer oder unmittelbarer Weise ihren Grund in dem Wesen Gottes. Ich sehe die Unendlichkeit als das Wesen Gottes an, und ich werde hiervon einmal weitläuftiger handeln, wenn ich mich erst noch durch nöthige Betrachtungen darzu geschickt gemacht habe. Verstand und Wille Gottes sind in dieser Unendlichkeit gegründet. Dargegen haben wiederum viele andere Eigenschaften Gottes ihren nächsten Grund in dem Verstand und Willen. So ist z. E. die Weisheit in dem Verstande, die Gütigkeit und Liebe aber in dem Willen Gottes unmittelbar;

mit-

mittelbarer weise aber in der Unendlichkeit gegründet. Ob nun zwar die meisten Eigenschaften Gottes nur mittelbarer weise in der Unendlichkeit gegründet sind, so hat er doch auch Eigenschaften, die unmittelbar aus dem Wesen Gottes abfließen, oder die gleichsam mit der Unendlichkeit einerley sind. Lasset uns untersuchen, zu welcher Classe die Allgegenwart Gottes gerechnet werden muß! Vielleicht werden wir alsdenn die Ursache finden, warum weder Vorstellungen noch die Begriffe von der Gegenwart andrer Dinge etwas darzu beytragen, einigen Begriff von der Allgegenwart Gottes zu erlangen.

Der Hr. von Leibnitz scheinet den Grund der Allgegenwart Gottes in seine Allmacht zu setzen. Wenigstens folget dieses aus seiner Lehre von der Allgegenwart. Denn, wie er so wol in seinen Streitschriften mit Hr. Clarken, als in vielen andern Stellen seiner Schriften zu erkennen giebt, so bestehet die Allgegenwart Gottes in nichts anders, als daß er die Dinge alle Augenblicke wieder aus ihrem Nichts hervorbringet. Allein, diese unaufhörlich neue Hervorbringung der Dinge ist eine leere Erfindung, die keinen Grund hat. Ich werde hievon unten handeln. Folglich wird auch wol mit dieser Lehre hinwegfallen, daß die Macht Gottes der Grund seiner Allgegenwart ist. Es kann dieses um so viel weniger wahr seyn, weil die Macht Gottes selbst erst ihren unmittelbaren Grund in seinem Willen hat. Mithin müßte auch zugleich die Allgegenwart darinnen gegründet seyn. Allein, in dem Willen Gottes trifft man nichts an, wodurch man verstehen kann, warum

um Gott die Eigenschaft hat, zugleich allenthalben gegenwärtig zu seyn. Dieses muß man aber aus derjenigen Sache erkennen können, die in der That den Grund einer andern in sich enthält. Da wir selbst einen Willen haben, so können wir uns von dem Willen Gottes einen hinlänglichen Begriff machen. Allein, wir können nichts darinnen ausfündig machen, wodurch man verstehen könnte, warum Gott allgegenwärtig wäre.

Der Herr Professor Gottsched, in der oben angeführten Dissertation * setzet gleichfalls den Grund von der Allgegenwart Gottes in seine Allmacht. Er füget aber noch die Allwissenheit als einen Grund der Allgegenwart hinzu; und aus diesen beyden göttlichen Eigenschaften zusammen, glaubt er, daß die Allgegenwart entstehet. Indem nämlich Gott, durch seine Macht allenthalben wirket, und von allen Dingen die vollkommensten Begriffe hat, so würde er eben dadurch allgegenwärtig. Dieser berühmte Mann steiget von den Begriffen der Gegenwart eines Körpers und eines Geistes auf den Begriff von der Allgegenwart Gottes, und eben deswegen, weil zu der Gegenwart eines Körpers die Wirkung seiner Kräfte, oder Macht, und zu der Gegenwart eines Geistes deutliche Vorstellung, oder Wissenschaft erfordert werden, suchet er den Grund der Allgegenwart Gottes in seiner Allmacht und Allwissenheit. Allein ich habe schon oben gezeigt, daß dieser Weg, der uns sonst in den meisten andern

* §. 10 et 11.

dern göttlichen Eigenschaften zu einer würdigen Erkenntniß führet, nämlich von eben derselben menschlichen Eigenschaft, durch Annehmung der höchsten Vollkommenheit in derselben, bis zur göttlichen fortzuschreiten, hier gar nicht angewendet werden kann. Ueberdieses fällt nunmehr der Begriff von der Gegenwart eines Geistes weg, der in dieser Dissertation zum Grunde gelegt ist, und worauf das meiste ankommt; und wir wissen nun, daß die Gegenwart eines Geistes nicht lediglich in der deutlichen Vorstellung der Dinge beruhet, sondern, daß er als ein wirkliches Wesen auch den Dingen, von denen er deutliche Vorstellungen hat, wirklich zugegen seyn müsse.

Solchergestalt siehet man leicht, daß weder die Allmacht, noch die Allwissenheit der Grund von der Allgegenwart Gottes sey. Ich habe dieses kurz vorher von der Allmacht besonders gezeiget, und es ist weit mehr begreiflich, daß die Allwissenheit nicht der Grund der Allgegenwart seyn kann. Die Allwissenheit schließet nicht nothwendig die Allgegenwart in sich. Man kann die vollkommenste Erkenntniß alles dessen, was möglich ist, haben, und hierinnen bestehet die Allwissenheit, ohne daß man denen Dingen, die man auf das vollkommenste erkennet, wirklich gegenwärtig seyn darf. Menschen haben oft eine Vielwissenheit, und große Erkenntniß vieler Dinge. Wir sind aber überzeugt, daß sie dadurch diesen Dingen nicht gegenwärtig werden. Die Allwissenheit ist also nicht dasjenige, wodurch man verstehet, warum die Allgegenwart ist; und folglich

ist

ist sie kein Grund derselben. Wenn aber die Allmacht und die Allwissenheit einzeln nichts in sich haben, woraus man erkennen könnte, warum die Allgegenwart ist; so können sie auch zusammen gesetzt diesen Grund, oder die Allgegenwart selbst, nicht ausmachen.

Wir werden nicht irren, wenn wir den Grund von der Allgegenwart Gottes unmittelbar in dem Wesen Gottes selbst, nämlich in seiner Unendlichkeit, suchen. Hieraus, deucht mich, erkennet man ganz leicht, warum die Allgegenwart ist. Ein unendlicher Geist, der ganz und gar keine Schranken hat, kann nicht lediglich allein an einem Orte vorhanden seyn, man mag auch denselben so groß annehmen als man will. So groß auch der Raum von der Erde bis zu den Fixsternen ist, so würde doch derjenige Geist noch Schranken haben, der allein in diesem Orte vorhanden wäre. Da auch ein unendliches Ding alles wirklich auf einmal hat, was in ihm wirklich werden kann; so ist in seinem Wesen weder die Abwechselung der Zeit noch der Oerter möglich. Es folget demnach aus der Unendlichkeit eines Wesens unmittelbar und nothwendig, daß dasselbe allenthalben gegenwärtig seyn müsse. Wenn nun dasjenige ein richtiger Grund einer Sache ist, woraus man erkennet, warum sie vorhanden ist; so haben wir den Grund der Allgegenwart Gottes in seiner Unendlichkeit unmittelbar gefunden.

Ich habe die Gedanken des sel. Reinbecks und andrer großen Männer niemals gemißbilliget, wenn

sie in allen endlichen Geistern eine subtile materielle Einfassung vermuthet haben. Einmal wissen wir, daß sie eingeschränkte Wesen sind, und daß sie es ihrer Natur nach seyn müssen. Man kann aber schlechterdings nicht einsehen, wie ein geistliches Wesen, das in Ansehung der körperlichen Dinge ein pures Nichts ist, durch sich selbst eingeschränket werden kann. Es ist wahr, wir kennen das Wesen eines Geistes ungemein wenig; und dasjenige, was uns unbegreiflich scheinet, ist der Weisheit und Macht Gottes deswegen gar nicht unmöglich. Allein, warum wollen wir die Einschränkung der endlichen Geister einer unbegreiflichen Art zuschreiben, da wir sie durch eine subtile materielle Einfassung so leicht und vernünftig erklären können, ohne daß diese Geister von ihrem Wesen oder Vorzug etwas verliehren. Wir sehen, daß Gott in Hervorbringung seiner Werke die allereinförmigsten Wege erwählet, dennoch sind sie allemal verwunderswürdig und herrlich. Warum sollte man nicht mit großer Wahrscheinlichkeit schließen können, daß er hier auch also verfahren habe? Wenn man auch dieses voraussetzt; so macht uns der wesentliche Unterschied unter dem unendlichen Geiste, und den endlichen Geistern nicht die geringste Mühe, da es sonst alle mal schwer bleibt zu begreifen, wie ein geistiges Wesen, das in Ansehung Gottes unendlich ist, ohne Zusatz eines andern Dinges, in allen übrigen Geistern endlich seyn könne. Gott wäre alsdenn allein ohne Einfassung, und eben aus dieser Ursache wäre er uneingeschränkt, unend-

lich,

lich, unermeßlich, unveränderlich und allgegenwärtig. Da hingegen hätten alle andre Geister eine subtile materielle Einfassung; und eben hierdurch würden sie eingeschränkt, endlich, ermeßlich, den Veränderungen unterworfen, und allemal an einen gewissen Ort gebunden.

Wahrhaftig! ich finde diese Gedanken sehr vernünftig; und man könnte das Vernünftige und Wahrscheinliche derselben noch mehr zeigen, wenn es der Raum verstattete.

Wenn demnach die Allgegenwart Gottes unmittelbar aus der Unendlichkeit entspringet, oder gleichsam mit derselben einerley ist; so siehet man leicht, warum wir uns weder Vorstellungen noch Begriffe von dieser göttlichen Eigenschaft machen können. Wir sind endlich, und alle unsere Vorstellungen und Begriffe sind es gleichfalls. Wie können wir also damit in das Unendliche eindringen? Wie können sich endliche Dinge von demjenigen einen Begriff machen, worinnen sich eigentlich das Wesen der Unendlichkeit veroffenbaret? Man wird auch alsdenn gewahr, warum die Begriffe von der Gegenwart der Körper und Geister nicht das geringste beytragen, einen Begriff von der Allgegenwart zu erlangen, da doch sonst dieser Weg des Erkenntnisses in den meisten andern göttlichen Eigenschaften sehr nützlich ist. Kann man wol aus dem Begriffe von dem Endlichen zu einem Begriffe von dem Unendlichē fortschreiten? Nein, in entgegengesetzten Dingen kann der Begriff des einen nicht die Leiter zu dem Begriffe des andern werden. Dieses

hat nur in untergearteten Dingen statt. Man irret sich aber, wenn man glaubt, daß die Gegenwart eine Art, oder auch nur der niedrigste Grad der Allgegenwart sey. Sie sind vielmehr einander gerade entgegen gesetzt, so wie das Endliche dem Unendlichen entgegen gesetzt ist. Nur an einem Orte auf eine gewisse Weite sich thätig erweisen, machet keinen Grad oder Aehnlichkeit von demjenigen aus, was allenthalben wesentlich und thätig vorhanden ist; sondern eines stehet dem andern gerade entgegen. Ganz anders ist es mit der Weisheit, Gütigkeit, Liebe, Gerechtigkeit und andern göttlichen Eigenschaften beschaffen. Dasjenige, was bey den Menschen von diesen Eigenschaften angetroffen wird, sind in der That Arten und Grade eben dieser göttlichen Eigenschaften, ob sie gleich unendlich geringer sind; und solchergestalt läßt es sich auch von den Begriffen dieser menschlichen Eigenschaften bis zu den göttlichen fortschreiten. Wer aber bey der Allgegenwart diesen Weg erwählet, der befindet sich auf einem Abwege, der ihn nichts weniger als zur Wahrheit führet. Man weiß nunmehr die Ursache; und mich wundert, wie dieselbe so vielen hat verborgen bleiben können, die von der Allgegenwart Gottes gehandelt haben?

Ob wir nun zwar solchergestalt als endliche Wesen von der Allgegenwart Gottes, als einer aus seiner Unendlichkeit unmittelbar entspringenden Eigenschaft keinen hinlänglichen Begriff erlangen können, vielweniger wie sie geschicht, oder worinnen sie

be-

bestehet; so können wir doch nunmehr, da wir den Grund derselben wissen, ganz wohl bestimmen, was sie nicht ist. Mit dieser Beyhülfe können wir demnach wenigstens dasjenige untersuchen, was man zeither gemeiniglich von dieser göttlichen Eigenschaft gelehret hat; und dasjenige, was wir endlich selbst davon sagen werden, sollen doch richtige Schlüsse aus dem Grunde der Allgegenwart seyn. Folglich wird es dem Wesen des großen Gottes nicht widerstreiten.

Ich habe schon oben gesagt, daß der Hr. von Leibnitz den Grund von der Allgegenwart Gottes in die Allmacht zu setzen scheinet. Itzo will ich weitläuftiger davon reden. Es ist ein Unterschied, Gott eine fortdaurende Schöpfung zuzueignen, und zu behaupten, daß er alle Augenblicke die Dinge aus ihrem Nichts wieder hervor bringe. Allein, man muß die Begriffe von der ersten Meynung sehr richtig aus einander setzen, wenn sie nicht mit der letztern einerley seyn soll. Man kann nicht gewiß sagen, welcher von diesen beyden Meynungen der Hr. von Leibnitz zugethan gewesen ist. In der Theodicee * erkläret er sich ganz deutlich für die fortdaurende Schöpfung. Dargegen sagt er in seinen Streitschriften mit Hr. Clarken † ausdrücklich, daß Gott dasjenige an den Geschöpfen ohne Unterlaß hervorbringet, was sie gutes und vollkommenes an

* 1 Theil §. 27.

† 5 Schrift §. 86.

sich haben. Wenn man nicht den Begriff von der fortdaurenden Schöpfung sehr eingeschränkt annimmt; so taugen diese Meynungen alle beyde nichts, und es sind dem Wesen Gottes sehr unanständige Lehren. Gott würde eine sehr unvollkommene Welt gemacht haben, wenn er sie nur durch eine fortdaurende Schöpfung, nämlich die Schöpfung in eigentlichem Verstande genommen, erhalten könnte; und wenn er die Dinge alle Augenblicke von neuem hervor bringen müßte; so würde die Welt gewißer maßen gar nicht wirklich seyn, oder sie würde zugleich vorhanden, und auch nicht vorhanden seyn, welches aber einen Widerspruch in sich fasset.

Doch, wenn ich dieses ordentlich widerlegen wollte; so würde die Ausschweifung zu lang fallen. Ich werde aber hierzu Gelegenheit haben, wenn ich nächstens von der göttlichen Erhaltung der Welt handeln werde.

In dieser fortdaurenden Schöpfung oder unaufhörlichen Hervorbringung der Dinge bestehet nun, nach des Hrn. von Leibnitz Meynung, lediglich die Allgegenwart Gottes. Er äußert dieses an dem angeführten Orte und auch anderwärts *. Allein, gesetzt auch, daß die fortdaurende Schöpfung gegründet wäre; so kann doch die Allgegenwart unmöglich darinnen bestehen. Die fortdaurende Schö-

* Angeführte Streitschriften 3te Schrift §. 12.

Schöpfung ist lediglich ein Werk der Allmacht Gottes. Folglich, wenn auch hierinnen die Allgegenwart bestünde; so wäre sie mit der Allmacht ganz einerley; und man würde die Allgegenwart unnöthiger weise zu einer besondern Eigenschaft Gottes machen, weil sie von der Allmacht nicht die geringste unterschiedene Wirkung hervorbrächte. Gleichwie ich aber bereits gezeiget habe, daß die Allmacht nicht der Grund von der Allgegenwart ist; so kann sie noch viel weniger einerley mit derselben seyn. Macht und Gegenwart sind zwey unterschiedene Begriffe. Es beruhet bey Gott, ob er das Vermögen, das er besitzet, alles mögliche wirklich zu machen, welches die Allmacht ist, ausüben will, oder nicht. Denn Gott würde eben derjenige Gott seyn, wenn er gleich niemals etwas wirklich gemacht hätte. Allein, wer allgegenwärtig ist, der muß es nothwendig allemal, und seinem Wesen nach seyn. Denn so bald er ein einzig mal aufhören könnte allgegenwärtig zu seyn; so könnte man ihm diese Eigenschaft gar nicht beylegen. Die Folgen, welche aus dieser Lehre entspringen, sind auch sehr böse. Wer da glaubt, daß die Allgegenwart Gottes in der fortdaurenden Schöpfung bestehet, der muß entweder die Welt unendlich machen, oder es wird folgen, daß Gott Schranken habe. Wenn die Allgegenwart Gottes in der fortdaurenden Schöpfung bestehet; so folget alsdenn ganz unwidersprechlich, daß alsdenn die Allgegenwart aufhöret, wo die Dinge aufhören, die zur Welt gehören. Wenn nun die

Welt endlich ist; so ist auch die Allgegenwart endlich. Sie verdienet alsdenn diesen Namen nicht; und Gott selbst muß Schranken haben. Nimmt man aber an, daß die Welt unendlich ist; so verfällt man in eine eben so böse Lehre. Nur ein selbstständiges Ding kann unendlich seyn. Gott hat also kein ander unendliches Ding erschaffen können. Wenn demnach die Welt unendlich wäre; so müßte sie es unabhängig von Gott seyn. Vernünftige Menschen aber, erschrecken vor diesem Satze.

Der Freyherr von Wolf erkläret zwar die fortdaurende Schöpfung auf eine solche Art *, daß man sie eben nicht mißbilligen kann. Ich habe aber nicht finden können, daß er ausdrücklich sagt, daß die Allgegenwart darinnen bestehe. Es läßt sich aber aus dem wenigen, was er in den Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge † hiervon sagt, schließen, daß er mit dem Herrn von Leibnitz einerley Meynung ist. Ist es; so muß man eben dieses davon sagen, was ich gleich itzo beygebracht habe. Denn wenn nur Gott deswegen gegenwärtig ist, weil er beständig fortfähret den Dingen in der Welt die Wirklichkeit mitzutheilen; so höret seine Allgegenwart gleichfalls auf, wo die Dinge aufhören; und alle Folgen, die ich kurz vorher angeführet habe, sind gleichfalls vorhanden.

Diejeni-

* Metaph. 1 Th. §. 1054.
† Cap. 3 §. 27.

Diejenigen welche glauben, daß die Allgegenwart Gottes lediglich in einer Wirkung in die Dinge bestehet, verfallen in eben diesen Fehler. Wo keine Dinge mehr sind; da kann alsdenn auch keine Wirkung statt haben, und folglich wird die Allgegenwart Gottes in die Gränzen der erschaffnen Dinge eingeschlossen.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Mich deucht, daß alle diese irrigen Lehrsätze von der Allgegenwart Gottes lediglich aus dem falschen Begriff entspringen, den sich dergleichen Weltweisen von dem Raume gemacht haben; und in der That wird man wahrnehmen, daß alle diejenigen, welche behaupten, daß die Allgegenwart in der fortdaurenden Schöpfung, oder lediglich in der Wirkung Gottes in die Dinge, bestehe, gleichfalls die Wirklichkeit des Raums verwerfen. Denn da sie den Raum für die Ordnung der Dinge halten, die zugleich und neben einander sind, und ihm also außer unsern Gedanken keinen Platz gönnen; so haben sie sonst nichts als Dinge: und es bleibt ihnen demnach nichts übrig, wohin sich sonst die Allgegenwart Gottes erstrecken könnte. Allein, weil sie auf diese Art entweder die Welt unendlich machen, oder Gott in den Bezirk der materiellen Welt einschließen müssen, von beyden aber habe ich das Irrige und die entsetzlichen Folgen gezeiget: so siehet man hieraus, was für einen großen Nutzen ein richtiger Begriff von dem Raume in der Weltweisheit hat.

Es ist wahr, die Mitwirklichkeit (Coexistenz) der Dinge scheinet zur Allgegenwart unumgänglich er-

fordert zu werden. Wenn wir die Allgegenwart in Absicht auf uns betrachten: so wird diese Coexistenz der Geschöpfe so gar gewisser maßen der Grund der Allgegenwart, und man siehet nicht, wie eine Allgegenwart möglich ist, wenn nicht Dinge vorhanden sind. Da nun die Gegenwart ohnedem in einer Thätigkeit bestehen muß: so scheinen diejenigen Weltweisen eben so gar unrecht nicht zu haben, welche sagen, daß die Allgegenwart in der fortdaurenden Schöpfung oder in der göttlichen Wirkung in die Dinge bestehet. Allein man muß hier sehr wohl beobachten, daß die Mitwirklichkeit der Dinge nur vermöge eines Relationsbegriffs, nämlich wenn in Absicht auf uns eine Allgegenwart seyn soll, zu dieser göttlichen Eigenschaft erfordert wird: und in diesem Begriffe gehet die Allgegenwart in der That nicht weiter, als die Dinge gehen. Wenn aber von der Allgegenwart die Rede ist, so nimmt man sie nicht in diesem Verstande; und derjenige, der es thut, giebt zu erkennen, daß er allzusehr an den menschlichen Begriffen der Gegenwart klebet. Nach solcher ist freylich keine Gegenwart möglich, wenn nicht zugleich andere Dinge vorhanden sind. Ich habe aber schon gezeigt, daß die Begriffe von der Gegenwart zu der Erkenntniß in der Allgegenwart nicht das geringste beytragen, sondern daß sie vielmehr dieser Erkenntniß als ein ganz entgegengesetztes Ding hinderlich ist. Gott hat zu seiner Allgegenwart keiner Coexistenz anderer Dinge nöthig. Sie ist lediglich unmittelbar in seinem Wesen gegründet, und würde nicht Gott allgegenwärtig seyn,

wenn

wenn gleich nur der leere Weltraum, oder nur ein einziges Geschöpfe vorhanden wäre? Mich deucht nicht, daß man dieses bestreiten wird.

Ich gestehe ganz gerne, daß ich mich nicht getraue zu bestimmen, auf was Art die Allgegenwart Gottes geschicht, oder möglich ist. Endliche Wesen können sich gar keinen Begriff von einer unmittelbar in der Unendlichkeit bestehenden Eigenschaft machen: und ehe ich auf irrige Meynungen verfallen will, welche dem Wesen Gottes zuwider sind: so will ich lieber gar nichts davon sagen. Da wir wissen, daß die Allgegenwart unmittelbar in der Unendlichkeit ihren Grund hat: so ist es gewiß, daß sie nicht allein in der Wirkung in die Dinge bestehen kann. Denn mit den Dingen würde auch die Wirkung und folglich die Allgegenwart, ja sogar auch die Unendlichkeit aufhören. Es ist wahr, die Allgegenwart muß mit Thätigkeit vereiniget seyn. Allein sie bestehet nur nicht lediglich hierinnen. Diese Thätigkeit muß nicht allein an die Geschöpfe geheftet seyn. Denn Gott kann auch ohne Dinge thätig seyn. Gott muß auch mit seinem Wesen allen Dingen gegenwärtig seyn. Ja er muß in dem Unendlichen gegenwärtig seyn. Denn wo die Dinge aufhören, kann nicht auch seine Unendlichkeit aufhören. Wie und auf was Art aber dieses möglich seyn kann, ist uns, als endlichen Wesen, schlechterdings unbegreiflich.

Ob man gleich vermuthen könnte, daß der englische Weltweise Newton von der Allgegenwart

Gottes

Gottes viel irriges vortragen würde, weil er den Raum als eine Eigenschaft und Folge aus dem Wesen Gottes ansiehet, und also auf den Satz zu führen scheinet, daß Gott die Seele der Welt sey: so erkläret er sich doch über diesen Punkt sehr richtig: und wenigstens widerstreiten seine Gedanken hiervon dem Wesen Gottes nicht. Sein Hauptsatz ist dieser: Gott empfindet die Dinge, oder nimmt sie wahr, weil er ihnen gegenwärtig ist. Er sagt nicht, daß die Allgegenwart in der Empfindung der Wahrnehmung der Dinge bestehet, und folglich wird die Allgegenwart Gottes nicht in den Bezirk der Welt eingeschlossen, sondern daß die Empfindung eine unmittelbare Folge der Allgegenwart sey. Wer kann dieses misbilligen? Es ist gewiß, daß die Gegenwart die Empfindung in sich schließet, auf diese Art erlangt man auch von den Wirkungen der göttlichen Eigenschaften richtige und unterscheidende Begriffe. Indem Gott die Dinge empfindet, weil er ihnen gegenwärtig ist; so erweiset er sich zugleich dadurch thätig. Denn auch die Empfindung oder Wahrnehmung ist eine Thätigkeit. Wir haben also alle Kennzeichen der Allgegenwart und ihre von andern göttlichen Eigenschaften ganz unterschiedene Wirkungen. Die Wirkung in die Dinge, welche ohnedem für seine Allmacht gehöret, bleibt also auch der Allmacht besonders vorbehalten, da sonst zweyerley göttliche Eigenschaften einerley Wirkung hervorbringen würden, ob man gleich nicht leugnen kann, daß die Allmacht mit der Allgegenwart Gottes nach der Unzertrennlichkeit des

göttlichen Wesens, und besonders dieser in der Ausübung zusammen gehörenden Eigenschaften, in Ansehung gegen die Geschöpfe allemal unumgänglich vereiniget seyn müssen.

Der Herr von Leibnitz * glaubt zwar, daß die Gegenwart allein zur Empfindung oder Wahrnehmung nicht hinlänglich sey. Allein, was er zu diesem Ende beybringt, ist in der That für einen so großen Mann unwürdig. Er sagt, ein Blinder und derjenige, dessen Gedanken zerstreuet sind, siehet nicht. Allein bestehet denn das Empfinden allein in der Sehungskraft? Das heißt Sätze verdrehen und verstümmeln. Kann man auch wohl so sehr zerstreuet seyn, daß man durch kein einziges sinnliches Werkzeug empfindet? Dennoch gestehet der Herr von Leibnitz selbst durch diesen Einwand ein, daß die Gegenwart zur Empfindung hinlänglich ist, wenn auf Seiten des Gegenwärtigen keine Verhinderung vorhanden ist. Wie reimet sich aber dieses auf Gott? Kann wohl in ihm die geringste Verhinderung statt haben?

An einem andern Orte † bringet der Herr von Leibnitz einen neuen Einwurf hierwider vor, der etwas mehr Gewichte zu haben scheinet. Er sagt, wenn Gott die Dinge empfindet, weil er ihnen gegenwärtig ist, so würde daraus folgen, daß die Dinge in Gott wirkten. Der Herr von Leibnitz hat

* Angeführte Streitschriften 3te Schrift §. 11.

† Fünfte Schrift §. 82.

hat recht, wenn er eine veranlassende, nicht aber eine thätige Wirkung verstehet, wiewohl sich das Wort: Wirkung, hierher gar nicht recht schicket. Eine thätige Wirkung aber wird wohl hier niemand finden können. Allein, dieses macht den Lehrsatz des Herrn Newtons gar nicht gefährlich oder dem Wesen Gottes widerstreitend. Auf die Art, wie hier die Wirkung genommen wird; so haben alle Dinge in die Allwissenheit Gottes eine Wirkung. Indem Gott die Dinge auf das deutlichste unterscheidet und einsiehet: so müssen diese Dinge schlechterdings die Veranlassung darzu geben. Selbst aus den eignen Lehrsätzen des Herrn von Leibnitz folget, daß die Dinge auf solche Art in Gott wirken. Gott thut nichts ohne zureichende Ursachen. Diese Ursachen sind in dem vorhergehenden Zustande der Geschöpfe gegründet. Folglich kommt eben eine solche Wirkung der Dinge in Gott heraus. Ich sage dieses nur, um das Nichtige dieses Einwurfes zu zeigen. Denn in der That ist weder dieses noch jenes eine Wirkung.

Man darf sich deswegen wider den Herrn Newton nicht einnehmen lassen, weil er einmal in seinen Schriften die Welt gleichsam als das Sensorium der Gottheit angesehen hat. Es ist wahr, auf diese Art würde er einen schechten Begriff von der Allgegenwart Gottes gehabt haben. Man muß aber merken, daß er nicht ausdrücklich gesagt hat, daß die Welt das Sensorium der Gottheit sey, sondern nur, daß sie es gleichsam wäre. In der That ist es dennoch ein Fehler, der diesem

großen

großen Manne entwischet ist: und sind nicht die vortrefflichsten Köpfe den Fehlern unterworfen? Man kann aber versichert seyn, daß er diesen Fehler nicht hartnäckig vertheidiget habe. Das, was Herr Clarke an seiner statt sagt, ist so gut als ein Widerruf. Allenthalben wird man gewahr, daß ihn dieser Ausdruck gereuet: und auf die Art, wie er sich erkläret und verstanden wissen will, kann man mit ihm zufrieden seyn.

So weit sollen die philosophischen Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes gehen. Nach meinem ersten Entwurfe sollten auch so gleich die moralischen Betrachtungen über diese große göttliche Eigenschaft angefüget werden. Allein, weil mir die gegenwärtigen den bestimmten Raum schon weggenommen haben: so muß ich dieses bis auf ein andermal aussetzen.

S ≈ ≈ ≈

* *

Freye Uebersetzung
des 129. Psalms.

Es singe Jacob: Meine Quaal,
Die meine Gegner ausgesonnen,
Weil sie den Sieg gewonnen.
Ermißt nie eine Zahl.
Durch meiner Jahre Lauf,
Von meiner Kindheit auf
Hat mich ihr Zorn und Grimm gedränget.

Es singe Jacob: Preßte mich
Gleich ihre Wuth in harte Ketten,
Gott wußte mich zu retten,
Ihr Wüthen legte sich.
Ich war ein Kind, ein Mann,
Stets griffen sie mich an,
Doch ohne mich zu übermögen.

Es ackerte der Pflüger Zwang
Auf meinem tiefgebeugten Rücken
Sie zogen, mich zu drücken,
Die tiefen Furchen lang.
Doch Gott zerriß in Eil
Der Frevler starkes Seil
Mit welchem sie mich fesseln wollten.

Ach möchte, möchte doch der Spott
Das Herz der Widersacher brechen,
Die, Zion hassend, sprechen,
Wo ist, wo ist dein Gott?
O würden sie betrübt
Von dem, der Zion liebt,
Und müßten sie zurück sich kehren!

O möchten sie so schnell vergehn,
Wie Gras, das auf den Dächern blühet,
Das früher welkt und fliehet,
Als es die Sicheln mähn.
Von dem der Schnitter sagt,
Der Garbenbinder klagt:
Nie füllt es die bemühten Hände:

Zu dessen Schnittern keiner nicht
Von tausenden, die dorten wallen,
Wenn seine Halmen fallen,
Statt eines Wunsches spricht:
Gott mach euch Schnitter reich,
Wir alle segnen euch;
Wir segnen euch im Namen Gottes.

Ergetzungen
der
Vernünftigen Seele
aus der Sittenlehre
und
der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 4. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat April 1747.

PLAVTVS:

» - Nam id hominum genus hominibus

Vniuerſis eſt aduerſum, atque omni populo malefacit

Male fidem ſeruando. - - - - - -

Von der Rechthaberey.

Wer die Welt kennet, der wird nicht selten Menschen in ihr angetroffen haben, welche dasjenige, was sie einmal gesagt und behauptet haben, auf das hartnäckigste vertheidigen, wenn man sie auch auf die offenbarste und handgreiflichste Art des Gegentheils überführen kann. Man nennet dieses Laster die Rechthaberey; und ich habe dasselbe zum Vorwurf gegenwärtiger Abhandlung erwählet.

Man braucht gar nicht viel Mühe, diejenigen zu entdecken, welche mit diesem Laster behaftet sind. Sie kommen in keine Gesellschaft, wo sie nicht ihr moralisches Uebel von sich blicken lassen. Gemeiniglich haben sie immer selbsten sehr viel bey demjenigen zu erinnern, was jemand vorbringet oder erzählet. Denn fast allemal sind sie zugleich noch mit einer andern moralischen Seuche befallen, nämlich daß sie niemand lieber, als sich selbst, reden hören. Oder es ist ihnen sehr empfindlich, wenn jemand anders bey demjenigen etwas zu erinnern findet, was sie gesagt haben. In beyden Fällen beharren sie allemal auf das

hartnäckigste bey dem, was sie einmal vorgebracht haben. Nichts in der Welt kann sie davon abwendig machen. Offenbare Wahrheit, Zeugnisse, Beweise und alle andere Arten der Ueberzeugung und Ursachen der Nachgebung sind viel zu geringe, sie eines Irrthums zu überführen; und in ihrer Vertheidigung bedienen sie sich mehr oder weniger empfindlicher und beleidigender Redensarten, nachdem sie mehr oder weniger Ungezogenheit und üble Lebensart an sich haben.

Diejenigen, welche mit dieser moralischen Krankheit in einem hohen Grade behaftet sind, pflegen gemeiniglich den Paroxismus mit allen Kennzeichen des Unwillens und eines heftigen Zorns zu endigen. Ich habe angemerket, daß die Heftigkeit ihres Zorns fast allemal größer gewesen ist, je deutlicher und überzeugender die Beweise und Zeugnisse gewesen sind, die man ihnen entgegen gesetzet hat. Nicht selten haben sie diejenigen, welche sich ihrer Rechthaberey haben widersetzen wollen, mit ehrenrührigen Worten angegriffen, oder sie haben sich voller Misvergnügen und Zorn plötzlich aus der Gesellschaft entfernet. Ob man gleich diese Art von Patienten gar nicht selten unter dem männlichen Geschlecht antrifft; so wird doch der höchste Grad dieser Krankheit mehr bey dem weiblichen Geschlecht angetroffen.

Ich halte es in der That für das größte Unglück eines Mannes, wenn er eine rechthaberische Frau hat. Alle Annehmlichkeiten des Lebens und des Ehestandes, welche vornehmlich in einer vergnügten Unterhaltung bestehen, sind vor ihm verlohren. In

den freundlichsten und angenehmsten Gesprächen darf er nur mit Furcht und Zittern reden. Denn er ist keinen Augenblick sicher, daß es seine Frau nicht besser wissen will, oder selbst etwas vorbringet, wobey sie nicht seine Gedanken, sondern schlechterdings seinen Beyfall verlangt. Diese Furcht ist auch gar nicht vergeblich. Denn fast allemal geschicht es, und es bleibt ihm nichts übrig, als entweder die ungereimtesten Dinge gleich anfangs zu billigen, oder einen Auftritt der Wuth und der Raserey mit anzusehen, der sich allemal mit seinem Nachtheil endiget. Denn weder Vorstellung noch Gewalt fruchten selten bey dieser Art von Patienten etwas, sondern, will er nicht den Zank und das Uebel ärger machen, so muß er, nachdem er ein Paar Dutzent auserlesener Schimpfwörter eingeerndtet hat, dennoch dasjenige thun, was er anfangs nicht thun wollte, nämlich mit einer unaussprechlichen Geduld nachgeben und ihr Recht lassen. Vielleicht, daß die Ursachen und Quellen dieser Krankheit bey vielen weiblichen Patienten stärker angetroffen werden, als bey den Mannspersonen von dieser Sorte. Lasset uns doch diese Ursachen und Quellen entdecken.

Die allgemeine Quelle dieser schädlichen Seuche ist, wie bey allen andern Lastern, eine verderbte Eigenliebe. Diese wirket in ihnen eine besonders hohe Einbildung von sich selbst. Ihr Wissen, ihre Urtheilungskraft, ihr Gedächtniß, alles scheinet ihnen vortrefflich. Wie können sie sich also zu Schulden kommen lassen, daß sie gefehlet haben; und wie können sie gestehen, daß sie ihres Irrthums überzeugt

sind? Dieses scheinet ihnen für ihre Vortrefflichkeiten eine allzutiefe Erniedrigung.

Wenn wir uns um die besondern Ursachen dieses Lasters bekümmern: so ist es vornehmlich ein närrischer Ehrgeiz. Sie suchen eine besondere Ehre darinnen, immer recht zu behalten, die ihnen aber, der Sachen Beschaffenheit nach, nicht gebühret. Sie wollen also niemals geirret haben; und ehe sie die Ehre verlieren wollen, Recht zu haben; so kämpfen sie, so streiten sie, so suchen sie alles in der Welt hervor, sich zu schützen, so kann die offenbareste und handgreiflichste Wahrheit keinen Eindruck in sie machen; und wenn sie dargegen nichts weiter aufzubringen wissen; so nimmt endlich der Zorn die Vertheidigung über sich. Denn sie glauben, daß ihren Vortrefflichkeiten nur allzusehr unrecht geschicht, wenn sich die Menschen überredeten, daß sie geirret hätten. Dieser will also die Gegner durch die Ausbrüche seiner Empfindlichkeit zu Boden werfen; und nicht selten bildet er sich ein, er habe dieses bewerkstelliget, wenn er sie gröblich genug beleidiget hat.

Man kann auch dem Hochmuth seinen Antheil dabey einräumen. Da ein Hochmüthiger mehr von sich hält, als ihm seiner Beschaffenheit nach gebühret; so siehet man leicht, daß man diese Quelle nicht vergessen muß. Sie halten von ihren Vortrefflichkeiten nur allzuviel. Wie könnten sie also einen Irrthum auf sich ersitzen lassen, der ihnen für diese Vortrefflichkeiten so nachtheilig vorkommt?

Besonders ist die Herrschsucht eine Quelle dieses Lasters. Es ist gewisser maaßen ein Kennzeichen der

Gewalt

Gewalt und des Ansehns über andre Menschen, wenn man sie zum Stillschweigen und Nachgeben zwingen kann. Die Herrschsucht erreget also die Rechthaberey, um sich dieses Kennzeichen zu verschaffen. Sie kann nichts weniger als einen Widerspruch vertragen; und daher kämpfet sie aus allen Kräften, diese verhaßte Sache zu unterdrücken. Wenn sie endlich alles verloren siehet: so erweiset sie sich wenigstens doch darinnen noch thätig, daß sie das letztere Wort behalten will; und durch Beystand des Zorns und des Unsinns behauptet sie sich öfters nachdrücklich genug auf der Wahlstatt. Vielleicht treffen wir in dieser Quelle die Ursache an, warum viele weibliche Patienten mit dem höchsten Grade dieser moralischen Krankheit behaftet sind. Die Begierde nach einer Sache ist größtentheils am heftigsten, je weniger wir sie nach unsrer Beschaffenheit haben sollten. Ich überlasse die Anwendung meinen Lesern.

Ich bin noch zweifelhaftig, ob ich nicht auch der Bosheit einen gewissen Antheil an dem Ursprunge dieses Lasters einräumen soll. Ich verstehe hier durch die Bosheit diejenige Beschaffenheit der Lasterhaftigen, darinnen sie mit wohlbedachtem Vorsatz und wider besser Wissen und Gewissen die Laster ausüben. Wenigstens habe ich rechthaberische Leute gefunden, welche einandermal dasjenige auf das hartnäckigste behauptet haben, was sie ehemals auf das heftigste bestritten hatten: und wenn man ihnen vorgestellet hat, daß sie ehemals ganz andre Meynungen oder Erzählungen von der Sache beygebracht hätten; so haben sie abermals auf das eifrigste, und gewiß auf eine recht

grobe rechthaberische Art geleugnet, daß dieses jemals geschehen wäre. Wenn nun ihr vermeyntliches vortreffliches Gedächtniß nicht über alle maaßen schwach ist; so ist es sicher, daß sich eine schwarze Bosheit mit den andern Quellen in ihrer Seele vereinbaret. Allein der Mangel des Gedächtnisses macht die Sache nicht viel besser. Wer durchaus allemal recht haben will, der muß sich auf sein gutes Gedächtniß ganz ohnfehlbar verlassen können. Weiß er die Schwäche seines Gedächtnisses; und er will doch niemals irren: so ist die andere Bosheit von der ersten nicht sehr unterschieden. Die Quellen dieses Lasters erreichen aber nichts weniger, als diejenige Absicht, warum sie dasselbe hervorbringen. Wenn man die Bosheit und dann und wann die Herrschsucht einer Frauen ausnimmt, der es zuweilen entweder über ihren einfältigen oder vernünftigen Mann gelingt; so wirken sie gerade das Gegentheil, von dem, was sie suchen.

Es ist gar keine Schande geirret zu haben. Alle Menschen sind den Fehlern unterworfen: und die Natur der Menschen ist gar nicht darnach beschaffen, daß sie von allem Irrthum befreyet seyn soll und kann. Es ist also weder unserm Verstande, noch unsern andern vorzüglichen Eigenschaften nachtheilig, wenn wir gestehen, daß wir geirret haben. Tausenderley Umstände, worinnen wir uns befunden haben, können die Einsicht und Erkenntniß in dieser oder jener Sache unumgänglich verhindert haben. Es ist aber eine Schande, wenn man die offenbare und handgreifliche Wahrheit, die unserm Irrthum entgegen

stehet,

stehet, nicht einsehen kann, oder will. Unser Verstand giebt in diesem Falle keine gute Probe seiner Fähigkeit von sich. Wenn er nicht fähig ist offenbare Wahrheiten einzusehen; so herrschet gewiß eine dicke Finsterniß und Wüsteney in demselben; und wenn wir die Wahrheit mit Vorsatz und Willen von uns stoßen, um einige lächerliche Leidenschaften zu vergnügen; so geben wir uns nicht als Freunde der Wahrheit und Tugend zu erkennen, sondern wir verrathen eine für uns nicht rühmliche Beschaffenheit unsrer Seelen. Daher geschicht es denn, daß die Quellen der Rechthaberey gerade das Gegentheil ihres Wunsches und ihrer Absichten wirken. Die Eigenliebe betriegt sich, wenn sie dadurch ihre Nebenmenschen in der hohen Einbildung, die sie von sich selbst hat, erhalten will. Sie könnte es vielmehr nicht unfehlbarer anfangen, wenn sie sich mit Fleiß vorgesetzet hätte, alle gute Meynungen von sich auszurotten. Der Ehrgeiz erndtet nichts weniger, als die gesuchte Ehre, ein. Was wird man ihm für eine Ehre zugestehen, wenn er einen so dicken Verstand zu erkennen giebt, der vor der sonnenklarsten Wahrheit undurchdringlich bleibt? Der Hochmuth verfehlet ungemein weit des vorgesetzten Ziels. Diese Proben verursachen, daß man immer weniger von ihm hält. Und wie weit schießet nicht die Herrschsucht fehl? Gewiß ein schlechtes Ansehen, wenn man sich entweder das Mitleiden, oder das Auslachen zuziehet, und durch eine abgeschmackte Wuth des Zorns vielleicht noch den Abscheu erreget.

Ich habe immer dafür gehalten, daß die Recht-

haberey ein ohnfehlbares Kennzeichen der Unwissenheit ist ; und mich deucht nicht, daß ich mich betriege. Nur eine grobe Unwissenheit kann verhindern, daß wir deutliche und offenbare Wahrheiten nicht einsehen können. Wenn die rechthaberischen Menschen also aus keiner vorsetzlichen Bosheit die Wahrheit bestreiten : so ist diese elende Unwissenheit allerdings vorhanden. Die Ehre, die sie sich versprechen, wird demnach immer unwürdiger.

Alles dasjenige, was ich hier überhaupt von der Rechthaberey gesagt habe, ist auch von der gelehrten Rechthaberey wahr. Beyde haben ganz einerley Quellen ; und nicht selten ist die Unwissenheit eine unzertrennliche Gefährtinn derselben. Sie veroffenbaren sich beyde auf einerley Art. Nichts in der Welt kann einen rechthaberischen Gelehrten bewegen, nur ein Haar breit von seiner einmal gefaßten Meynung nachzulassen ; und eher müßten alle Pressen in der Welt aufhören, ehe er aufhöret eine Streitschrift durch die andere jagen zu lassen. Die Ausbrüche des Zorns, die jener in Gesellschaften über seinen Gegner ausgießet, erweisen sich bey einem rechthaberischen Gelehrten nicht weniger thätig, wenn er sich in seinem Cabinette niedersetzt, um eine Schrift voller spitziger Thorheiten und niederträchtiger Schimpfwörter wider seinen Gegner zu verfertigen. Die Erfolge sind auch bey beyden ganz einerley. Unehre, Verachtung, Mitleiden und Auslachen sind die Früchte, die er davon einerndtet. Dasjenige, was ich nun bald von der Schädlichkeit der rechthaberischen Menschen in Ansehung der menschlichen Gesellschaft

schaft sagen werde, ist auch von den Gelehrten, in Ansehung des gelehrten Wesens, gewiß. Ich will aber mit Fleiß von der gelehrten Rechthaberey nichts weiter erwehnen. Ich weiß nicht, warum ich so fest glaube, daß die meisten rechthaberischen Gelehrten unter den Kunstrichtern angetroffen werden; und ich gestehe ganz gerne, daß diese Abhandlung nicht gelehrt genug abgefaßt ist, um die Weisheit eines Kunstrichters zu vergnügen, geschweige ihn zu überzeugen.

Alle Laster ohne Unterschied sind vernünftigen und tugendhaften Menschen unangenehm. Allein die wenigsten sind von der Beschaffenheit, daß sie auch den Lasterhaften selbst verdrießlich sind. Diese lieben gemeiniglich diejenigen besonders, die mit ihnen einerley Beschaffenheit des Herzens haben. Wenn man demnach die Größe der Laster, nach dem allgemeinen Verdrusse, den sie der menschlichen Gesellschaft verursachen, ausmessen soll; so ist die Rechthaberey gewiß eines der größten und wichtigsten. Dieses Laster erwecket bey Tugendhaften und Lasterhaften ohne Unterschied Verdruß; und es ist einer lasterhaften Gesellschaft öfters eben so verdrüßlich, die unbezwingliche Hartnäckigkeit eines rechthaberischen Menschen anzuhören, als es vernünftigen Leuten unangenehm ist, Zeugen von den unleugbaren Beweisen seiner Einfalt, Unwissenheit und Thorheit zu seyn. Ueberhaupt wird ein vergnügter Umgang, als das angenehmste Band der menschlichen Gesellschaft, durch nichts so sehr gestöhret, als durch die Rechthaberey. Was für Vergnügen kann man in

einer

einer Gesellschaft haben, worinnen ein lächerlicher Mensch allen unfehlbaren und sonnenklaren Ueberzeugungen der Wahrheit mit unverschämter Stirne Trotz biethet, und endlich wohl gar die Vertheidiger mit den Ausbrüchen seiner Empfindlichkeit beleidiget. Wahrhaftig! entweder die Gesellschaft, sie bestehe nun aus vernünftigen oder unvernünftigen Mitgliedern, muß die dem Vergnügen gewidmete Stunden mit Verdruß zubringen, oder sie muß sich entschliessen, vor der Zeit auseinander zu gehen, wenn nicht der Zorn dem unüberwindlichen Streiter, die heilsamen Gedanken eingiebt, die Gesellschaft, zu Bezeugung seines Unwillens, zu verlassen.

Mit was für Furcht muß man nicht seine Zeit, in der Gesellschaft eines rechthaberischen Menschen zubringen. Wir sind nicht einen Augenblick sicher, daß er nicht an unsern Worten, etwas zu erinnern finden wird, oder wir müssen ihn alle seine thörichten Redensarten, mit einer unaussprechlichen aber höchst-verdrüßlichen Geduld auskramen lassen, und uns sehr genau in acht nehmen, daß wir ja niemals einigen Zweifel wider sein Vorgeben zu erkennen geben. Denn in beyden verdrüßlichen Fällen, haben wir das Unglück, einen Platzregen von hartnäckigten und thörichten Streitreden über uns ausgießen zu sehen; und wenn wir nicht eine außerordentliche Sanftmuth bezeugen; so wird endlich der Donner der Beleidigung und des Schimpfens über uns einschlagen.

Was kann aber ein Mensch in der Welt für Recht haben, mich zwingen zu wollen, daß ich mich zu glauben

ben stellen soll, er allein sey der Pabst der Gesellschaft, der niemals fehlen oder irren könne? Was kann ich wohl für Verbindlichkeit haben, ihm nachzusehen, daß seine närrischen Leidenschaften nicht den geringsten Widerspruch vertragen können; und wie komme ich darzu, daß ich einem Thoren die geheime oder öffentliche Kützelung lassen soll, daß er in der Gesellschaft ein gewisses Ansehen über mich behauptet habe? Was hat endlich die offenbare Wahrheit verschuldet, daß sie sich von dem Eigensinn und Begierden eines närrischen Menschen mishandeln lassen, und gleichsam von ihrem Rechte etwas vergeben soll? Unterdessen hat öfters ein vernünftiger Mensch nöthig, sich alle diese verdrüßlichen Umstände gefallen zu lassen, um einen größern Verdruß zu vermeiden.

Ueberhaupt kann man die rechthaberischen Menschen, für nichts anders, als offenbare Feinde der Wahrheit ansehen. Sobald die Wahrheit deutlich und überzeugend genug ist: und man will sie gleichsam aus Vorsatz, wegen thörichter Leidenschaften, nicht erkennen. So mishandelt und verfolgt man die Wahrheit; und Feinde dieses vornehmsten Bandes der Wissenschaften und der menschlichen Gesellschaft, sind auch schädliche Feinde des menschlichen Geschlechts.

Die Freundschaft ist das angenehmste Band unter den Menschen. Allein hierzu ist ein rechthaberischer Mensch, ganz und gar unfähig. Wie kann einige Freundschaft mit einem Menschen statt haben, der keine vergnügten Unterredungen, sondern, wie ein unumschränkter Monarche, nur allemal ohnfehlbaren

baren Beyfall verlangt, der auf keine andre Art, mit jemand umgehen will, als ein vorzügliches Ansehen voraus zu haben, und bey dem man sich nicht getrauen darf etwas zu reden, wenn man sich nicht in Gefahr setzen will, gleichsam ordentlich zu wiederrufen, so bald er darwider etwas zu erinnern findet? Man muß aber dieses alles in der That thun, wenn man nicht alle Augenblicke mit ihm zerfallen will. Wenn also der Freund eines rechthaberischen Menschen nicht über alle maaßen einfältig ist; so kann schlechterdings keine Freundschaft mit ihm bestehen.

Bey diesen schädlichen Folgen der Rechthaberey, pflegen gemeiniglich diejenigen, so derselben ergeben sind, unglücklich zu werden, sie machen sich niemals Freunde, sie sind der Gegenstand eines allgemeinen Hasses derer, die sie kennen, und sie haben sich also wenig Förderung und guten Willen zu versprechen. Folglich, wenn ihre äußerlichen Umstände nicht für sich bereits glücklich sind: so pfleget sich nicht selten die Wirkung der Rechthaberey in denselben zu äußern. Wenn sie nun vollends die Nothwendigkeit verbindet, mit einem andern rechthaberischen Menschen in einem unvermeidlichen Umgange und Gemeinschaft des Lebens zu stehen; so sind die Folgen, die aus ihrem Laster entspringen, nicht allein unglücklich, sondern auch öfters sehr traurig.

Es ist mir eine Geschichte bekannt, die alles dieses sehr wohl erläutert, was ich hier gesagt habe. Es ist solches die Geschichte zweyer Schwestern, der Iris und der Agrippine. Ich werde sie in folgendem Monat erzählen.

Ob der Nachfolger in der Regierung, oder die Erben, die Schulden eines verstorbenen Fürsten zu bezahlen gehalten sind.

Erste Untersuchung

nach dem natürlichen Rechte, ob die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlt werden müssen.

Die Frage, ob der Regierungs-Nachfolger, oder die Erben eines verstorbenen Reichsfürsten, dessen Schulden zu bezahlen verbunden sind, ist eine der wichtigsten Materien unsers deutschen Staatsrechts. Je häufiger die Fälle sind, daß der Mannsstamm eines fürstlichen Hauses ausstirbt, und entweder weitläuftige seitwärts verwandte Vettern, oder gar ganz fremde Häuser, zu Landesfolgern hat, desto beträchtlicher muß dieser Gegenstand für unser deutsches Staatsrecht werden; und eine richtige Entscheidung dieser Frage, muß von desto größerm Nutzen seyn, jemehr sonst entweder der Regierungs-Nachfolger, und das Land, oder die Erben, oder die unschuldigen Gläubiger darunter leiden müssen, und entweder auf eine höchst ungerechte Art, um das Ihrige gebracht, oder in ewige Processe gestürzet wer-

den,

den, die sie vollends ins Verderben und um ihr ganzes übriges Vermögen bringen, ohne, daß sie jemals ihre Forderung erhalten.

So wichtig diese Materie ist, so übel siehet es dennoch mit derselben in den Schriften der Rechtsgelehrten aus. Sie ist durch die unrechten Grundsätze, die man hierbey angewendet hat, auf das äußerste gemartert und verderbt, und durch die verschiedenen Meynungen der Rechtsgelehrten, in die größte Verwirrung und Ungewißheit gesetzet worden. Man trifft hier Parteyen gegen Parteyen, und Meynungen gegen Meynungen an; und jederman kann hier ganze Schaaren Rechtsgelehrten auf seiner Seite haben. Die eine Partey will da, die andre dort hinaus. Diese will die Sache aus den römischen Rechten, jene aus den longobardischen, eine andere aus den deutschen Lehnrechten, und wiederum eine andere aus dem Herkommen, und ich weiß nicht aus was mehr entscheiden. Selbst die höchsten Reichsgerichte befinden sich hier in einer Ungewißheit. Man findet Beyspiele, daß sie demjenigen in einer Sache gerade entgegen gesprochen haben, was sie in einer andern für Recht erkannt haben.

Da ich meine vornehmste Absicht seyn lasse, meine Abhandlungen aus dem deutschen Staatsrechte den Lesern angenehm und brauchbar zu machen; so habe ich schon längst auf diese Materie mein Augenmerk gerichtet. Ich würde auch dieselbe bereits ausgeführet haben, wenn ich nicht den berühmten Moser in der Ordnung seines Staatsrechts dieser Materie nahe gesehen hätte. Ich erwartete nämlich

von

von diesem vortrefflichen Staatsrechtslehrer etwas vollkommneres und ganz andere Grundsätze, als man zeither bey der Sache angewendet hat; und in diesem Falle würde ich meine Ausführung für unnütze gehalten haben. Denn ich werde niemals etwas abhandeln, wobey ich nichts mehr sagen kann, als was andere vor mir gesagt haben. Ob ich nun zwar gerne gestehe, daß der berühmte Moser viel vorzügliches in dieser Materie erwiesen hat: so kann ich doch nicht bergen, daß er diejenigen Grundsätze noch nicht angewendet hat, die hierbey erforderlich sind, wenn man nicht in der Ungewißheit herum irren will. Ich will demnach versuchen, ob ich mich der rechten Grundsätze auf eine glücklichere Art gebrauchen kann.

Unter denjenigen Fehlern, welche die Ungewißheit und die irrigen Meynungen der Rechtsgelehrten, in dieser Materie veranlassen, kann man nebst dem Gebrauche des Römischen und des Lehnrechts vornehmlich rechnen, daß man sich niemals Mühe gegeben hat, diese Frage nach dem natürlichen Rechte zu untersuchen. Das natürliche Recht ist allerdings eine Hauptquelle unsers deutschen Staatsrechts. Da uns in den meisten Vorfällen ausdrückliche Gesetze ermangeln, da die deutschen Reichsfürsten in Ansehung ihrer Unterthanen, größtentheils als freye Prinzen anzusehen sind, und da sie auch in dem Zusammenhange des deutschen Reichs, noch sehr viel von dieser Gestalt übrig behalten: so wäre es in der That viel, wenn jemand leugnen wollte, daß das natürliche Recht eine Hauptquelle und Grundsatz unsers Staatsrechts wäre. Unterdessen geschicht es doch. Allein,

man hat sich auch von dergleichen Publicisten sehr wenig zu versprechen. Dieses, und die gänzliche Vernachläßigung der mitlern Geschichte von Deutschland, sind gewiß zwey Hauptfehler eines Publicisten. Es ist wahr, es kommt in den meisten Materien wenig darauf an, ob die Verfassung von Deutschland vor vier oder fünfhundert Jahren so, oder anders gewesen ist. Allein, wer sich in seinen Untersuchungen, niemals über die Geschichte zweyer Jahrhunderte versteigt, der kann unmöglich allemal etwas gründliches und richtiges liefern. Ich werde mich bemühen, daß ich diese zwey Fehler in gegenwärtiger Untersuchung, so wie allemal, sorgfältig vermeide; und ich werde vielleicht deutlich zeigen können, daß sie fast allein den Irrthum und die Ungewißheit der Rechtsgelehrten in dieser Materie gewirket haben.

Da ich allemal überzeugt gewesen bin, daß das natürliche Recht eine Hauptquelle unsers deutschen Staatsrechts seyn muß; so bin ich durch eine vor kurzem herausgekommene sehr vortreffliche Schrift des Herrn Hofrath Stegers * in Leipzig, die eben dieses auf die gründlichste Art ausführet, sehr lebhaft gerühret worden. Ich wünsche, daß sie alle diejenigen aufmerksam lesen möchten, die sich dem Staatsrechte widmen wollen, besonders diejenigen, die uns zeither mit Vernachläßigung dieser Quelle, mit Schriften im deutschen Staatsrechte haben dienen wollen.

Nachdem nun solchergestalt das natürliche Recht eine

* Dissert. de Iure Naturae Iuris publ. I. R. G. Principio 1747.

eine Quelle des deutschen Staatsrechts ist; so siehet man leicht, daß man vornehmlich in gegenwärtiger Materie aus derselben schöpfen muß. Die Reichsgesetze haben niemals verfüget, ob der Regierungs-Nachfolger, oder die Erben die Schulden eines verstorbenen Reichsstandes bezahlen sollen. Weil die Länder der Reichsstände keinesweges die Natur wirklicher und gemeiner Lehngüter haben; so können weder die Grundsätze der longobardischen, noch der deutschen Lehnrechte zur Entscheidung dieser Frage etwas beytragen. Ich werde dieses in der Folge meiner Untersuchungen von dieser Materie sehr deutlich ausführen. Die deutschen Reichsstände sind, in Ansehung gegen ihre Unterthanen, und in der Verwaltung ihrer Landeseinkünfte, gleichsam für freye Prinzen zu halten. Folglich kommt es hier vornehmlich auf die Grundsätze des natürlichen Rechts an, um zu entscheiden, wer zu dieser Bezahlung verbunden ist. Da es der Raum und der Endzweck meiner Blätter nicht erlaubet, diese weitläuftige Materie auf einmal abzuhandeln; so werde ich sie in unterschiedene Abtheilungen zergliedern müssen; und unter denselben finde ich für nöthig, die Untersuchung nach dem natürlichen Rechte vorauszusetzen.

Ehe ich diese Untersuchung wirklich anfange; so muß ich vorher erinnern, daß ich in dieser ganzen Materie nur die regierenden Reichsfürsten und Grafen zum Augenmerk habe. Die Entscheidung eben dieser Frage in Absicht auf die abgefundenen, oder mit gewissen Ländern, ohne völlige Landeshoheit, abgetheil-

ten Herren, muß aus ganz andern Grundsätzen hergeleitet werden, als diejenigen sind, die man hier anwenden muß. Diese Erinnerung war für aufmerksame Leser unnöthig, weil ich sowol vorher, als in der Folge allemal von Reichsständen rede. Sie ist aber dennoch für viele vielleicht ganz nützlich.

Wenn man nach den Grundsätzen des natürlichen Rechts untersuchen will, ob der Regierungs-Nachfolger oder die Erben eines verstorbenen Regenten dessen Schulden zu bezahlen gehalten sind; so muß man vor allen Dingen wissen, ob nach dem natürlichen Recht eine Verbindlichkeit vorhanden ist, daß diese Schulden bezahlet werden müssen. Ich werde also diese Verbindlichkeit zuerst untersuchen und erweisen, und zugleich den Ungrund der Einwürfe, die man gemeiniglich darwider macht, darstellen.

Es bedarf keines weitläuftigen Beweises, daß Schulden überhaupt nach dem natürlichen Rechte bezahlet werden müssen. Schulden sind hier, ein gethaner Vorschuß einer gewissen Summe Geldes, unter der Bedingung, daß dieselbe zu einer bestimmten Zeit, wieder bezahlet werden soll. Weil unsere Nebenmenschen unsere Glückseligkeit zu befördern verbunden sind: so können wir zwar verlangen, daß sie dasjenige Geld, was sie nicht zu ihrem eignen Gebrauche nöthig haben, zu unserer Nothwendigkeit vorschießen sollen. Allein, da niemand verbunden ist, seinen äußerlichen Zustand unvollkommner zu machen, damit der äußerliche Zustand eines andern vollkommner werde, und da niemand von seinem Nebenmenchen etwas zu fordern berechtiget ist, was er durch

seine eignen Kräfte binnen einiger Zeit erlangen kann: so ist niemand schuldig, sich des vorgeschossenen Geldes gänzlich zu entschlagen: sondern er ist berechtiget, solches nach einer gewissen Zeit wieder zu fordern. Da uns nun überdieß das natürliche Recht verbindet, alle eingegangne Bedingungen und Versprechungen, wenn sie nicht wider die Gesetze der Natur sind, zu erfüllen: so ist die Verbindlichkeit seine Schulden zu bezahlen ganz unleugbar.

Eben so unleugbar ist nach dem natürlichen Rechte die Verbindlichkeit, daß gewisse Personen die Schulden eines Verstorbenen bezahlen müssen. Da es dem Gesetze der Natur nicht gemäß ist, daß jemand auf eine solche Art seinen äußerlichen Zustand vollkommner macht, daß dadurch der äußerliche Zustand seiner Nebenmenschen unvollkommner wird; so folget daraus, daß derjenige, welcher in die Gerechtsamen des Verstorbenen eintritt, auch die Gerechtsame andrer wider den Verstorbenen erkennen und vergnügen müsse. Mithin müssen alle diejenigen die Schulden eines Verstorbenen bezahlen, welche in dessen Gerechtsame eintreten. Weil wir auch weder unsern eignen, noch andrer Menschen Zustand durch unsere Handlungen unvollkommner machen sollen; so müssen alle diejenigen im Nothfalle die Schulden eines Verstorbenen bezahlen, welche ihm ihre Geschäfte, mit einer vollen Gewalt Geld aufzunehmen, zu besorgen anvertrauet gehabt haben.

Da wir nun solchergestalt die allgemeinen Verbindlichkeiten wissen, sowohl daß Schulden bezahlt werden müssen, als daß auch gewisse Personen die

Schulden eines Verstorbenen zu bezahlen, verpflichtet sind; so wird es nicht schwehr seyn, zu zeigen, daß auch die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen.

Wenn wir uns einen richtigen Begriff von einem Regenten überhaupt machen wollen, so können wir uns keine andere Vorstellung davon machen, als daß er diejenige Person ist, dem ein gemeines Wesen die Besorgung und Verwaltung seiner Angelegenheiten anvertrauet hat. Diese Erklärung schließet die Majestätsrechte schon in sich. Denn sobald man ein gemeines Wesen zum Grunde legt, so muß man voraus setzen, daß bereits der Schluß vieler Familien vorhergegangen seyn muß, beysammen zu bleiben, und unter einer gemeinen Herrschaft und Gewalt ihre Glückseligkeit zu befördern. Diese Erklärung ist auch richtig, man mag den Ursprung der Regenten annehmen, auf was für Art man will. Sind die Regenten aus den Häuptern der Familien entsprungen; so hat die Familie, und diejenigen, so sich zu ihr gesellet haben, stillschweigend eingewilliget, daß das Haupt der Familie, woraus hernach der Regente erwachsen ist, die gemeinen Angelegenheiten besorgen und verwalten soll. Hat man sich aus Furcht vor dem Ueberfall andrer Menschen, Regenten gesetzet; so ist es ungezweifelt, daß man den Regenten die Besorgung und Verwaltung der Angelegenheiten aufgetragen hat. Sind die Regenten durch das Recht des Sieges zu ihrer Stelle gelanget; so hat ihnen das gemeine Wesen, durch die nach der Ueberwindung geschehene Unterwerfung, gleichergestalt die Verwal-

tung seiner Angelegenheiten anvertrauet; und der Endzweck des gemeinen Wesens, leidet es nicht, daß es davon abgehen kann, wenn auch der Krieg unrechtmäßig gewesen ist. Haben die Ueberwinder andre an ihrer statt zu Regenten verordnet, oder geschehen lassen, daß aus ihren Statthaltern nach und nach Regenten erwachsen sind: so gehet die Anvertrauung der Angelegenheiten des gemeinen Wesens von jenen Regenten zu diesen über, theils wegen der ehemaligen Unterwerfung des gemeinen Wesens, theils wegen desselben abermaligen stillschweigenden Einwilligung. Kurz: allemal ist der Begriff richtig, daß ein gemeines Wesen seinem Regenten die Verwaltung und Besorgung seiner Angelegenheiten anvertrauet hat.

Wenn nun ein gemeines Wesen seinem Regenten die Besorgung und Verwaltung seiner Angelegenheiten anvertrauet hat: so ist darunter schlechterdings die Gewalt begriffen, daß er zu Besorgung dieser Angelegenheiten vorschußweise Geld aufnehmen kann, wenn nämlich das gemeine Wesen diese Gewalt nicht ausdrücklich ausgenommen hat. Da sie einen Regenten über sich haben: so haben sie schon im voraus alles dasjenige gebilliget, was der Regent in denjenigen Fällen, wo seine Gewalt nicht eingeschränkt ist, unternehmen wird. Es liegt auch offenbar in der Beschaffenheit eines Regenten, daß er die Gewalt hat, Geld aufzunehmen, wenn sie ihm nicht ausdrücklich untersagt ist. Indem er die Angelegenheiten des gemeinen Wesens zu besorgen hat: so ist der Endzweck hiervon, daß er desselben Wohlfahrt

und Glückseligkeit befördern soll. Es können aber so schleunige und geheime Fälle kommen, wobey die Wohlfahrt des gemeinen Wesens allzuviel Nachtheil leiden würde, wenn sich der Regent nicht auf eine geschwinde Art Geld verschaffen könnte.

Da nun solchergestalt unter der Besorgung der Angelegenheiten, welche das Volk seinem Regenten aufgetragen hat, allerdings mit begriffen ist, daß er Geld vorschußweise aufnehmen kann; so ist auch das gemeine Wesen, wenn die Bezahlung aus denen vor den Fürsten und die Landesangelegenheiten gewidmeten Einkünften nicht geschehen kann, nach dem natürlichen Rechte verbunden, für diese Wiederbezahlung zu haften. Das natürliche Recht verbindet uns durch unsere Handlungen den äußerlichen Zustand unserer Nebenmenschen nicht unvollkommner zu machen. Die Auftragung der Besorgung der Angelegenheiten an den Regenten ist eine Handlung des Volks. Hierdurch würde aber der äußerliche Zustand der Gläubiger allerdings unvollkommner werden, wenn der aufgenommene Geldvorschuß eines verstorbenen Regenten nicht bezahlet werden sollte, und wenn das gemeine Wesen nicht davor haften wollte.

Diese Verbindlichkeit des natürlichen Rechts veroffenbaret sich auch noch von andern Seiten. Die Gläubiger sind entweder Mitbürger des gemeinen Wesens, oder Fremde. Sind sie Mitbürger, so kann das gemeine Wesen nicht verlangen, daß sie zu Bestreitung der Angelegenheiten der Republik mehr beytragen sollen, als ihnen nach Maaßgebung ihres Standes und Vermögens zu gemeinschaftlicher Be-

streitung zugetheilet werden kann. Dieses gründet sich abermals auf die Verordnung des natürlichen Rechts, daß wir unsern äußerlichen Zustand nicht auf eine solche Art vollkommner machen sollen, daß dadurch eben dieser Zustand unserer Nebenmenschen unvollkommner wird. Sind aber die Gläubiger Fremde, die nicht zur Republik gehören; so haben sie nicht die geringste Verbindlichkeit, zu den Angelegenheiten eines fremden Volkes etwas beyzutragen; sondern sie haben sich auf Treu und Glauben, und auf die Unverletzlichkeit verlassen, welche Verträge und Versprechungen nach dem natürlichen und Völkerrechte haben müssen, zumal, da diese Verträge und Versprechungen von einer Person eingegangen sind, welcher die Angelegenheiten eines ganzen gemeinen Wesens aufgetragen sind, und wovon diese Gewalt nicht ausgenommen ist. Wenn nun ein gemeines Wesen solche Schulden ihres verstorbenen Regenten nicht bezahlen wollte; so würde es nicht allein durch seine Handlungen den äußerlichen Zustand seiner Nebenmenschen unvollkommner machen; sondern es würde auch Treu und Glauben, und rechtmäßige Verträge, als das heiligste Band der menschlichen Gesellschaft und der Völker unter sich, verletzen.

Das natürliche Recht verbindet uns auch, unsere Handlungen solchergestalt einzurichten, daß nichts daraus folgt, wodurch unser eigner Zustand unvollkommner wird. Dieses geschicht aber, wenn die Schulden eines verstorbenen Regenten nicht bezahlet werden. Es ist natürlich, daß dadurch jedermann abgeschrecket wird, einem Regenten inskünftige Geldvorschuß zu thun. Da nun solche schleunige und geheime Vorfälle entstehen können, von denen das

Wohl und Weh eines Landes abhängt, und wobey es nicht Zeit oder thunlich ist, die erforderlichen Kosten durch die ordentlichen Wege vom Volke aufzubringen; so schadet ein solches gemeines Wesen nicht allein andern Völkern, sondern vornehmlich sich selbst. Denn besonders wird man sich bedenken, dem Regenten eines solchen gemeinen Wesens Vorschuß zu thun, von dem man weiß, daß es die Schulden seiner ehemaligen Regenten nicht bezahlen will.

Der Herr von Ludewig suchet diese unstreitige natürliche Verbindlichkeit eines gemeinen Wesens gegen sich selbst auf eine seltsame Art zu heben. Er meynet *, wenn die Ausgaben unnöthig und zur Verschwendung bestimmt wären; so sey es gut, wenn kein Geld vorhanden sey, und der Fürst keinen Credit habe; wenn aber die Ausgaben zum Besten und Wohlfahrt des Landes gehörten: so müßten ohnedem alle Küsten und Kasten offen stehen. Vermuthlich verstehet er, daß der nöthige Aufwand auf eine schleunige Art im Lande zusammen gebracht werden müßte. Allein, er bedenket wohl nicht, daß der Weg dergleichen Bedürfnisse durch außerordentliche Abgaben im Lande zusammen zu bringen viel zu langsam ist, als es öfters die unumgängliche Wohlfahrt des Landes erfordert. Sollen aber nur allein die reichen Mitbürger ihre Kasten vorschußweise eröffnen: so werden sich diese sehr bedanken, weil sie wissen, daß das Land die Schulden seiner Regenten nicht bezahlen will. Sie werden ihr Vermögen verleugnen, und man

* Hallische gelehrte Anzeige Tom. 2. p. 367. vom Jahr 1736. num. 22. §. 8.

man siehet nicht, auf was für Art sie ohne Tyranney zur Entdeckung ihres Vermögens zu bringen sind. Mich deucht auch, daß der Herr von Ludewig hier als ein schlechter Staatsmann redet. Das Geheimniß ist die Seele eines guten Regiments; und hiervon hänget nur allzusehr das Wohl und Wehe eines Staates ab. Wenn nun erst die Geldmittel von den reichen Unterthanen erpresset, oder die Landstände, um davor gut zu sagen, zusammen berufen werden sollen: so scheinet es mir nicht, daß ein zur Wohlfahrt des Landes abgezieltes Vorhaben ein undurchdringliches Geheimniß bleiben wird.

Alle diese Beweise gehen auf solche Schulden eines verstorbenen Regenten, die wirklich vorschußweise dargeliehen sind. Das natürliche Recht zur Bezahlung ist aber eben so ungezweifelt, wenn die Schulden daher erwachsen sind, daß der verstorbene Regent unterlassen hat, dasjenige auszuzahlen, worzu er verbunden gewesen wäre; z. E. wenn Justiz und Kriegesbediente Besoldung zu fordern haben, oder Krieges und andre Nothwendigkeiten unbezahlt geblieben sind. Weil der Regente selbst nichts anders ist, als der Vorsteher oder Verwalter des gemeinen Wesens, und weil diese Verwaltung hauptsächlich darinnen bestehet, daß er Gerechtigkeit ausübet, und für den Schutz des Landes sorget; so dienen alle Bediente, die er hierzu nöthig hat, eigentlich nicht so wohl ihm, als dem gemeinen Wesen; und Krieges und andre zu den Landes Angelegenheiten erforderliche Nothwendigkeiten werden nicht sowohl den Regenten, als vielmehr dem gemeinen Wesen, geliefert.

liefert. Da nun das natürliche Recht befiehlt, daß wir den äußerlichen Zustand unserer Nebenmenschen nicht unvollkommner machen sollen; da es will, daß wir niemanden seine eigenthümliche Sache wider seinen Willen nehmen sollen, der Lohn ist aber alsobald nach verrichteter Arbeit eine eigenthümliche Sache eines Bedienten, so wohl als die versprochene Bezahlung eine eigenthümliche Sache dererjenigen ist, die Krieges und andre Nothwendigkeiten geliefert haben, und da das gemeine Wesen zu denjenigen Verträgen verbunden ist, welche der Regent gleichsam an ihrer statt geschlossen hat: so ist das gemeine Wesen auch zur Bezahlung dieser Art von Schulden verpflichtet. Es thut hierbey nichts, daß das gemeine Wesen das nöthige zu Bestreitung dieser Ausgaben vielleicht schon bestimmt und an den Regenten wirklich abgegeben hat. Die Dienste und Lieferungen sind nicht dem Fürsten, sondern dem gemeinen Wesen geschehen; und dieses kann es nicht anders als ein ihm zugestoßenes Unglück ansehen, daß der Regent seinem Auftrag und Pflichten keine Genüge geleistet hat. Das natürliche Recht will aber keinesweges, daß wir ein uns zugestoßnes Unglück auf einen andern welzen sollen. Wenn derjenige, dem ich meine Geschäfte anvertrauet habe, dasjenige nicht bezahlet, was ich ihm aufgetragen habe, sondern es etwa durchbringt: so ist es ein Unglück für mich: und ich werde dadurch von meiner Verbindlichkeit nicht ledig, weil ich ihm das Geld zu diesem Endzwecke wirklich gegeben habe. Alle Einwürfe, die man etwan hierwider noch macht, werden in der Folge von selbst hinfallen.

Es

Es sind noch viele andre Gründe vorhanden, welche erfordern, daß die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen, und daß vornehmlich das gemeine Wesen hiervor zu stehen habe. Es erfordert es die Ehrerbietung, die sie für seine Handlungen, und die Hochachtung, die sie für seinen guten Namen haben müssen. Es erfordert es der eigne gute Name des gemeinen Wesens bey andern Republiken. Es erfordert es die Erhaltung des so nöthigen Vertrauens und Abwendung aller Gehäßigkeit unter andern Völkern; und in Ansehung der Mitbürger des gemeinen Wesens ist die Sache um so viel billiger, je öfterer die Regenten, oder ihre bösen Bedienten, allerley unerlaubte Künste und Gewaltthätigkeiten anzuwenden wissen, die reichen Unterthanen zum Darlehn zu vermögen. Und dergleichen Gründe ließen sich noch viele ausfindig machen. Allein, weil ich hier nichts ausführen will, was nicht unleugbarer Weise aus dem natürlichen Rechte abfließet, und von alten Schulden Rechtens ist; so will ich mich damit nicht aufhalten.

Solchemnach ist es nach dem natürlichen Recht erforderlich, daß die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen: und vornehmlich muß das gemeine Wesen davor haften. Ehe wir uns aber dessen gewiß versichern können; so müssen wir die Gründe der Gegner untersuchen, wodurch sie diese natürliche Verbindlichkeit unkräftig machen wollen.

Alle diese Gründe laufen da hinaus: die Wohlfahrt des gemeinen Wesens sey desselben erstes und vor-

vornehmstes Gesetz. Wenn aber dasselbe die Schulden seiner verstorbenen Regenten zu bezahlen gehalten wäre; so würde die Verschwendung eines einzigen Regenten nicht allein diese Wohlfahrt über den Haufen werfen, und das gemeine Wesen in das äußerste Verderben stürzen können; sondern das gemeine Wesen würde öfters unter einem einzigen Regenten gänzlich zu Grunde gehen. So wichtig dieser Grund scheinet, so wird er es doch in der Untersuchung keinesweges seyn, wenn wir nur die Beschaffenheit des Regenten und des gemeinen Wesens in reife Erwegung ziehen. Die Gesetze des natürlichen Rechts widerstreiten sich niemals, und also werden sie sich auch hier nicht widersprechen, wenn man nur die Sache richtig auseinander setzet.

Entweder der Regente herrschet ganz unumschränkt, und das Volk hat nicht das geringste bey Einrichtung der Abgaben und der Landesnothwendigkeiten zu sagen, oder seine Gewalt ist mit einigen Gränzen umschlossen; und es werden zu den Abgaben und Landesnothwendigkeiten die Erkenntniß und Einwilligung des Volks oder der Stände erfordert. Wenn wir eine jede von diesen Regierungsformen genau untersuchen, und dabey auf ihren Ursprung genau acht haben: so wird dieser Einwurf nicht schwer zu heben seyn.

Wenn ein Regente ganz unumschränkt herrschet, dergestalt, daß das Volk weder zu den Abgaben, noch zu andern Angelegenheiten, das geringste zu sagen hat: so ist das gemeine Wesen in einer Beschaffenheit, daß es ein einziger Regente auf das äußerste verder-

verderben und gänzlich zu Grunde richten kann. Er kann statt der Schulden, die er machet, alles, was seiner Verschwendung gelüstet, von den Unterthanen erpressen, ohne daß sie sich mit ihrer Wohlfahrt schützen dürfen. Da ihnen nun die Vorschützung ihrer Wohlfahrt nichts hilft, wenn er sie durch Auflegung unermeßlicher Abgaben zu Grunde richtet; so kann ihnen auch dieser Grund nichts helfen, wenn er statt dessen ungeheure Schulden macht. Eines so wohl als das andere ist ein Unglück für das gemeine Wesen, das sie aber nach dem natürlichen Recht auf ihre unschuldige Nebenmenschen nicht welzen dürfen. Es wird sich dieses deutlicher veroffenbaren, wenn wir auf den Ursprung einer solchen unumschränkten Gewalt zurück gehen.

Ein unumschränkter Regente kann nur auf dreyerley Art zu dieser Beschaffenheit gelanget seyn. Entweder das Volk hat ihm, oder seinen Vorfahren, eine ganz unumschränkte Gewalt aufgetragen, oder er ist durch die Ueberwindung und das Recht des Sieges darzu gelanget, oder er, oder seine Vorfahren, haben nach und nach, oder auf einmal, die Verfassungen des Staats und die Gerechtsame des Volks tyrannischer Weise über den Haufen geworfen, und sich unumschränkt gemacht. In keinem von diesen Fällen kann der Einwand von der Wohlfahrt des gemeinen Wesens die natürliche Verbindlichkeit aufheben, des verstorbenen Regenten Schulden zu bezahlen.

Wenn das Volk selbst dem Regenten, oder seinen Vorfahren, eine ganz unumschränkte Gewalt aufgetragen hat: so haben sie sich lediglich des Regenten

Will-

Willkühr zu überlassen, in der Hoffnung, daß er und seine Nachkommen dieser Gewalt nicht mißbrauchen, sondern löblich und wohl regieren werden. Schlägt ihnen diese Hoffnung fehl: so haben sie es lediglich ihrer Auftragung und ihrem Unglück zuzuschreiben. Allein, weder das eine, noch das andere kann sie von der natürlichen Verbindlichkeit loszählen, die Schulden ihres Regenten zu bezahlen. Die Auftragung der unumschränkten Gewalt ist eine Handlung des Volks, und das natürliche Recht will nicht, daß ein unschuldiger dritter durch unsere Handlungen Schaden leiden soll: und eben so wenig ist es dem natürlichen Rechte gemäß, daß wir ein uns zugestossenes Unglück einem andern aufbürden sollen.

Ist der Regente, oder seine Vorfahren, durch die Ueberwindung, oder durch das Recht des Sieges, zur unumschränkten Gewalt gelanget: so war diese Ueberwindung ein Unglück für das gemeine Wesen: und es stand bey dem Sieger, so gar das Leben und die Güter der Bürger zu nehmen, und das gemeine Wesen gänzlich zu Grunde zu richten. Da er sich statt dessen nur einer unumschränkten Gewalt bedienet; so ist aller Misbrauch dieser unumschränkten Gewalt weiter nichts, als ein, Folge des ehmaligen Unglücks des Volkes. Wir haben aber mehr als einmal gezeiget, daß es dem natürlichen Rechte nicht gemäß ist, ein uns zugestoßenes Unglück einem andern aufzubürden.

Hat endlich der Regente die Verfassungen des Staats und die Gerechtsame des Volks nach und nach, oder auf einmal, über den Haufen geworfen,

und

und sich tyrannischer Weise unumschränkt gemacht; so ist dieses eines Theils ein Unglück, andern Theils aber ist es den eignen Handlungen des Volks beyzumessen. Das Volk hat sich entweder bey dem Antritt eines jeden neuen Regenten die Festhaltung seiner Gerechtsame versprechen lassen oder nicht. Ist es geschehen: so ist es ein Vertrag, den das Volk mit seinem Regenten eingegangen hat; und so bald er denselben offenbarer Weise verletzet hat, und denselben nicht halten will; so ist auch das Volk seinerseits zu dem Vertrag und dem Gehorsam nicht länger verpflichtet. Dieses ist der Natur aller Verträge in der Welt gemäß: und aus diesem Grunde allein kann man behaupten, daß Jacob der andre des Großbrittanischen Thrones rechtmäßig entsetzet wurde. Wenn nun das Volk dem ohngeachtet die Herrschaft des Regenten ferner erkennet: so williget es stillschweigend in die unumschränkte Gewalt: und es muß sich auch die daraus entspringenden Folgen gefallen lassen, ohne, daß sie einem unschuldigen dritten zum Nachtheil gereichen dürfen. Hat aber das Volk nicht die Vorsicht gehabt, sich bey dem Antritt eines jeden neuen Regenten die Festhaltung seiner Gerechtsamen versichern zu lassen: so hat es ein gutes Vertrauen auf den Regenten und seine Nachkommen gesetzet. Schlägt nun dieses Vertrauen fehl: so ist es ein Unglück, welches das Volk betrifft, und es entspringet eines Theils aus den eignen Handlungen des Volks. Allein, keines von diesen kann nach dem natürlichen Recht einem andern zum Nachtheil gereichen.

Lasset uns nun untersuchen, ob der Einwand von der Wohlfahrt des gemeinen Wesens die natürliche Verbindlichkeit seines verstorbenen Regenten Schulden zu bezahlen aufheben kann, wenn die Gewalt des Regenten mit gewissen Gränzen umschlossen ist, und wenn zu den Abgaben und Landesnothwendigkeiten die Erkenntniß und Einwilligung des Volkes oder der Stände erfordert werden. Wir werden sehen, daß dieser Grund hier von weit geringerm Gewichte ist.

Man muß hier wiederholen, daß der Regente nach der Natur seines Amts, und vermöge der ihm aufgetragenen Verwaltung der Angelegenheiten des Volks, die Gewalt hat, vorschußweise Geld aufzunehmen, wenn nicht diese Gewalt ausdrücklich ausgenommen ist. Die Schulden, die ein Regente nun solchergestalt gemacht hat, sind entweder groß oder geringe. Sind sie geringe, so fällt dieser Einwand von selbst hinweg, weil die Wohlfahrt des gemeinen Wesens dadurch nicht über den Haufen geworfen wird, wenn es diese Schulden bezahlet, eine Sache, worzu das natürliche Recht dasselbe verbindet, indem es die Handlungen und Verträge desjenigen erkennen muß, dem es die Besorgung seiner Angelegenheiten anvertrauet hatte, worunter die Gewalt Geld aufzunehmen begriffen war. Ist die Schuldenlast sehr groß, die ein verstorbener Regente hinterlassen hat, so ist sie entweder zur Nothdurft des Landes gemacht worden, oder nicht. Ist sie zur Nothdurft des Landes gemacht worden, so ist gar kein Zweifel vorhanden, daß sie das gemeine Wesen bezahlen muß. Das natürliche Recht will nicht, daß wir uns eines andern Vermögen

gen wider seine Meynung und Willen zu unsern Angelegenheiten bedienen sollen; und es ist in der That ein offenbarer Raub, indem man ihm das Recht der Wiedererhaltung seines Geldes, welches ihm eigenthümlich zustehet, wider seinen Willen entziehet. Es thut hierbey nichts, wenn die Nothdurft des Landes aus besondern Unglücksfällen entstanden ist. Das natürliche Recht verbietet, daß wir uns zugestoßene Unglücksfälle mit dem Unglück eines andern von uns abwelzen sollen. Ist aber die Schuldenlast eines verstorbenen Regenten nicht zur Nothdurft des Landes gemacht, sondern zur Verschwendung angewendet worden: so kann man ganz sicher voraussetzen, daß es dem Volke oder denenjenigen, welche das Volk vorstellen, nämlich den Ständen, ganz wohl bekannt gewesen ist, daß ihr Regente Schulden macht. Es ist schlechterdings nicht möglich, daß eine offenbare Verschwendung und die daher entspringenden Schulden eines Regenten dem Lande, am allerwenigsten aber den Ständen, als den vornehmsten Mitgliedern, unbekannt bleiben kann. Wenn nun ein Regente nicht unumschränkt herrschet, sondern zu den Abgaben und Landesnothwendigkeiten die Erkenntniß und Einwilligung des Volks oder der Stände nöthig hat: so sind diese allerdings berechtiget, dem Regenten mit derjenigen Ehrerbietung, welche Unterthanen gegen ihren Regenten allemal beobachten müssen, darüber Vorstellungen zu machen; und wenn diese nichts fruchten wollen: so können sie gleichsam die Gewalt, welche der Regente hat, vorschußweise Geld aufzunehmen, widerrufen und sich öffent-

lich erklären, dergestalt, daß es zu jedermanns Wissenschaft gelangen kann, daß der Staat oder das Land für diejenigen Schulden nicht weiter haften wollte, welche der Regent inskünftige machen würde. Thun sie dieses, so sind sie nach dem natürlichen Rechte nur zu denjenigen Schulden verbunden, welche der Regent vor dieser Erklärung gemacht hat. Denn da der Regent vorher die Gewalt gehabt hat, Geld aufzunehmen; so kann das auf denselben gesetzte Vertrauen als eine Handlung des Volks nach dem natürlichen Rechte keinem unschuldigen dritten nachtheilig seyn. Unterlassen aber die Stände, oder das Volk, aus knechtischem Speichellecken, oder allerhand andern Absichten, diese Vorstellung und Erklärung; so kann ihnen hernach nichts weniger, als der Einwand von ihrer Wohlfahrt, zu statten kommen. Ein Volk, das sich, vermöge seiner Gerechtsame und Theilhabung an den Majestätsrechten, vorbehalten hat, selbst mit für seine Wohlfahrt zu sorgen, muß diese Vorsorge in der rechten und erforderlichen Zeit beobachten. Außer dem liegt die Schuld der Vernachläßigung an ihm selbst. Die üblen Folgen entspringen aus seinen eignen Handlungen. Hierdurch müssen sie nach dem natürlichen Rechte nicht das Unglück und den Schaden eines Dritten verursachen. Folglich kommt hernach der Einwand von seiner Wohlfahrt gegen die unschuldigen Gläubiger viel zu spät.

Vielleicht wird man hierwider einwenden, daß sich in der Theorie solche Grundsätze ganz wohl erweisen ließen. Allein die Ausübung sey himmelweit davon unterschieden. Ein Regente würde es sehr übel auf-

aufnehmen, und es würde vielleicht denenjenigen schlecht bekommen, die eine solche Vorstellung und Erklärung thun wollten. Ich kann aber die Schwierigkeit und Gefahr bey der Ausübung nicht finden. Wenn der Regente in der That solchergestalt umschränket ist, daß er zu allen Abgaben und Landesnothwendigkeiten vorher die Erkenntniß und Einwilligung der Stände vor sich haben muß; so darf er weder die bewilligten Abgaben auf andre Art verschwenden, noch zu seiner Verschwendung Schulden machen. Thut er es, so sind die Stände allerdings berechtiget, ihm dieserhalb ehrerbiethig Vorstellung zu machen, und endlich zu der obigen Erklärung auf eine solche Art zu schreiten, daß die Würde des Regenten und die ihm schuldige Ehrfurcht nicht verletzet werden. Wenn nun diese Vorstellung und Erklärung einmüthig von allen Ständen geschicht, wie es unumgänglich erfordert wird: so sehe ich nicht, was sie zu befürchten hätten. Eine Tyranney, wodurch die gesammten Stände Gefahr leiden könnten, ist weder zu vermuthen noch auszuüben möglich: und eine ungewisse Befürchtung darf niemand von seiner Pflicht und der Vorsorge von seiner Wohlfahrt zurück halten. Wenigstens kann man sich hernach mit einem solchen Einwande gegen einen Dritten nicht schützen. Was würden wohl die Parlamenter in Engelland und die Reichsstände in Schweden zu besorgen haben, wenn sie bey der Verschwendung etwan eines ihrer Könige zu einer dergleichen Vorstellung und Erklärung schritten. In der That nicht das geringste: und eben so wenig hätten die Landesstände

in Deutschland zu befürchten, in den Landen, wo der Landesherr ohne ihre Einwilligung keine neuen Abgaben auflegen darf, zumal, da sie sich bey der außerordentlichen Verschwendung ihres Regenten allemal des kaiserlichen Schutzes zu getrösten haben, der einem solchen verschwenderischen und Schulden machenden Fürsten gar bald eine Commißion verordnen und die Verwaltung der Einkünfte entziehen wird. Es kann auch für einzelne Reichs- oder Landstände gar nicht gefährlich seyn, wenn sie diese Materie auf Reichs- oder Landtägen in Vortrag und Bewegung bringen. Da es einem jeden Reichs- oder Landstande erlaubt ist, auf diesen Zusammenkünften alle Beschwerden und Landesangelegenheiten vorzutragen: so kann es auch unmöglich verwehret seyn, von einer solchen die allgemeine Wohlfahrt des Landes so nahe betreffenden Sache zu reden. Unterbleibt es demnach wegen allerley Absichten, oder wird es von dem mehreste Theil aus eben diesen Absichten und knechtischer Schmeicheley nicht beliebet: so kann man nicht sagen, daß das Volk für seine Wohlfahrt geforget habe, worzu es doch, vermöge seiner Gerechtsame, verbunden ist; und folglich können sie sich hernach mit dem Einwande von ihrer Wohlfahrt gegen die Gläubiger keinesweges schützen. Man kann auch nicht sagen, daß das Volk nicht dafür könne, wenn die Reichs- oder Landstände ihre Pflicht nicht beobachteten. Sie stellen einmal das Volk für, und das Volk hat ihnen seine Gewalt aufgetragen. Wenn sie nun ihre Pflichten nicht erfüllen: so ist es ein Unglück für das Volk, wodurch

aber, nach dem natürlichen Rechte, kein unschuldiger dritter Nachtheil leiden kann.

Da nun solchergestalt der Einwand von der Wohlfahrt des gemeinen Wesens nicht das geringste Gewichte hat: so ist man nunmehr ungezweifelt versichert, daß die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen, und zwar, daß das ganze gemeine Wesen hierzu verbunden sey. Ob nun zwar der Nachfolger in der Regierung, als Regente, unter dem Begriffe von dem gemeinen Wesen schon mit enthalten, und folglich für Bezahlung der Schulden seines Vorfahren zu sorgen verpflichtet ist; so will ich doch noch besonders die Verbindlichkeit des natürlichen Rechts zeigen, welche der Nachfolger auf sich hat, die Bezahlung solcher Schulden zu bewirken.

Wir müssen noch einmal wiederholen, daß das gemeine Wesen dem Regenten die Besorgung und Verwaltung seiner Angelegenheiten anvertrauet hat. Folglich stellet der Regente das gemeine Wesen vor: und er macht durch seine Handlungen und Verträge das ganze gemeine Wesen verbindlich. Da nun das gemeine Wesen unveränderlich ist, und mit der Person des Regenten nicht ausstirbt; so beruhet die Verbindlichkeit auch nach dem Tode des Regenten auf dem gemeinen Wesen. Gleichwie nun der Nachfolger, oder der neue Regente, abermals das gemeine Wesen vorstellet, und dessen Angelegenheiten besorgen muß; so fällt die Verbindlichkeit des gemeinen Wesens ungezweifelt auf denselben. Der gründliche und vortreffliche Grotius * hat diese unumstößlichen

* De Iure Belli et Pac. Lib. 2. cap. 14. §. 11.

Schlüsse aus den unleugbaren Grundsätzen des natürlichen und Völkerrechts bereits erkennet; und man ist ganz und gar unfähig, dieselben über den Haufen zu werfen. Solchemnach gehet die Verbindlichkeit des Regenten und der Republik, die durch denselben gemachten Schulden zu bezahlen, vermittelst der Verbindlichkeit der Republik auf den Nachfolger über, welcher die Republik abermals vorstellet.

Man kann diese natürliche Verbindlichkeit des Nachfolgers auch noch auf andre Art zeigen. Ein jeder einzelner Regente für sich wird zur Verwaltung des gemeinen Wesens beruffen. Dieses ist auch bey der Erbfolge wahr. Denn wir können uns von der Erbfolge keinen andern Begriff machen, als daß das gemeine Wesen schon im voraus eingewilliget hat, alle diejenigen zu ihren Regenten zu beruffen, welche zu ihrer Zeit nach einer gewissen Ordnung der Geburt und des Geblüts die Regierungsfolge treffen wird. Kein Beruff ist vor der Erledigung möglich: und es würde widersprechend seyn, jemanden im voraus wirklich zu beruffen, der noch nicht vorhanden wäre. Im Grunde ist demnach der Beruff zu einem Wahl- und Erbreiche einerley. Nur daß im Erbreiche die Einwilligung und Versicherung zur Wahl und Beruffung auf alle Personen eines Geschlechts, nach einer gewissen Ordnung, schon im voraus geschehen ist. Wenn nun ein jeder einzelner Regente für sich zur Verwaltung des gemeinen Wesens beruffen wird: so wird er nur zu dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens beruffen: und er muß sich entweder diesen gegenwärtigen Zustand gefallen lassen, oder

die Regierung ausschlagen. Läßt er sich den gegenwärtigen Zustand des gemeinen Wesens gefallen, indem er die Regierung antritt: so muß er nicht nur alle rechtmäßige und verbindliche Handlungen und Verträge seiner Vorfahren erkennen; sondern er muß auch die Noth und Unglücksfälle der Republik mit übernehmen. Aus beyden fließet die natürliche Verbindlichkeit ab, die Bezahlung der Schulden, seiner Vorfahren zu bewirken. Der aufgenommene Geldvorschuß sind verbindliche Verträge seiner Vorfahren; und das Geld, sey nun verwendet worden, wohin es will, so hat es entweder ein Noth- oder Unglücksfall, des gemeinen Wesens, verursachet. Ist es zu den Landesangelegenheiten angewendet worden; so muß man es für einen Nothfall ansehen. Denn auch eine anscheinende Gefahr ist ein Nothfall des gemeinen Wesens; und es ist nöthig, daß sich ein Regente darwider in Sicherheit zu setzen suchet, obgleich die Kosten vergeblich sind, und die Gefahr wirklich nicht erfolget. Ist aber das Geld zu unnöthigen Dingen aufgewendet, oder gar verschwendet worden; so ist dieses ein Unglück des gemeinen Wesens, welches ihm sein Regente zuziehet, indem er die ihm aufgetragene Gewalt, die Republik vorzustellen, und ihre Angelegenheiten zu verwalten, mißbrauchet, und also das Vertrauen der Republik fehl schlägt. Allein, eben diese Noth und Unglücksfälle sind noch in dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens, in welchem der Nachfolger die Verwaltung desselben übernimmt. Wenn er sich demnach weigert, die Bezahlung der Schul-

den seiner Vorfahren zu bewirken; so handelt er wider die Verordnung des natürlichen Rechts. Denn, indem er sich den gegenwärtigen Zustand des gemeinen Wesens gefallen läßt: so hat er schon diese Schulden mit übernommen. Hernach aber will er sich einseitig, und ohne Ursache, derselben entbrechen, welches dem natürlichen Rechte nicht gemäß ist.

Hieraus, deucht mich, muß sich hinlänglich veroffenbaren, wie elend diejenigen Schlüsse sind, welche viele Rechtsgelehrten machen, wenn sie damit aufgezogen kommen, daß der Nachfolger ex pacto et prouidentia maiorum zur Regierung gelangt. Da diese Vorfahren die künftigen Noth- und Unglücksfälle des gemeinen Wesens nicht haben verhindern können; so können ihre Verträge und Vorsehungen keine andre Wirkung haben, als daß ihre Nachkommen zu ihrer Zeit, nach einer gewissen Ordnung, die Regierung des Landes in demjenigen Zustande antreten sollen, als es sich damals befinden wird. Die üble Haushaltung und Verschwendung eines Regenten ist aber in der That ein Unglück, sowohl für das gemeine Wesen, als für das Geschlechte der Regenten selbst; und dieses darf das Geschlechte den unschuldigen Gläubigern nicht aufbürden. Wenn ein Regente deswegen die Schulden seiner Vorfahren nicht bezahlen dürfte, weil er ex pacto et prouidentia maiorum in der Regierung nachfolget; so wäre er auch nicht verbunden, die zur unumgänglichen Nothwendigkeit und Wohlfahrt des Landes gemachten Schulden zu bezahlen. Denn ei-

nes folget so gut daraus, als das andere. Wer wird aber dieses behaupten ?

Endlich verbindet das natürliche Recht den Nachfolger um sein selbst willen, die Schulden seines Vorfahren zu bezahlen. Wir sollen nichts unternehmen, wodurch unser eigner Zustand unvollkommner werden kann. Wenn er die Schulden seines Vorfahren nicht bezahlet ; so wird jederman befürchten, daß sein Nachfolger eben also verfahren wird ; und mithin wird ihm niemand einigen Geldvorschuß thun. Da nun tausenderley Vorfälle entstehen können, so wohl in seinen eignen, als des gemeinen Wesens Angelegenheiten, welche eine schleunige Geldhülfe erfordern, wenn anders entweder eine Unvollkommenheit des äußerlichen Zustandes abgewendet, oder eine grössere Vollkommenheit erreichet werden soll : so entziehet er sich nicht nur diese Hülfe, sondern er setzet sich auch außer Stand, die Wohlfahrt des gemeinen Wesens auf die erforderliche Art befördern zu können, welches doch seine hauptsächlichste Pflicht ausmacht.

Wenn man diese unleugbaren Grundsätze des natürlichen Rechts aufmerksam erweget, so werden alle diejenigen Gründe, wodurch man den Nachfolger von der Verbindlichkeit, seines Vorfahren Schulden zu bezahlen, frey sprechen will, von selbst wegfallen. Es ist vergeblich, wenn man sagt, daß der Nachfolger nicht nöthig habe, sich durch seines Vorfahren Handlungen etwas von seinen Einkünften entziehen zu lassen, weil er durch sein eigen Recht zur Regierung gelange. Dieses eigne Recht giebt ihm

keine

keine Befugniß, einen andern Zustand des gemeinen Wesens zu fordern, als denjenigen, in welchem sich das gemeine Wesen zur Zeit seines Regierungsantritts wirklich befindet. Wenn dieser Grund etwas taugte, so würde kein Nachfolger an seines Vorfahren Friedensschlüsse und rechtmässige Verträge gebunden seyn; sondern jeder Nachfolger würde das in Friedensschlüssen abgetretene aus dem Grunde wieder fordern können, weil er durch sein eigen Recht zur Regierung gelange, und er sich, durch seines Vorfahren Handlungen, seine Einkünfte nicht schwächen lassen dürfte. Das sind aber abscheuliche und für das menschliche Geschlecht höchst verderbliche Grundsätze, welche alle heilige Bänder unter den Völkern und der menschlichen Gesellschaft über den Haufen werfen, und der Unordnung und den immerwährenden verderblichen Kriegen Thür und Thor aufthun. Ein Regente kann keine andern Einkünfte verlangen, als es dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens gemäß ist. Er darf weder die Regierung seiner Lust und Nutzens wegen übernehmen, noch das gemeine Wesen als sein Eigenthum ansehen. Dieses ist von allen Regenten ohne Unterschied, auch den unumschränktesten Monarchen in der Welt, wahr. Alle Regenten sollen die Wohlfahrt des gemeinen Wesens befördern, nach dem gegenwärtigen Zustande worinnen es sich befindet. Hier kommt es gar nicht auf seinen Nutzen an, wenn man nicht den verdammlichen Satz zum Grunde legt, daß die Unterthanen um des Regenten willen vorhanden sind, wovor aber das natürliche Recht, oder eine wahrhafte Vernunft, erzittert.

Man

Man kann gar nicht leugnen, daß der Unterhalt des Regenten und seines Hauses, sowohl, als die unumgänglichen Landesnothwendigkeiten, der Bezahlung der Schulden vorgehen. Allein, eines schließet das andere gar nicht aus. Unter dem Unterhalt wird kein unnöthiger Aufwand, sondern eine gute Haushaltung verstanden; und zu den unumgänglichen Landesnothwendigkeiten wird nicht erfordert, daß unnöthige Rüstung gemacht, oder der Staat in neue Angelegenheiten verstricket wird, welche große Unkosten erfordern. Wenn nun ein Regente wohl Haus hält, und sich nicht in neue unnöthige Händel einläßt, die einen großen Aufwand nach sich ziehen: so ist er ganz wohl im Stande, die Schulden seiner Vorfahren nach und nach abzutragen. Es sind viele ruhmwürdige Beyspiele vorhanden, die dieses bey ganz gemässigten Einkünften geleistet haben.

Solchemnach ist es nach dem natürlichen Rechte unstreitig gewiß, daß die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen; und die Grundsätze des natürlichen Rechts haben uns gelehret, daß sowohl das ganze gemeine Wesen überhaupt, als auch der Nachfolger in der Regierung noch für sich besonders, darzu verpflichtet ist. Da der Regente zu Verwaltung des gegenwärtigen Zustandes des gemeinen Wesens, und also auch zu Tilgung dessen Schuldenlast, berufen wird; so muß er vor allen Dingen durch eine gute Haushaltung und Vermeidung aller neuen unnöthigen Händel, die große Kosten verursachen, dieses von den ordentlichen Einkünften und Abgaben des Landes zu bewerkstelligen suchen. Ist

aber die Schuldenlast so groß, daß man keine Möglichkeit einsiehet, solches in langer Zeit bewerkstelligen zu können; so muß das gemeine Wesen, vermöge seiner Verbindlichkeit, durch außerordentliche Abgaben hierbey Hülfe leisten.

Ich muß noch mit wenigem von der Beschaffenheit der Schulden handeln, welche bezahlet werden sollen. Da das gemeine Wesen und der Nachfolger alle wahre und gültige Verträge des verstorbenen Regenten erkennen und halten müssen: so müssen die zu bezahlenden Schulden auch diese Beschaffenheit haben. Sie müssen nämlich wahr und gültig, daß ist, redlich seyn. Der Gläubiger aber hat nichts zu beweisen, als die Wahrheit der Schuld. Da der Betrug niemals vermuthet wird: so gehöret er zu den Einwendungen; und diese muß, nach der Natur aller Verträge, derjenige erweisen, der sie vorbringt, und dadurch einen wirklich geschlossenen Vertrag ungültig machen will.

Es ist demnach nichts so ungegründet, als daß man gemeiniglich verlanget, die Gläubiger sollten beweisen, daß ihr vorgeschossenes Geld in den Nutzen des Landes verwendet worden sey. Das natürliche Recht verlanget nichts mehr, als daß wir unsern Nebenmenschen nicht zu schädlichen Absichten, die uns bekannt sind, Vorschub thun sollen. Allein, niemals will das natürliche Recht, daß uns unser Vorschub schädlich seyn soll, wenn uns der andere einen guten Endzweck eingebildet hat, ob er gleich hernach diesen Endzweck nicht erfüllet. Wird es aber wohl jemals ein Regente seinem Gläubi-

ger sagen, daß er das Geld zu unnöthigem Aufwande, und zur Verschwendung haben will. Ich glaube es nicht. In der That will man die Gläubiger zu einer unmöglichen Sache verbinden. Da ihnen wohl niemals eine Einsicht in des Fürsten Cammergeschäfte verstattet wird; so können sie auch niemals wissen, geschweige es beweisen, daß eben ihr Geld hierzu, und nicht zu was anders, angewendet worden ist. Und gesetzt, die Gläubiger erfahren, daß ihr gethaner Vorschuß, bey dem man eine nöthige Angelegenheit vorgewendet hat, zur Verschwendung gemißbrauchet werden soll, können sie wohl den Regenten zwingen, daß er es zu dem vorgegebenen nützlichen Endzweck in der That gebrauchet? Wie kann ihnen aber eine Handlung des Regenten, von der sie vorher nichts gewußt haben, und die sie nicht haben verhüten können, zum Nachtheil gereichen? Ueberhaupt sind dieses höchstschädliche Grundsätze, welche das Band der menschlichen Gesellschaft offenbar zerreißen. Denn wenn jemand sein vorgeschossenes Eigenthum verliehren soll, weil es der andere, wider sein Vorgeben, übel anwendet, eine Sache, welche der andere nicht verhindern kann, wer wird wohl seinem Nebenmenschen mit seinem Vermögen in Nothfällen ferner beyspringen wollen?

Wenn nun der Nachfolger zugleich Erbe des verstorbenen Regenten ist: so ist gar kein Zweifel, daß er, benebst dem gemeinen Wesen, alle erweisliche und redliche Schulden seines Vorfahren bezahlen muß. Allein, man kann nicht eben dieses behaupten,

pten, wenn die Erbschaft des Regenten auf andere Personen fällt, und dieses ist es, was wir in der folgenden Untersuchung nach dem natürlichen Rechte zum Augenmerk nehmen wollen. Ji = =

* *

Gedanken,

über etliche Stücke, so im Reden und Schreiben die Weitläuftigkeit befördern, indem sie kurz scheinen.

Der Geschmack der Leser und Zuhörer, ist so unterschiedlich, als die Empfindungen unserer Zunge sind. Einigen wenigen gefällt die Weitläuftigkeit, die meisten lieben die Kürze: Beyde aber verlangen etwas Gutes, es sey nun ihr Geschmack beschaffen wie er wolle. Beyden kann in langen und kurzen Abhandlungen ein Genüge geschehen, wenn nur alles in dem behörigen Maaße, nach der Wichtigkeit der Sache, und nach der Absicht des Vortrages, eingerichtet worden.

Ganzen Lehrgebäuden, und was sonst eine Sache auch im Kleinsten erschöpfen soll, gereicht die Weitläuftigkeit zu keiner Schande, und je vollständiger dergleichen Abhandlungen sind, desto besser sind sie. Aber weit gefehlt, daß die Ausschweifungen und Vielheit der Worte zu dem Wesentlichen der Vollständigkeit etwas beytragen sollten. Uebrigens, so schön, so vollkommen als diese Werke auch sind; so dienen sie doch mehr nachgeschlagen, als völlig durchgelesen zu werden.

Mo-

Monatschriften, welche heut zu Tage fast den allgemeinen Geschmack reizen, nehmen unterschiedlichen Stoff zu ihren Vorwürfen. Ich mag wohl sagen, die Kürze, so wohl des Ganzen, als ihrer Theile, macht sie angenehm. Sie gleichen einer niedlichen Speise, welche den Appetit stillet, und doch den Geschmack erhält. Es scheint, als wann die gute Aufnahme dieser Schriften, wenigstens das Absehen, den Leser oder Zuhörer in dergleichen Umstände zusetzen, der Grund sey, daß manche Redner oder Schriftsteller, sich nicht lange bey einer Materie aufzuhalten pflegen. Indem sie aber nur auf das Aeußerliche sehen, so gerathen sie auf einen andern Abweg, welcher einem vernünftigen Leser, oder Zuhörer, zum Verdruß gereichen muß, und werden desto weitläuftiger. Entweder sie brechen in einer Abhandlung unversehens ab, theilen ihren Vortrag, und verschieben den Rest in ein anderes Stück, oder sie mischen fremdes Zeug unter dasjenige, was doch einen eignen Gedanken erfordert.

Wann ich auch die Historienschreiber, itziger Zeitläufte, entschuldiget halten muß, daß sie, um die Neubegierde ihrer Leser zu sättigen, eine Begebenheit zu erzählen anfangen, ehe dieselbe ihre Endschaft erreicht hat, folglich abbrechen, und den Ausgang erwarten müssen; so kann ich doch niemals gut heissen, wann andere Schriftsteller eine Abhandlung, ohne die höchste Noth, theilen, die Kette der Gedanken ihren Lesern zerreißen, und erst in langer Zeit da wieder anfangen, wo sie es gelassen haben. Sie ersparen dem Leser hiermit nichts. Das erstere

hat er vergessen, und will er sich nichts entwischen lassen, was zur Ordnung der Sache gehört; so muß er doch den abgebrochnen Theil erst noch einmal durchlesen, ehe er die Fortsetzung vor sich nimmt.

Am wenigsten kann ich denen verzeihen, welche bey einer Abhandlung, einen Mischmasch von mannigfaltigen Dingen vorbringen. Ich weiß nicht, ob sie mit Fleiß ihre Leser vom Nachdenken abziehen wollen, aus Furcht, ihre ersteren Gedanken möchten allzuscharf geprüft werden: oder ob sie einem Träumenden nachzuahmen gewohnt sind. Bald führen sie ihre Leser in das Innerste ihrer Absichten, und ehe dieser Gedanke recht verdauet ist, so schweifen sie mit ihnen über die Gränzen ihres Vortrages aus. Ja, eine Welt ist ihnen zuweilen nicht weit genug, ihre Sprünge fortzusetzen. Der bekannte Swift verstößt manchmal hierinnen gewaltig. Die vielerley Vorreden des Märchens von der Tonne, die erste, dritte, fünfte, siebende und mehrere Abtheilungen, machen eine Ausschweifung nach der andern, und er kommt seinem Leser zuvor, seiner zu spotten, wenn er sich den Schachtelmachern vergleicht, welche eine in die andere setzen. Hätte er denn nicht eben so, wie in der Reise des Capitain Brunnts, jeder Sache, nach ihrer Art, einen besondern Platz einräumen können.

Ich könnte noch einen ganz neuen Schriftsteller anführen, welcher, indem er Baylen nachahmen will, durch weit hergehohlte Erzählungen ins Ungereimte verfällt.

Ich glaube berechtiget zu seyn, auch viele der geist-

geistlichen Reden hieher zu ziehen. So viel Theile der Rede, so viel unterschiedliche Materien. Und da in jeder Predigt, zum wenigsten, fünf bis sechs, klein und große Theile vorzukommen pflegen, so hat der Zuhörer eben so viel Fächer in seinem Gehirne fertig zu halten. Man wird mir nicht aufbürden, daß ich diejenigen verdienten Männer, deren geistliche Reden Muster der Gottsgelahrheit und Rednerkunst sind, zu beleidigen suche, wenn ich gerade das Gegentheil von ihrer Arbeit anführe. Ich erinnere mich noch einer Rede über die Worte: Der Geiz ist eine Wurzel alles übels. Meines Erachtens ist der Geiz solcher Beschaffenheit, daß wohl mehr als eine Stunde, in einem Zusammenhange, davon zu reden gewesen wäre. Man höre aber, wie mein geschickter Redner seine Eintheilung gemacht.

Der erste Eingang handelte von dem Hochmuth, nach dem Spruche: Die Hoffärtigen haben dir noch nie gefallen: und es wurde hierbey die ganze Historie des Holofernes und der Judith erzählet. Der nähere Eingang, erwehnte der Wollust: und man beleuchtete die Frage, ob Epicur die Zufriedenheit des Gemüths, oder die Wollust des Fleisches, für das höchste Gut gehalten. Der innerste Eingang betraf die Abgötterey, weil ein Geiziger ein Götzendiener genennt wird: und hier ward des Arimanius und Orimasdes gedacht. Die Abhandlung selbst richtete sich nach dem Jahrgange, und dieser betraf das Gute und Böse in der Welt. Der erste Theil betrachtete das Natürliche, und zwar einmal das Gute. Hier hielte er eine ganze physicalische Untersu-

chung der Wurzeln, welche einem Wurzelmanne sehr angenehm seyn können. Das Böse war das andere, welches einem critischen Gedanken ähnlich sahe, und die Beschaffenheit des Baums der Erkenntniß im Paradiese, und seiner Wurzel, zum Vorwurf hatte. Der andere Hauptheil leitete zum Sittlichen, und da mußte nothwendig der Mildthätigkeit gedacht werden, doch dieser Theil war kurz. Der letztere kleinste Theil der Predigt blieb vor den Geiz übrig. Ich bin versichert, wann das Stundenglas nicht ausgelaufen gewesen, wir würden noch ein dutzend Abtheilungen, und so viel unterschiedliche Materien vom Uebel, erhalten haben. Man siehet leicht, daß durch die Abbrechung der Gedanken, und Einleitung in so vielerley Gattungen der Gegenstände, die Weitläuftigkeit unmöglich vermieden werden kann.

Romanen scheinen eher entschuldigt zu seyn, und es macht sie vielmehr angenehm, alle Augenblicke einen neuen Auftritt in den Gedanken der Leser zu veranlassen. Es sey nun, daß man die Reizungen der Affecten nicht aufs höchste treiben wolle, oder, daß man zuweilen ein Vergnügen findet, sich zu zerstreuen; so ist man doch allzeit geneigt, einer Unordnung, welche der Zug der vorgesetzten Geschichte mit sich bringt, nachzusehen: ob sie gleich nicht zu rechtfertigen sind, wann sie das Natürliche überschreiten, und durch tausenderley Einschaltungen dem Leser mit Gewalt den Zusammenhang aus dem Gedächtnisse reißen, also, daß, wann er den Roman ausgelesen, kaum die letzten sechs Blätter behalten hat. Ob ich zwar einen Roman, mit einer Predigt,

in keine Vergleichung stellen will; so ist doch gewiß, daß letzteren Falls der Zuhörer eine gleiche Wirkung zu gewarten hat.

Die weitläuftigen Vorreden eines Buches gehören mit zu denen Stücken, von denen ich rede. Nach meinem Begriffe, soll die Vorrede, wann ja eine nöthig ist, den Innhalt des Buchs vorläufig, jedoch sehr kurz, eingedenkmachen, oder die Vortheile eröffnen, das Buch verständlich und nützlich zu lesen. Welche Unordnung erblickt man aber. Der Schriftsteller sucht entweder dem Leser seine hohe Gelehrsamkeit zum voraus anzupreisen, und ihn gleichsam zu nöthigen, den Beyfall nicht zu versagen: oder er übergiebt dieselbe einem andern auszuarbeiten, welcher ganz was anders saget, als was in dem Werke selbst enthalten. Oder aber es gleicht die Vorrede dem Eingange einer Predigt, welcher zuweilen länger, als die Rede selbst ist. Wahrhaftig, ich wollte lieber die Vorreden gänzlich abgeschafft wissen, als durch so viele Umwege zur Hauptsache geführt werden.

Da sich der Geschmack der Leser mit dem Geschmacke der Zunge so wohl vergleichen läßt, so werde ich mich eines ganz gemeinen Gleichnisses bedienen. Die Vorrede eines Buchs ist wie die Suppe bey einer wohl eingerichteten Tafel. Man kann freylich hieraus von der Geschicklichkeit des Kochs urtheilen: es ist auch dem Geschmacke nicht zuwider, wenn man einen Vorschmack von denen folgenden Speisen darinn antrifft; aber sie ist doch nicht zum satt werden zuerst aufgesetzt: und wenn man genöthigt ist, allzuviel davon zu essen, so werden die übrigen Speisen

sen schlechten Abgang finden. Noch machen die vielen Anführungen anderer Schriftstellen ein Werk ohne Noth weitläuftig. Und wenn sie nicht dazu dienen, den Schriftsteller aus dem Verdachte eines gelehrten Diebstahls zu bringen, oder zum Beweise historischer Wahrheiten erforderlich sind; so könnte man deren wohl entbehren. Zumalen wann sie nicht mehr, oder vielleicht noch weniger ausdrücken, als der Verfasser selbst sagen können. Menage rühmt von einem gelehrten Frauenzimmer, der Jungfer Scudery, daß sie 80. Bände aus ihrem Kopfe geschrieben, da er sich selbst des Gegentheils schuldig erkannt.

Die vielen Anmerkungen, sind von gleichem Caliber, und stöhren den Leser in der Aufmerksamkeit und Ordnung der Gedanken. Es sey denn, daß sie eben darum abgesondert worden, daß sie in dem Texte keine Unordnung verursachen möchten. Ein großer Polyhistor hat ganz gewiß in seinem critischen Werke das Maaß überschritten.

Ganz anders ist es mit den Abtheilungen einer Schrift in gewisse Paragraphen beschaffen, und die Beyfügung des kurzen Innhalts am Rande dienet eher den Leser in der Ordnung der Gedanken zu erhalten, als ihn zu zerstreuen. Ich wünschte, daß alle Abhandlungen und Bücher mit diesem heilsamen Zusatze begabt wären. Wenigstens würden sie dem Verfasser selbst seine Ausschweifungen merklich machen, und dem Leser beym ersten Anblick anzeigen, ob der Ordnung gemäß verfahren worden: oder ob man das Hundertste ins Tausendste gemengt hätte. Anderer Vortheile zu geschweigen. Man

Man scheinet der Weitläuftigkeit einen Riegel vorzuschieben, wenn man Redner zwinget, nicht länger als eine Stunde zu schwatzen, oder Schriftstellern nicht mehr, als eine gewisse Anzahl Blätter, zu ihrem Gebrauche verstattet. Allein, alle beyde können in ihrer eingeschränkten Kürze weitläuftig genug seyn. Sonst, was die ersteren anlanget, kann wohl in einer Stunde genug gesagt werden, und vielleicht mehr, als der Zuhörer fassen und behalten kann.

Beliebten nur diese Redner, bey ihrer Eintheilung, auf die Kürze der Zeit, und mehr auf die Schärfe der Beweise und Erklärungen, als auf die Vielheit der Worte zu sehen; so würden sie gar nicht nöthig haben, das Beste, nämlich die Anwendung, welche meistens auf die letzte gelassen wird, zu verbeißen.

Was den abgemeßnen Raum der Blätter anbetrifft, welches vornemlich die Monatschriften einschränket, so geschiehet dieser Zwang nicht sowohl in der Absicht, der Weitläuftigkeit zu wehren, als welche sich auch in wenigen Blättern äußern kann; als er vielmehr eine Frucht des Eigensinns der Verleger ist, woran der Eigennutz seinen Antheil hat. Ich habe mich oft gewundert, wie in den Monatschriften doch allezeit der Raum von gewissen Bogen so nett ausgefüllet werden können, ohne daß allemal einer Abhandlung deswegen hat dürfen abgebrochen werden. Ich glaube aber, daß, wenn man in die Handschriften der Verfasser sehen sollen, man öfters gefunden hätte, daß das grausame Ge-

setze des Raums die schönsten Gedanken, wo nicht abgeschnitten, wenigstens unbarmherzig eingeschränket habe. Eine Schrift, welche wegen ihrer Güte auch ihre Abnehmer hat, verdiente wohl zuweilen noch einen Bogen, um nicht der Vollständigkeit Abbruch zu thun, oder eine Abhandlung, zum Verdruß der Leser, theilen zu dürfen.

Anonymus.

* *

Einwürfe †
wider die Untersuchung von der Wirklichkeit des Raums. *

Hochedle, Hochgelahrte, insonders Hochgeehrteste Herren.

Die Untersuchung der Beschaffenheit des Raums hat das Schicksal gehabt, schärfer bestritten, als deutlich gemacht zu werden. Meine

† Da die neuere Weltweisheit die herrschende in Deutschland ist, und da sich die einmal gefaßten Begriffe so leicht nicht ausrotten lassen; so haben wir schon voraus gesehen, daß unsere Abhandlung von dem Raume viele Einwürfe erregen würde. Es ist dieses auch geschehen, indem uns einige gelehrte Freunde in besondern Schreiben ihre Einwürfe darwider mitgetheilet haben. Gegenwärtige Arbeit unsers gelehrten Schlesischen Herrn Correspondenten theilen wir demnach mit desto größerm Vergnügen mit, weil sie fast alles dasjenige in sich fasset, was jene besondern

Briefe

ne Herren! Sie haben in beyden Stücken starke Versuche gethan. Sie haben nicht allein das Unvollkommene zweyer entgegen gesetzten Meynungen zu entdecken gesucht; sondern auch eine tiefe Einsicht in die Sache selbst gezeiget. Sie haben aber voraus gesehen, daß ihre Gedanken noch nicht allgemeinen Beyfall finden würden: und wie war es möglich, eine so schwere Materie so gleich, bis aufs kleineste zu zergliedern, wovon die größten Männer keine vollständige Begriffe erlangen können. Ich bin einer, meine Herren, von denjenigen, welche nicht so wohl

Briefe zusamen in sich halten, und uns also der Mühe überhebt, die Einwürfe verschiedener Urheber in Zusammenhang und Ordnung zu bringen. Denn etliche wenige Einwürfe dieser Freunde, die hier nicht berühret sind, werden sich im Anhange unserer künftigen Widerlegung leicht anbringen lassen. Wir leugnen nicht, daß unser Schlesischer Herr Correspondent an vielen Orten dieser Einwürfe eine groſe Stärke zeiget. Es ist uns aber dieses um desto angenehmer, jemehr wir uns alsdenn versichern können, wenn wir dieselben gründlich zu heben im Stande sind, daß die Sache keinen weitern Zweifel hat. Wir werden diese Einwürfe im künftigen Monat prüfen; und wir halten den Platz gar nicht für verloren, den uns diese Materie noch wegnimmt. Denn je mehr wir in unsern philosophischen Betrachtungen für uns selbst fortgehen, je mehr werden wir überzeugt, wie unumgänglich nothwendig ein richtiger Begriff von dem Raume ist, wenn man nicht alle Augenblicke Fehltritte in der Weltweisheit thun will. Wir werden aber auch immer mehr und mehr versichert, daß der Begriff der neuern Weltweisheit von dem Raume nichts weniger als richtig ist.

* Sehet Ergetzungen 4 Band 1 Stück p. 17.

aus Begierde zu zanken, oder Recht zu haben, die Feder ansetzen, sondern welche zu Entdeckung der Wahrheit etwas beyzutragen sich bemühen. In dieser Absicht habe ich die Ehre, ihnen, über ihre Abhandlung von dem Raume meine Gedanken zu eröffnen.

Nach meinem wenigen Erachten, sollte man, wenn von dem Raume die Rede ist, einen gewissen Unterscheid machen. Entweder wir verstehen einen ganz leeren Raum, oder wir verstehen einen ausgefüllten Raum, oder wir reden von einem scheinbaren Raume. Wenn wir des ganz leeren Raums gedenken, so fragt sichs, ob er in unserer Welt, oder außer derselben statt finde? Daß die Welt nicht unendlich sey, deucht mich, ist eine ausgemachte Sache: daß unsere Welt einen Anfang genommen, daß sie ein Ende nehmen könne, flüßet aus eben dem Grunde: folglich könnte dieser leere Raum vor, nach und außer unsrer Welt statt haben. Ob aber dieser leere Raum in der Welt befindlich sey, ist eine andere Frage. Sie haben sich nicht deutlich heraus gelassen: Es wird sich aber von selbst erklären, wenn wir auf den vollen oder ausgefüllten Raum kommen.

Dieser ist es, welchen wir in Ansehung der Welt zu betrachten haben. Ist nun in der Welt ein Raum, so muß er von dem ganz leeren Raume unterschieden seyn: weil es einen Widerspruch andeuten würde, ganz leer, und doch angefüllt seyn. Es bekommt das Ansehen, als wenn sie diesen angefüllten Raum meynten, wenn sie sagen, er sey ein Aufenthalt der Dinge und Begriffe: und doch zeigt ihre Abhandlung ein ganz anderes.

Ich

Ich nenne endlich einen Scheinraum dasjenige, was in uneigentlichem Verstande ein Raum genennet wird, oder vornehmlich das, was mit unseren äußerlichen Sinnen nicht wohl empfunden werden kann. Darf ich diesen zum Unterscheide des Leeren, (vacuum,) ein Spatium nennen?

Erlauben Sie nun, ihnen meine Begriffe von diesem Unterschiede des Raums, besonders beyzufügen. Da die Arten des Raums doch in ihrem Geschlechte überein kommen sollen, so sage ich, der Raum überhaupt ist ein Aufenthalt aller außer Gott möglichen Dinge. Ich sage ein Aufenthalt. Ich nehme aber dieses Wort vielleicht in einem weitläuftigern Verstande, als sie, meine Herren. Ich verstehe hierunter so wohl etwas Physisches, als etwas Metaphysisches und Geometrisches. Wie man etwann ersteren Falls, wirkliche Materien in etwas fassen, andern Theils aber etwas in unsern Begriffen aufbehalten kann. Ich sage außer Gott. Nicht, als wenn Gott in Ansehung seiner Allmacht und Allgegenwart nicht alles in allem wäre, sondern nur in Ansehung seines Wesens: weil er weder der Raum selbst ist, noch etwas physisch umschlüßen kann. Endlich sag ich, aller möglichen Dinge. Dieses wird uns ungezwungen, von dem Unterscheide selbst weitläuftiger zu handeln, Gelegenheit geben.

Das Mögliche ist entweder bloß möglich, und hat keinen zureichenden Grund, daß es wirklich seyn sollte; oder es hat einen zureichenden Grund, wirklich zu seyn. Ersteren Falls haben wir den Begriff von dem ganz leeren Raume. Es ist demnach der

ganz leere Raum (vacuum) ein Aufenthalt der bloß möglichen Dinge. Er ist keine Substanz, weil die bloße Möglichkeit die Wirklichkeit ausschlüßt, ohne Wirklichkeit aber keine Substanz statt hat: noch ein Accidens, weil das zufällige eine Substanz voraus setzet. Ist er nun etwas; so ist er es in metaphysischem Verstande: so, wie ich mir das unendlich theilbare nur geometrisch vorstellen kann. Er ist dahero nichts, in Ansehung der Welt, oder physischer weise: weil, wenn er etwas wäre, er schon mit zu unserer Welt gehörte, und nicht mehr ganz leer genennet werden könnte. Er ist also außer der Welt, weil die Welt eine Reihe des Mannigfaltigen ist. Wir werden nicht ungereimt handeln, wenn wir so schlüßen: die Welt ist endlich: wo ihre Endlichkeit aufhöret, da gehet das Reich der bloß möglichen Dinge, der leere Raum, ein physisches Nichts an. Ich sehe mich also entübriget, von ihm ein mehrers zu sagen, nach dem Satze: nullius entis nulla sunt praedicata.

Wollte ich meine Einbildung ausschweifen lassen, so würde ich etwa sagen können: er sey unerschaffen, weil die Möglichkeit ewig ist: er müsse so lange dauren, als Dinge möglich sind. Wollte ich weiter gehen, so würde ich nichts, als widersprechende Dinge antreffen. Wollte ich behaupten, der ganz leere Raum sey ausgedehnt; so müßte er seine Gränzen haben, weil nichts außer Gott unendlich seyn kann, und alsdenn kommen wir doch aufs neue zu einem Raume. Wollte ich sagen, er sey einfach:

so

so würde ich mir selbst widersprechen, weil er die Welt umschlüßen müßte, wenn er wirklich wäre.

Meine Herren! kann man also wohl einen leeren Raum etwas wirkliches nennen, von dem ich nichts anders sagen kann, als daß er ein Raum sey? Wenn wir den angefüllten Raum in Betrachtung ziehen, so haben wir weniger Schwierigkeit: ich mache auch keinen Anstand, ihre Erklärung anzuwenden. Ich sehe aber nicht ab, warum wir die Leibnitzische Erklärung verwerfen wollen, da sie größtentheils nur in Worten unterschieden ist: ja welche uns viel näher zur Sache führet, und die Verbindung und Ordnung, welche zur Bewegung und Abwechslung in einem vollen Raume unumgänglich erforderlich ist, so deutlich macht. Es wird demnach auf eines hinaus laufen, wenn ich sagte: dieser volle Raum sey ein Aufenthalt ordentlich verbundener Dinge, oder: er sey die Ordnung des Mannigfaltigen: wir würden aber auch nichts einbüßen, wenn wir das Wort Aufenthalt wegließen, weil es uns nichts erkläret, und da, wo etwas Wirkliches ist, der Aufenthalt sich von selbst verstehet.

Die Begriffe nun von einem angefüllten Raume, sind denen von einem leeren ganz zuwider, mithin kann ich in der Welt kein Vacuum zugestehen. Ist gleich in der Einbildung ein Raum vorhanden, worinnen sich die Welt befindet, so ist doch wahrhaftig ein angefüllter Raum nicht mehr ein leerer zu nennen. Man gieße z. E. ein Cubicgefäße, welches wir uns in Gedanken als ein Vacuum vorstellen wollen, voll Queckfilber: Man wird sagen können, daß so und

so viel drinnen Raum habe. Aber wo ist nunmehro der Raum, wo anders, als in meinen Gedanken, da in dem Gefäße keiner mehr vorhanden; soll ich nun den Raum messen, so muß ich die Materie messen. Das Gefäße selbst ist nicht mehr der Raum zu nennen: denn es kann nicht etwas zugleich das Behältniß und das Enthaltene seyn. Wir werden also wohl thun, wenn wir in Ansehung des angefüllten Raums, das ist unserer Welt, bey der Leibnitzischen Erklärung verbleiben. Diese Ordnung nun, wie sie der Herr von Leibnitz erkläret, ist nicht der Körper selbst: weil sie nur die Aehnlichkeiten betrifft: das ist: der weise Schöpfer hat das Mannigfaltige in der Welt also geordnet, daß alles seinen Ort einnimmt, und nach Beschaffenheit der Kraft und Leidens, Stärke und Schwäche der Bewegung, einander ausweichen oder ruhen kann.

Dieser Raum ist also eigentlich nichts Wirkliches im physischen Verstande, weil er entweder ein Körper oder Geist oder eine Monade seyn müßte. Er ist aber alles dreyes nicht: weil er alsdenn eine Substanz seyn müßte: was aber von etwas gesagt wird, ist nicht die Substanz selbst. Also wenn ich spräche: hier ist ein Aufenthalt eines ordentlichen Büchervorraths, oder diese Bibliothek ist ordentlich, so ist beydemal das Zimmer und die Ordnung nicht die Bücher selbst. Vielleicht nehmen sie bey diesem Exempel Gelegenheit, mir vorzuwerfen, daß sich Fälle ereignen könnten, wo der Aufenthalt und Ordnung nicht allezeit beysammen wären, folglich ganz was anders wäre, wenn ich Aufenthalt sagte, oder wenn

ich die Ordnung nennte. Ich muß ihnen nochmalen zugestehen, daß die Leibnitzische Erklärung der Sache die völlige Genüge thut. Allein ich werde unten zeigen, und erkläre mich vorläufig, daß die Ordnung bey jedem Dinge zu finden sey, ohnerachtet ich sie, nicht allemal bis auf das genaueste heraus bringen kann, und daß, wenn wir von einzeln Dingen reden, mehr und weniger Aehnlichkeiten nach ihren Stellungen erscheinen.

Und eben darum, weil sich in der Welt alles in einer beständigen Ordnung befindet, welches wegen der Vollkommenheit der Welt sich nicht anders schlüssen läßt; so folgt natürlich, daß in der Welt kein leerer Raum anzutreffen sey. Wäre ein leerer Raum, so würde die Ordnung und Zusammenhang unterbrochen. Und dieses ist das vornehmste, worauf ich in dieser Abhandlung mein Augenmerk richten werde. Ich werde also den Anfang machen, demjenigen zu begegnen, was etwan meinen Begriffen entgegen zu seyn, scheinen möchte.

Der angefüllte Raum hindert die Bewegung nicht. Es ist dieses eine Schwierigkeit, die sich schon Zeno ohne einen Zwischenraum (vacuum) zu setzen, gemacht hat. Wir brauchen aber dieses Hülfsmittels nicht, wenn wir erwegen, daß alle Theile in der Welt einander füglich ausweichen können, zusammen gedrückt und ausgedehnt werden, vermöge ihrer Natur in beständiger Kraft sich zu bewegen sind, und eines des andern Stelle vertreten kann. Wenn also in diesem vollen Raume eine Bewegung sich ereignet, z. E. eines Theils, wie Bayle dieses Exempel anführet,

ret, so tritt in dem Zeitpuncte, da der Pfeil die vördere Luft trennet, hinter ihm eben so viel Luft in die Stelle, und macht der vörderen Platz, und wir brauchen kein Vacuum den Anfang der Bewegung uns vorzustellen, da die Zeit so theilbar, als die Materie ist, wie Gottsched in der deutschen Uebersetzung angemerket hat. Weil dieses vielleicht die größte Schwierigkeit machen dürfte, so werde ich eine ganz gemeine Erfahrung zur Erklärung der Möglichkeit anführen. Man nehme einen gläsernen Cylinder, fülle denselben bis oben an mit Wasser, man thue bleyerne Kugeln oder andere harte Materien hinein, und versiegele denselben nach der Kunst, so feste, daß auch keine Luft hinein kann. Wenigstens wird man es für keinen ganz leeren Raum halten, wenn auch noch etwas Luft darinnen bliebe. Nun bewege man den Cylinder. Nach denen Grundsätzen des Newtons müßten die festen Körper sich nicht von der Stelle bewegen. Man wird aber das Gegentheil finden. Man irret sich also in der gegenseitigen Meynung, wenn man sich den angefüllten Raum also vorstellet, als wenn lauter harte Kugeln über einander in dem Cylinder befindlich wären. Es würde alsdenn keine Bewegung erfolgen, es ist wahr! Allein ist denn unsere Welt mit lauter festen Körpern angefüllet? Verhält sich ihre Mannigfaltigkeit der Dinge nicht eben so, wie die unterschiedlichen Materien in einem Cylinder? Sagt man etwan, diese Vacua befänden sich in denen Poris der Körper; so bitte ich die Schwere und ausdehnende Kraft der Luft zu erwegen, sollte man wohl zweifeln, daß etwas von ihr leergelassen werden sollte? Nun

Nun ist noch das scheinbare Vacuum zu betrachten übrig. Dieses giebt vielen Anlaß, den angefüllten Raum nicht durchgängig in der Welt zuzulassen. Da nun der Schein nichts wirkliches ist, so werde ich hierbey nur nöthig haben, was den Schein verursachen kann, aus dem Wege zu räumen. Ich darf nicht erst der gewöhnlichen Art zu reden gedenken, da man einen Raum zu nennen pflegt, wenn ein Platz zu dem und jenem noch frey ist: weil ein jeder einsiehet, daß hier ein ganz leerer Raum nicht gemeynet sey. Allein ich werde von dem etwas subtilern zu zeigen haben, daß er kein leerer Raum sey.

Was wir gleich nicht mit unseren äußern Sinnen empfinden, ist deswegen nicht leer. Die Luft ist etwas dergleichen: es ist aber ausgemacht, daß sie eine Schwere habe: was aber eine Schwere hat, ist Materie, was Materie ist, füllt einen Raum: also macht die Luft keinen leeren Raum.

Die subtile Himmelsluft, oder Aether, ist kein Vacuum, weil sie in die Weite und Tiefe ausgedehnt ist: was ausgedehnt ist, ist theilbar, was theilbar ist, ist ein zusammengesetztes, was zusammen gesetzt ist, ist materiel, das Materielle nimmt einen Raum ein, was einen Raum einnimmt, ist nicht der Raum selbst, also ist die Himmelsluft von dem Raume unterschieden.

Das Untheilbare in der Materie, ist ebenfalls nicht der Raum. Denn weil es etwas selbstständiges ist, so nimmt es einen Raum ein, und verhält sich, wie mit der Himmelsluft. Und da dieser Aether, dessen Theilchen dennoch von dem Untheilbaren

unterschieden seyn müssen, so subtil ist, daß er auch in der Luftpumpe zwischen dem Stempel, oder durch die Glocke eindringen, und die Stelle der ausgezognen groben Luft zu ersetzen vermögend ist; so hebt sich auch der Schein eines leeren Raums hier; und wir können mit aller Gewalt den Aether aus dem Recipienten nicht herausbringen. Folglich ist der scheinbare Raum ein wahrhafter ausgefüllter Raum. Nun wollen wir sehen, wie weit des Herrn von Leibnitz, oder des Herrn Clarkes Meynung von ihrer Erklärung abgehen, oder mit meinen Sätzen übereinstimmen werden. Da sie, meine Herren, in ihrer Abhandlung sehr ordentlich verfahren; so werde ich vielleicht meine Sätze nach und nach deutlicher machen, und beyde gegen einander halten können, wenn ich Schritt vor Schritt ihrer beliebten Ordnung folgen werde.

Zu p. 19. Wenn der Herr Canzler von Wolf den Raum nennet, so verstehet er allezeit den angefüllten, nämlich in unserer Welt; und da ist allerdings kein Raum ohne Körper. Er ist nichts destoweniger unterschieden, aber nur in unsern Begriffen: wie ich es oben in dem Cubicgefäße mit Queckſilber zu erläutern gesucht habe.

P. 23. Ich glaube nicht, daß es dem Herrn von Leibnitz jemalen einkommen können, zu behaupten, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen, einzusehen im Stande uns befinden. Indessen da ich selbst zweifeln müßte, ob alles vor sich einen zureichenden Grund habe, wenn ich nicht einen zureichenden Grund dieses zu glauben hätte; so ist wohl

das Hauptwerk eines Philosophen, so viel möglich, darauf zu gehen, den Grund einer Sache einzusehen. Man sage mir doch in dem Satze des Widerspruchs, ob ich ohne den ersteren richtig urtheilen kann? Woher weiß ich, daß zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Natur nicht zu suchen sind, wenn ich nicht nach dem zureichenden Grunde fragte? Der Satz des Widerspruchs ist ein nothwendiger Satz: aber wie oft betrügen wir uns, wenn wir etwas für widersprechend halten, was in der That nicht ist, wenn wir nicht auf den zureichenden Grund gehen. Die Vollkommenheiten Gottes und das Böse in der Welt dürften manchem widersprechende Sachen seyn, wenn er nicht den zureichenden Grund des einen und des andern, oder beyder zugleich, untersuchte. Man fodert also mit Recht einen zureichenden Grund von einem, der etwas behauptet, ohne die deutlichste Erfahrung vor sich zu haben. Erfahrungen selbst sind hiernach zu prüfen. Wie oft bilden wir uns eine Erfahrung ein, welche keine ist. Fast sollte ich meynen, daß sie in Beweisung des leeren Raums, zu Ende ihrer Abhandlung, sich zu unrecht auf die Erfahrung beruffen. Ist inzwischen der erste Beweis des Herrn von Leibnitz nicht vollständig, so mangelt es dem Herrn Clarken an einem hinlänglichen Grunde, und sie haben recht gethan, ihm dieses vorzuwerfen.

P. 26. Der andere Beweis des Herrn von Leibnitz scheinet mir von mehrerm Gewichte zu seyn, da er den leeren Raum in der Welt darum verwirft, weil die Vollkommenheit dadurch leiden würde. Und

Herr Clarke hebt selbst die Bedenklichkeiten, die etwa der Scheinraum machen könnte. Es ist eine ausgemachte Sache, daß, je mehr Uebereinstimmungen des Mannigfaltigen vorhanden, je mehr Vollkommenheiten sich ereignen. Herr von Leibnitz behauptet, daß das Leere zu Erhaltung dieser Vollkommenheiten nichts beytrage. Meine Herren haben dabey zweyerley zu erinnern. Erstlich sagen sie, daß das Leere der Vollkommenheit nicht schädlich, zum andern, daß es so gar erforderlich sey. Beydes muß nothwendig aus der Beschaffenheit der Natur der Dinge erkläret werden, wenn wir nicht etwas ohne zureichenden Grund bejahen wollen, den sie itzo elbst für nöthig halten.

P. 28. Sie sagen, daß die Ausfüllung des Raums mit einer leblosen Materie, ohne zureichenden Grund geschehen seyn würde. Lieber? wenn ich ihnen ihre erste Maximen entgegen setzte, vermöge deren, wir deswegen an der Wahrheit einer Sache nicht zweifeln sollen, wenn wir auch nicht allezeit ihren Endzweck einsehen, können sie mir wohl sagen, zu was die großen Sandberge in dem wüsten Arabien nutzen. Es muß doch alles zu einem Theile der Stadt Gottes gehören. Indessen meynen sie einen Grund hiewider aufzutreiben, wenn sie es nicht für begreiflich halten, daß Gott Materie ohne lebendige Creaturen geschaffen. Wissen sie denn aber gewiß, daß sich dieser vermeynte Raum ohne lebendige Creaturen befindet? Wenn ich ihnen die Einwohner in den Planeten leugnete, würde ich die Gründe, die sie mir entgegen stellen würden,

nicht auch für diese leblose Materie gebrauchen können? Sind nicht unzählige Creaturen in unserer groben Luft verhanden, welche wir kaum mit unsern Augen wahrnehmen können. Wie viel sind ihrer nicht auf unserer Erde. Die Löwenhöckschen Gläser haben bewundernswürdige Dinge entdeckt.

Wenn sie von der Nothwendigkeit des Leeren reden, so meynen sie, daß ohne dasselbige keine Bewegung erfolgen würde. Sie müssen also unzählich viele leere Räume für nothwendig halten. Mich deucht, ich habe oben hierauf hinlänglich geantwortet. Die Schwierigkeiten, die, durch eine entsetzliche Ferne, durchbrechende Sonnenstralen, ohne einen leeren Raum zu erklären, fallen auch bey einem leeren Zwischenraume nicht weg, wie ich unten zeigen werde.

Meine Herren haben vergessen, daß sie immer noch von der Welt reden, wenn sie des leeren Raums zwischen den Himmelskugeln gedenken. Die Welt ist es allerdings, worauf die daselbst etwan subsistirende materielle Creaturen fußen können: Wie etwa die Fische im hohen Meere, den Grund nicht erreichen dürfen, ohne einen festen Fuß, wo sie sich befinden, zu verlieren. Wenn sie des Athemhohlens erwehnen, so kann ich zugeben, daß diese materiellen Geschöpfe etwas zum Athemhohlen gebrauchen. Allein, je subtiler sie sind, desto subtilere Luft brauchen sie. Wie, wenn sich die Fische einbildeten, die Menschen könnten in der Luft nicht Athemhohlen, weil sie, die Fische, darinnen ersticken. Daß sich eine Weltkugel ohne leeren Raum nicht bewegen könne, ist ein

angenommener Satz, welcher unten vorkommen wird. Man sage mir endlich, warum hat Gott nicht mehr Weltkugeln erschaffen können? Ist es nicht der Größe Gottes gemäß, wenn man antwortet: weil der vorgesetzte Raum bereits erfüllet ist? Und dieses giebt dem Leibnitzischen Beweise dasjenige, was sie noch zu fordern belieben.

P. 30. Daß etwas gegen nichts, eine wahrhafte Proportion ist, muß wohl derjenige erkennen, welcher nur weiß, wie Null gegen Eins sich verhält. Und daß die Vielheit der Materie, gesetzt sie wäre auch leblos, dem Nichts vorzuziehen sey, ist wohl begreiflich. Indessen ist es dem Verstande Gottes und seiner Weisheit wohl wissend, wozu er diese Materie gebraucht hat. Vielleicht dienet sie, alle Himmelskörper in ihrer bestimmten Distanz zu erhalten. Wozu dienet die ungeheure Größe des Meers? Wären nicht etliche hundert Meilen trocknes Land besser? Allein Gott hat nichts umsonst gemacht. Sie fordern zuweilen, meine Herren, zureichende Gründe, welche sie, wenn der Beweis an ihnen ist, sehr verübeln wollen.

P. 31. Sie machen einen Einwurf, und befürchten, daß, wenn in der Distanz, zwischen der Sonne und den Planeten, Luft vorhanden wäre, diese Himmelskugeln in ihrem Laufe aufgehalten werden dürften. Sie berufen sich auch der Wirklichkeit wegen, auf die Eulerschen Observationem. Es mag nun diese Ausrechnung in ihrem Werth und Unwerth beruhen; wenigstens bin ich wohl überzeugt, daß diese subtile Himmelsluft, der Bewegung der Himmels-

kugeln, nichts in Weg legen wird. Die Triebfedern dieser Bewegung, sind schon so stark, dem, im Wege stehenden Aether, oder was es sey, Troß zu bieten. Wenn ich nun auch zugeben könnte, daß ohne diese Materie die Planeten geschwinder laufen würden, würde dadurch das ganze Systema vollkommener werden, als es itzo ist? Ueberhaupt finden wir in der Erfahrung, daß die Luft nicht schlechterdinge, die Kraft und Regeln der Bewegung also hindere, als sie sich einbilden. Es ist bekannt, daß die Luft, je näher sie an dem Erdboden ist, je dichter ist sie, je schwerer wird sie, wie Pascal oder Carteſius die Wahrheit durch richtige Versuche dargethan. Nun gehe man auf den höchsten Thurm, und lasse eine Kugel herunter fallen. Sollte eine Hinderung der Bewegung, nach dem Unterscheide der Luft, statt haben; so müßte die Kugel, je weiter sie herunter kommt, desto langsamer fallen. Die Erfahrung aber zeigt das Gegentheil: und die Geschwindigkeit der Kugel nimmt vielmehr zu, je weiter sie herunter kommt: welches schon mehr als ein Mathematicus angemerket hat. Es wird also, von dieser Seite, die Vernichtung nicht zu befürchten seyn.

Meine Herren, sie verwerfen, als einen unvollkommenen Beweis, daß die Sonne, ohne leeren Raum, die, um sie laufenden Himmelskörper, anziehen könne: und doch sagen sie selbst ohne Beweis, daß d e Sonnenstrahlen diese anziehende Kraft sey. Sie wollen dieses daraus darthun, weil alle Körper, die sie bestrahlt, angezogen werden. Nehmen sie

mir nicht übel, ich sehe die Folge nicht ein. Haben sie denn ausgemessen, wie weit die Sonnenstrahlen gehen? können sie sich nicht weit über den Saturn hinaus erstrecken? kommt ihnen der Cometenlauf, nicht bedenklich vor, welcher unermeßlich weit über den Saturn, und zwischen andern Himmelskugeln, die der Sonne nicht folgen, hinstreicht, und seinen elliptischen Umschwung verrichtet. Ist denn aber die anziehende Kraft der Sonnenstrahlen so richtig? Wenn der Mond zwischen die Erde, und die Sonne zu stehen kommt, so entziehet er uns ihre Strahlen größtentheils: Denn ob zwar bey einer total Sonnenfinsterniß, nicht zu gleicher Zeit, und auf einmal, die ganze Hemisphäre der Erdkugel, der Lichtstralen beraubet wird; so betrifft es doch einen beträchtlichen, wo nicht den größten Theil. Also sollte die Erde merklich aus ihrem Kreise schweifen, weil sie der anziehenden Kraft der Strahlen größtentheils entbehren muß. Besonders, wenn anderwerts Vacua vorhanden wären, worein sie gerathen könnte. Wenn des Herrn Eulers Beobachtung richtig ist, so würde dieser Umstand vielleicht eine Ursache abgeben können: Die Erde würde einen größeren Circul beschreiben, und deswegen nur den Schein einer langsamern Bewegung bekommen. Sie aber, meine Herren, würden doch dabey nichts gewinnen. Es wird unten erweislich seyn, daß die Sonnenstrahlen nicht dasjenige sind, wofür sie angesehen werden.

P. 37. Wo ich nicht irre, so ist der Einwurf des Herrn Clarks nicht so wichtig, und die Umschweife des Herrn von Leibnitz nicht so nöthig, wenn

man für die lange Weile sich einen Stoß des ganzen Weltgebäudes in Gedanken vorstellt. Ich weiß auch nicht, ob der Satz des Widerspruchs etwas leiden werde. Ich glaube, es ist nicht ungereimt, wenn wir sagen, Gott werde einen solchen Stoß niemals thun. Der feste Grund, worauf seine Weisheit die Welt gesetzet, giebt auch uns einen zureichenden Grund, daß er nicht wider seine Weisheit handeln könne.

P. 39. Wir wollen aber sagen, er könne es thun. Wir wollen setzen, es befinde sich außer der Welt ein leerer Raum, der das ganze Weltgebäude in sich fassen könne: Gott thue nun diesen Stoß, ohne daß in der Welt etwas verrückt würde. (Ich finde unter diesem Einwurfe und einem Traume wenig Unterscheid.) Jedoch wir wollen antworten: und zwar mit einem Unterscheide. Die Ordnung, derer in der Welt befindlichen Dinge, behielten alle ihren Ort, und folglich in Ansehung des Ganzen ihren Raum: Das Ganze aber nähme alsdenn einen andern Raum ein. Der Ort und Raum ist nur respective unterschieden. Ich sehe keinen Widerspruch, daß sich etwas beweget, und doch in einem Orte bleibt, wie eine Billardkugel aus der Erfahrung darthun kann. Vielleicht kann der Unterscheid des Raums, den ich oben gemacht, die Frage leicht entscheiden. Und wenn Wolf und Leibnitz von der Ordnung des Mannigfaltigen reden, so verstehen sie allezeit den angefüllten Raum, als das Ganze unserer Welt.

P. 40. Der Ruhestand, dessen sie erwehnen,

und die Bewegung ist zwar unterschieden: allein es kann beydes in einer einzigen Veränderung wahrgenommen werden: wenn wir nur den Zustand des Ganzen und seiner Theile unterschiedlich betrachten. Ich werde es suchen durch eine gemeine Erfahrung begreiflich zu machen. Setzen sie ein Glas mit Wasser in einen Reifen, und schwenken es in einen Kreis; so wird sich zugleich ein Ruhstand und eine Bewegung äußern. Der Ruhstand in dem Wasser, die Bewegung in dem Glase mit Wasser. Das Wasser bleibt an seinem Orte, und nimmt seinen Raum im Ganzen ein, das Gefäß mit Wasser, als das Ganze, bekommt ein unterschiedenes scheinbares Vacuum.

P. 41. In Ansehung der Größen, hat nach meiner Einsicht, Herr von Leibnitz sattsam geantwortet. Raum, Vacuum und Größe ist zweyerley. Wenn der Herr Clarke von Größen redet, so ist kein leerer Raum: denn was will er ausmessen, wenn gar nichts da ist. Man erkläre aber die Größen, wie man will, so werden sie in einem leeren Raume nicht befindlich noch anzubringen seyn. Wendet man etwan ein, daß der Schatten doch könne ausgemessen werden, ohnerachtet er nichts sey: so leugne ich das letztere. Er ist freylich nichts, als diejenige Luft, welche von der Sonne nicht erleuchtet wird. Die Entbehrung des Lichts hindert deswegen aber nicht, etwas zu seyn; sonst müßten die mehresten Dinge in der Nacht vernichtet werden. Wenn also von einem scheinbaren oder vollen Raume die Rede ist, als welchen Herr von Leibnitz mit seinen Weiten

und

und Zwischenräumen, ohne sich etwas zu vergeben, verstehet; so wird sich die Ordnung der Dinge mit den Größen ganz wohl vergleichen. Ich könnte es also hierbey bewenden lassen, wenn mich nicht dero eigne Zweifel aufmerksam machten. Sie können die Größen und Ordnungen der Dinge, darum nicht zusammen fügen, weil, wie sie sagen, I.) aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden keine Größen entstehen. Ich gebe ihnen dieses willig zu. Allein, wenn sie auf der vorhergehenden Seite die Größe erklären: daß sie der Abstand oder die Weite des Dinges von dem andern sey (welche Erklärung ich nicht für richtig halte) so weiß ich nicht, ob sie sich nicht widersprechen. Wenn wir eine Sache genau bestimmen wollen, so werden wir die Weiten nicht eigentlich Größen nennen können: es wäre denn, daß wir einen sehr weitläuftigen Begriff, wozu auch die Zeit sich schicken würde, mit diesem Worte verknüpfen wollten. Herr von Wolf, (op. ontol.) erkläret die Größe, daß sie ein innerlicher Unterscheid ähnlicher Dinge sey, und man merket gleich, daß er auf das Wesentliche gehe. Zählen sie aber deswegen immer die Zeit und Weiten mit unter die Grössen: man wird doch sagen können, daß alle Grössen, ihre Ordnung haben. Und es thut zur Sache nichts, wenn sie II.) einwenden, daß etwas vorhergehen und nachfolgen könne, ohne aufzuhören: denn sie bekennen dadurch eine unermeßliche Größe, so weit sie aber auch gehet, so weit gehet auch ihre Ordnung und Aehnlichkeit mit.

III.) Werfen sie ein, die Situation und Lage

der

der Körper könne einerley seyn, wenn gleich der Zwischenraum unterschieden wäre. Man siehet leicht, daß sie abermal nicht von dem leeren Raume reden. Und überhaupt ist die Ordnung und ihre Verhältnisse von so verschiedener Art, als sie sich nur Größen vorstellen können? Reden sie demnach von einerley Größen der sichtbaren Körper, so bleiben wir auch mit der Aehnlichkeit bey denselben stehen, und bekommen Ordnung: Nehmen sie aber den Abstand eines von dem andern; so haben wir die Ordnung der Weiten. Ich wiederhole nochmalen, daß der Abstand einzeler Dinge von einander, nicht allein die Größen ausmachen: Die Größen sind vielmehr das eigentliche Verhältniß eines Körpers, so wohl gegen andere, als gegen seine innerlichen oder äußerlichen Theile, wenn wir sie in weitläuftigem Verstande nehmen wollen.

Der Einwand wegen der Proportionen läuft endlich auf ein Wortgezänke hinaus. Warum sollte ich nicht auch eine Größe von einer Größe bestimmen können. Wenn ich die Linie D von 5. Zoll mit einer andern von 1. Zoll E, vergleichen soll; so befinde ich die Größe E fünfmal in der Größe D. Sag ich nun, die Größe D begreift fünfmal die Größe E, was wäre es denn ungereimtes. Die Linie E befindet sich doch wirklich außer der Linie D.

P. 43. Die Zweifel, welche noch zu heben sind, betreffen erstlich die Möglichkeit der Bewegung, welche ich oben hoffentlich gehoben habe? Zweytens stehet man in den Gedanken, daß ohne leere Zwischenräume in der Welt kein einziger Körper in Ruhe seyn

würde,

würde, weil sich die Ordnung alle Augenblicke veränderte. Hierauf dienet zur Antwort, daß allerdings ein jeder Körper eine Kraft sich zu bewegen habe, und sich auch wirklich bewege, wenn ihn nichts hindert. Sie meynen aber dieses nicht, sondern weil alle Körper unmittelbar an einander stoßen, daß bey des einen Fortrückung, alle Reihen sich bewegen müßten. Das ist die Folge, welche ich zu widerlegen habe. Ich könnte mich nun auf das berufen, was ich wegen der augenblicklichen Ersetzung des Raums, so bald ein Körper fortrücket, gesagt habe. Noch will ich auch zu überlegen bitten, daß auch der wesentliche Unterscheid der Körper bequem sey, diesen Wechsel zu befördern. Ich füge noch Erfahrungen bey, welche, weil sie Continua betreffen, auf das Ganze werden schließen lassen. Wenn ich ein eingeschlossenes Quadrat, mit lauter festen Kugeln belege, so ist es wahr, wenn ich eine derselben fortrücke, so kommen die andern in eine ziemliche Bewegung, und wenn sie fest eingepreßt sind, so ist die Veränderung wohl ganz nicht möglich. Aber ist denn unsere Welt von gleich harten, gleich großen, und gleich schweren Theilen angefüllt? Lege ich diese Kugeln in dem Quadrat etwas weitläuftiger, und gieße Queckſilber dazwischen, welches einer von den dichten und schweren Körpern ist: bewege ich dann eine Kugel zu der andern, so finde ich, daß sich wenige oder gar keine Kugel mehr bewege; warum? in eben dem Augenblicke, da ich die Kugel zu bewegen anfange, drücken die vorliegenden Theilchen die rückwärtigen: wie ich auch oben, bey dem Cylin-

linder, gewiesen, und die Masse bleibt größtentheils in Ruhe.

Und wenn sich auch alle Lufttheilchen in einer unaufhörlichen Bewegung befinden, wie ich dafür halte, was ist daran gelegen? die Bewegung ist den flüßigen Körpern zuträglicher, als die Ruhe. Genug, daß ein festes Compositum deswegen nicht, durch die entfernte Bewegung eines andern, beunruhiget werden darf.

Die Erfahrung, die sie, meine Herren, zum Beweis eines leeren Raums anführen, handelt wider den Satz des Widerspruchs, und ist also keine Erfahrung. Sie sagen, in dem Recipienten sey mehr Leeres als Materie anzutreffen: kurz zuvor aber sagten sie, es wäre ein wirklicher leerer Raum darinnen. Ist er leer, so muß keine Materie daselbst seyn; hat er aber etwas Materie, so kann er nicht leer seyn. Da der Aether wohl niemalen aus dem Recipienten wird heraus gebracht werden, sondern vielmehr, dessen, so viel hinein dringt, als die grobe Luft Platz macht, (welches in einem Moment, ohne einen leeren Raum erst abzuwarten, geschiehet,) so werden wir auch hier kein Vacuum antreffen.

P. 44. Nun kommen sie auf die Sonnenstrahlen besonders, und wollen uns beweisen, daß sie einen leeren Raum, zwischen der Erde und der Sonne erfordern, um zu uns gelangen zu können. Sie erklären zum Behuf dessen, die Beschaffenheit der Strahlen, aus der Beschaffenheit der Sonne selbst. Daß die Sonne eine feurige Natur haben müsse, ist aus ihrer Wirkung zu schließen. Daß sie aber von dem

Feuer,

Feuer, welches so viel, wie unser Küchenfeuer, zu seiner Nahrung braucht, undenklich unterschieden sey; ist daraus abzunehmen, weil sie sich durch etliche tausend Jahr in ihrer Quantität und Form erhalten. Daher denn der Schluß, daß deswegen das, was wir Sonnenstrahlen nennen, ein materieller Ausfluß aus der Sonne selbst sey, sehr zweifelhaft, ja fast unglaublich wird. Es stehet dieses zu glauben, zweyerley im Wege.

Erstlich, wie gesagt, daß diese so häufigen Ausdünstungen nothwendig eine merkliche Verringerung im Körper verursachen müßten. Man hat aber noch keine Observation; daß die Sonne im mindesten abgenommen hätte, und die scheinbaren Flecken sind mehr außer der Sonne, als in derselben befindlich. Zum andern, ist die Bewegung der Sonnenstrahlen ganz unbegreiflich, wo nicht unmöglich. Römer hat durch unterschiedliche Observationen dargethan, daß das Licht in einer Secunde, 110000000. Pariserruthen müßte bewegt werden, und Newton gehet nur in etwas von ihm ab. Nach des de la Hire Rechnung, müßte eine Kugel, so, wie sie aus einem Stück geschossen wird, 25. Jahre zubringen, ehe sie aus der Erde in die Sonne: 237. Jahr aber, ehe sie aus der Sonne in den Saturnum kommen könnte. Wir mögen nun ein Vacuum, oder keines glauben, so ist diese Bewegung natürlicher Weise unmöglich. Ja sie würde vielmehr begreiflich, wenn wir das Vacuum weglassen. Denn sie sagen mit recht, es sey sich keine Bewegung ohne Materie vorzustellen: sollen sich nun die Sonnen-

strahlen bis zu uns bewegen, so müßte es mittelst einer Materie geschehen. Wir brauchen aber dieses Wunderwerks nicht.

Wenn eine Reihe Kugeln dicht an einander gelegt werden, und ich stoße an die erstere; so beweget sich in dem Augenblicke die ganze Reihe. Oder ich schnelle an die erstere, so werde ich der mittlern Bewegung, wegen ihres gemeinschaftlichen Widerstandes, nicht einmal gewahr, sondern die letzte Kugel prellt nach meiner gegebenen Force allein ab. Ist es denn nun unbegreiflich, daß mittelbar, die unleugbare Kraft der Sonne, die subtilen Lufttheilchen in eine solche Bewegung setze, welche mittelbarer Weise, bis zu uns gelangen, und uns Licht und Wärme geben könne. Wolf und Wiedeburg haben dieses deutlich gemacht, was ich kürze halber, nur überhaupt angeführet habe. Und auf solche Weise hat auch Leibnitz einen leeren Raum nicht für schicklich gehalten, die Bewegung der Lichtstrahlen fortzusetzen. Auch ist also der angegebene Widerstand der Materie, keine Hinderniß, als er vielmehr beförderlich ist, wie man in denen Glasscheiben und Brenngläsern (Glas ist doch noch viel dichter als die Luft,) täglich wahrnehmen kann, indem sie das Licht und Hitze eher vermehren, als aufhalten.

Ich habe wider die Realität der Sonnenstrahlen, noch etwas zu erinnern. Sind sie wesentliche Ausflüsse der Sonne, so müssen sie auch ihr eignes Licht, so wie die Wärme, mit sich führen. Man lasse aber in ein Zimmer die hellsten Sonnenstrahlen fallen, wenn sie reell sind, müssen sie nothwendig im Zimmer

mer bleiben, man verdecke aber so denn die Fenster, und sehe, ob man noch einen einzigen hellen Strahl, erblicken wird?

Der Ausdruck einer leidenden Kraft ist etwas undeutlich, weil Kraft und Leiden in ihrem Wesen ganz entgegen gesetzte Dinge sind.

P. 45. Das Exempel von dem Unterscheide der Hitze auf den hohen Bergen, gegen unsere Fläche, wollte ich eher für mich anführen: und wenn der Unterscheid des Widerstandes allein von der Quantität herrührte, wäre es von gleicher Beschaffenheit. Ist die Schwere der Luft an unserer Erdfläche grösser, als auf hohen Bergen; so ist der Widerstand größer, wird die Luft gegen die Sonne zu leichter, so ist der Widerstand geringer. Das Feine und Grobe der Materie, sollte deutlicher erkläret werden. Inzwischen ist der Satz nicht allgemein, daß die Resistenz nur nach der Quantität geschiehet. Eine bleyerne Kugel hat lange die Resistenz nicht, als eine stählerne, ohnerachtet jene in der Quantität (Schwere) die letztere übertreffen kann. Wenn wir die Körper als helle, dunkle, durchsichtige, poröse, dichte oder elastische betrachten, so werden wir vielleicht in der Form eher, als in der Quantität die Ursachen des unterschiedlichen Widerstandes entdecken können: Oder es müßte die Resistenz einer Bratwurst einer stählernen Feder weit überlegen seyn. Wir kommen aber wieder zum Vacuum.

Ich will einmal zugeben, daß die Sonnenstrahlen wirkliche Ausflüsse, der Sonne wären: Meine Herren, sie verlieren ihren leeren Raum.

Ohnerachtet wir nicht immer die Sonne erblicken, so brennet sie doch beständig, und ihre materiellen Ausflüsse dauren: sie erfüllen alle Distanzen, die sie erreichen: und die andern Sonnen thun desgleichen. Es befinden sich also nicht allein alle Winkel voll reeller Sonnenstrahlen, sondern der angegebene leere Raum wird auch immer dichter; jemehr Sonnenstrahlen in denselben kommen. Wenn dem Professor Teichmeyer zu glauben, daß man ein Salz aus den Sonnenstrahlen verfertigen könne, so haben sie ersteren Falls viel gewonnen, es würde aber um das Vacuum desto schlechter aussehen.

Der Rauch, welcher von ihnen für eine, dem Feuer so ähnliche Materie angegeben wird, scheinet mir gerade das Gegentheil zu seyn. Bestehet er nicht vielmehr aus wäßerichten Theilchen, welche dem Feuer entgegen stehen. Je mehr Rauch, je weniger Feuer.

Derjenige Beweis, den sie für den stärksten halten, nämlich, daß man allezeit eine Ordnung der Dinge wahrnehmen müßte, wenn eine vorhanden, und wo man dieselbe nicht bestimmen könne, da wäre ein Raum: dieser Beweis, sage ich, hat bey mir den Eindruck nicht, den sie vermuthen. Sagt man denn, oder ist es nöthig, daß von menschlichen Sinnen jede Ordnung wahrgenommen werden könne. Geben sie dann auch die dicke Luft, ohnerachtet sie nicht gesehen werden kann, für einen leeren Raum aus? Wo ich mich recht besinne, so haben sie dieses noch nicht recht behauptet. Was werden ihre Sätze für Folgen haben? Ich bediene mich ih-

res

res Schlusses zu meinem Vördersatze: wo ich mit meinen äußerlichen Sinnen keine Ordnung der Dinge wahrnehmen kann, da ist ein leerer Raum, denn wenn sie einen scheinbaren Raum verstehen, so sind wir einig: ich schließe weiter: Nun sind diejenigen Sterne, die wir nur durch Sehröhre entdecket, und deren noch eine ziemliche Menge seyn mögen: diejenigen Thierchen, die wir nur durch Vergrößerungsgläser gewahr werden, das innerste Eingeweide unserer Erdkugel, die Elemente der Dinge, die wir niemals abgesondert zu sehen bekommen, noch ihre Ordnung bestimmen können; alle diese Dinge sind unserem Menschenauge unsichtbar; also folgt: alle diese Sachen sind ein leerer Raum. Ich weiß, sie werden diesen Schluß nicht wollen gelten lassen, weil er sich widerspricht: wo werden wir anders, als in den Prämissen den Fehler zu suchen haben. Der kleinere Satz steift sich auf die Erfahrung; also muß der größere falsch seyn. Ist demnach nur ausgemacht, daß kein leerer Raum in der Welt befindlich, so dürfen wir nicht sorgen, daß die Ordnung fehle. Sie ziehen nunmehro den Satz des zureichenden Grundes allzuweit, wenn sie die Ordnung der Dinge nach der Länge, Tiefe und Breite erkläret haben wollen.

P. 48. Ich sollte also fast zweifeln, daß sie den Satz: daß keine Ordnung statt finde, die wir nicht mit Augen wahrnehmen können, weiter zu vertheidigen suchen sollten. Vielleicht könnten, bey ihrem gegebenen Exempel, ihre anderen Gliedmaßen dem Auge zu helfen kommen, wenn sie sich nur die Mü-

he geben wollten, und bey der Aussicht in das vermeynte Vacuum, mit der flachen Hand eine Bewegung machten. Sie werden eine kleine Empfindung darinn haben. Werden sie nicht eine Ordnung der Natur gewahr werden, vermöge welcher, die Luft, der Bewegung ihrer Hand, zwar einigen Widerstand thun, aber auch, wie andere leichte Körper, ausweichen wird. Keine Bewegung ist ohne Materie; der Widerstand ist eine Bewegung; also rühret der Widerstand von der Materie her. Wo Materie ist, da ist kein Vacuum, also ist auch die unsichtbare Materie kein Vacuum.

Indem sie, meine Herren, ihre eigne Gedanken entdecken; so sind sie ziemlich kurz. Und da ich in dem Eingange meines Briefes, deswegen schon meine Meynung eröffnet, so kann ich gleichfalls abbrechen, und meine Sätze Dero Prüfung empfehlen. Welches ich hiermit in aller Hochachtung thue, und bin

Ew. Hochedlen

Ergebenster

Anonymus.

Aus Schlesien den 20. Merz,
Anno 1747.

Die Turteltaube.

Eine allegorische Erzählung.

Als die Thiere noch vernünftig reden konnten, befanden sich in einem lustigen Gebüsche ein Paar Turteltauben, welche sich zusammen begattet hatten. Ich werde euch einen Theil ihrer Lebensgeschichte erzählen.

Duretto, so hieß das Männchen, war fast drey und zwanzig Monathe alt, ehe er sich entschließen konnte, eine Gattinn zu erwählen. Flog er gleich in dieser Absicht aus, so kam er doch allzeit zurücke, ohne etwas gefunden zu haben, welches, wie er sagte, seiner Neigung gemäß gewesen wäre. Man muß wissen, daß diese Familie der Turteltauben, welche sich in dasiger Gegend aufhielt, sich einbildete, der ganze Wald gehöre ihnen zu: nichts desto weniger bezeichneten sie keine Grenzen, vielweniger theilten sie etwas eigenthümliches ab, wodurch sie etwan in ihrer Freyheit und Zufriedenheit hätten gestöret werden können: folglich wird man unserm Duretto zutrauen, daß er nach keinen andern Absichten, als nach Vergnügen freyen wollen.

Aber doch hieß ihn die Ueberlegung, welche er bey seinem Alter machen konnte, nicht einzig und allein nach schönen Federn sehen: und das zehnte Täub-

chen, so schön es war, erhält kaum einen mehr als gleichgültigen Blick von ihm. Duretto wußte zwar selbst nicht, warum er nicht lieben konnte. Sein ehrliches Gemüthe konnte ihm nicht verwehren, vielen gut zu seyn; nur keine schien sich für sein Nest zu schicken. Ich muß dieser Umstände erwehnen, damit ihr den Held meiner Historie nicht für eigensinnig haltet. Man beleidigt die Tugend, wenn man das, was der Natur gemäß ist, tadeln will: Und der Schein einer Eigensinnigkeit läßt sich eher entschuldigen, als die Begierde allen ohne Unterscheid zu gefallen.

Unser Männchen betrübte sich demnach über seine Kaltsinnigkeit. Die Einsamkeit wollte ihm unerträglich werden. Ich weiß nicht, ob er selbst deßwegen die Gesellschaft vermeidete, um sich eine Gattinn nach seinem Geschmacke in Gedanken abzuschildern, oder ob ihn die andern Tauben als einen Hochmüthigen zu meiden suchten? Gnug! ich glaube, er wäre in der Einsamkeit begraben worden, wenn ihn nicht Sereno, ein Täubrich aus der Nachbarschaft, auszufliegen genöthiget hätte. Sereno hatte ihm eine Gattinn bestimmt: oder vielmehr das Geschicke hatte diese beyden schon gepaart, ehe sie einander gesehen hatten.

Duretto erblickte einen ganzen Flug Turteltauben, und keine einzige gefiel ihm, als diejenige, die ihm Sereno zugedacht hatte. Er fieng sie an zu lieben, ehe sich Sereno erklärte, daß sie es wäre, die er lieben sollte. Formosa, so nennte man das angenehme Täubchen, erschrack über den Anblick des Fremden,

den, ohne zu wissen warum. Es verdroß sie, die Flügel zu hängen, ohne daß sie sich schämen durfte: und doch empfand sie ein Vergnügen, daß sie bey Duretto eben diese Veränderung gewahr wurde. Man wird sich leicht vorstellen können, daß sie nicht viel werden gesprochen haben. Die Liebe denkt mehr, als sie spricht.

Duretto, welchen mehrmalen das erste Ansehen einer Taube auf die Probe gesetzt, wollte auch hier der Unempfindlichkeit seines Herzens eher Raum lassen, als einen jähen Schritt thun, welcher ihn hätte gereuen können. Er blieb also für dieses mal ein stummer Liebhaber: und Formosa war viel zu bescheiden, ihm zu liebkosen, aber auch viel zu zärtlich, ihn zu hassen. Duretto flog fort. Er flog aber nicht weit. Die nächste Fichte diente ihm zu einer Gelegenheit, tiefsinnig zu seyn. Was machte Formosa? Formosa verließ ihre Gesellschaft: und die Absicht, über ihre Gemüthsbewegungen sich zu berathschlagen, brachte sie zu eben dieser Fichte. Keine wurde des andern gewahr. Beyde aber hatten einerley Gedanken. Duretto sagte zu sich selbst: Wollte der Himmel, Formosa könnte mich lieben! Formosa murmelte unter einem dicken Aste: könnte Duretto wohl so treu seyn, als er angenehm ist. Jedes vernahm des andern Worte, beyde aber vermeynten nicht gehöret zu werden. Die Liebe bildet sich öfters ein Geheimniß ein, welches Mund und Augen längst verrathen haben. Beyde verließen ihren unruhigen Ruheplatz, um nicht entdeckt zu seyn. Sollte man wohl glauben, daß eine furchtsame Liebe

das fliehet, was sie wünschet. Duretto suchte seinen Freund, Formosa ihre Gesellschaft, beyde kamen wieder zusammen.

Es war unstreitig Formosa die schönste Taube in der ganzen Gegend. Und wie man unter Menschen selten in einem schönen Leibe eine ungestalte Seele findet; so war auch bey dieser die innerliche Beschaffenheit der äußerlichen nicht unwürdig. Kurz: sie war schön und tugendhaft. Duretto hatte, wenn er auch nicht schön war, doch soviel an sich, daß er der Formosa gefiel. Wer schönen und tugendhaften Leuten gefällt, hat wenigstens den Glauben für sich, daß er liebenswürdig sey.

Formosa fieng nun an ihren Neigungen nachzugeben, und Duretto fühlte einen Trieb, der ihm nicht mehr gleichgültig schien. Er empfand darinnen ein Vergnügen. Die Vorzüge der Formosa brachten ihn zum Bewundern, und die Eingezogenheit, Sanftmuth und Schamhaftigkeit nöthigten ihn, sie hochzuschätzen. Ob er sich zwar in allen Stücken übertroffen sahe; so machte er sich doch zur Ehre, daß seine Aufführung der Formosa nicht misfiel. Ueberhaupt hatten ihre Urtheile allemal gleiche Bewegungsgründe. Endlich spielte die Liebe Meister, nachdem sie sich durch Uebereinstimmung ihrer Neigung den Weg gebahnet sahe.

Könnt ihr euch wohl ein Paar artigere Tauben vorstellen, als diese? Ein Paar Tauben, die nur für einander gemacht zu seyn scheinen? Man hätte glauben sollen, wenn eine Seele in zwey Leibern wohnen könnte, daß hier nur eine Seele gewesen wäre.

Man kann leicht erachten, daß die Vereinigung dieses edlen Paars, nicht ohne Mißgunst gewesen sey: Und was man von der Eintracht der Tauben sagt, ist nicht allgemein. Es giebt verhaßte Creaturen, welche einem andern das nicht gönnen, wessen sie sich doch selbst nicht für würdig halten. Hat man doch unter Menschen mehrmalen gesehen, daß sie vergnügt gewesen sind ein Gut zu entbehren, wenn es nur aus des andern Händen gerissen worden ist. Dieser schändliche Umstand wird meiner Geschichte eine verdrießliche Abwechselung verursachen. Ich fahre in meiner Erzählung fort.

Wenn sie sich schnäbelten, so waren die Misgünstigen nicht weit: und ob sie sich gleich niemals Hoffnung machen durften, dieses Band zu trennen, so waren sie doch zufrieden, es verwirren zu können. Man lobte unser Täubchen über alle maßen. Das Lob ist bey wohlgesitteten gefährlicher, als die übelste Nachrede. Zum wenigsten kommt ein boshafter Schmeichler näher zum Zweck, er tritt seinem Feinde auf den Leib, er packt ihn an seiner Schwäche an, und gewinnet mehr, als wenn er ihn lästerte. Man sagte der Formosa ins Ohr, daß sie wohl eines bessern Glücks würdig gewesen wäre. Ich bin nicht einig, ob Formosa sich dieses wirklich überreden ließ, oder ob sie, um ihren Gatten ihr desto verbindlicher zu machen, sich damit breit machte, oder vielmehr, ob ihre Offenherzigkeit Ursache war? gnug, sie sagte alles ihrem Männchen wieder. Duretto, welcher die Gemüther der Tauben allzuwohl kennen gelernet, als daß er nicht deren Schwäche hätte kundig seyn

sollen, gab auf die Anfälle dieser Taubenfeinde genau Achtung. Und ob er wohl an der Tugend seines sittsamen Weibchens zu zweifeln niemals Ursache hatte; so deuchte ihn doch seine Bemühung den Regeln der Klugheit gemäß zu seyn, vermöge deren er seine geliebte Gattinn in einer Gemüthsbeschaffenheit zu erhalten suchte, welche die Liebe sowol, als die Ehrerbiethigkeit zum Augenmerk haben sollte.

Wie schwer ist es, die Mittelstraße zu treffen? Die klügsten Männer fehlen auf der einen Seite, indem sie auf der andern ihren Zweck erhalten. Duretto war zwar nicht närrisch eyfersüchtig, aber doch empfand er eine gewisse Furcht, nicht sowol die Person seiner Ehegattinn zu verliehren. Das ehliche Band ist unter den Turteltauben das heiligste Gesetze. Sondern nur nicht Gefahr zu laufen, auch bis zum kleinsten etwas an seinem Täubchen einzubüßen. Ich weiß gewiß, daß einzig und allein die Liebe Ursache war, wenn ihn eine Feder ärgerte, welche ihr entfallen, und welche eine tückische Taube aufgelesen hatte.

Diese Furcht: oder vielmehr die Sorge, sein Weibchen allein zu besitzen, veranlaßte ihn, seinen Umgang ernsthafter einzurichten, als es ihm ums Herze war. Vielleicht dachte er, daß die besten Menschen selbst, die allzu guten Tage nicht ertragen können, und daß sie auf der Spitze stehen, unvollkommen zu werden, so bald sie Gelegenheit bekommen, sich zu schmeicheln, daß sie vollkommen sind. Und wie sollte er seinem Täubchen ein größere Stär-

ke zutrauen, einem Täubchen, welches er, wegen ihrer Reizungen, tausend Versuchungen ausgesetzt sahe.

Und darum rühmte er niemals ihre Tugend, ob er sie gleich hochschätzte; er hielt sie für schön, und doch sagte ers ihr nicht. Wenn er im höchsten Grade verliebt war, so zwang er sich zu einer gleichgültigen Mine. Kaum, daß er ihr mit einem frostigen Ja antwortete, wenn sie ihn liebreich fragte: Liebt mich mein Täubchen auch? ob er es gleich in seinem Herzen mit tausend Eidschwüren bekräftigte. Oft versteckte er sich auf eine hohe Tanne, und wenn ihn seine holde Taube ängstlich suchte, so verwies er ihr ihre Weichherzigkeit, ob er gleich an ihrem Girren die größte Zufriedenheit empfand. Er gab ihr selten Recht, wenn er auch ihr Urtheil dem seinigen vorzog. Das Lob, was ihr andere gaben, stellte er sich mit kaltem Blute anzuhören, und hielt sich doch, wegen ihrer Verdienste, für den glückseligsten in der Welt. Es ist wahr, er ließ ihr nichts abgehen: und was er ihr nur an den Augen ansehen konnte, das that er: Er nahm sich aber wohl in acht, sich bloß zu geben, daß es ihrentwegen geschähe. Nicht selten war er wehmüthig, ihr nicht sein Innerstes offenbaren zu dürfen. Kurz zu fassen: Er liebte sie herzlich, und suchte durch eine verstellte Härte, sich ihrer Liebe, Ehrfurcht und Hochachtung, nur destomehr zu versichern. O! hätte unser Täubchen ihren Gatten recht gekennt!

Man muß gestehen, daß die Eyfersucht von einer zärtlichen Liebe ihren Ursprung nimmt, und wenn sie nicht ins Unvernünftige verfällt, der Freundschaft das, was das Oel dem Feuer ist. Formosa war nicht völlig ohne diese Gemüthsbewegung, und sie schrieb die Gleichgültigkeit ihres Mannes nicht selten einer ihr nachtheiligen Ursache zu. Duretto vermeynte hiedurch den vortheilhaftesten Erfolg seiner Absichten erlangt zu haben. Er schätzte sich glücklich, sie in einem Stande zu sehen, welcher anzeigte, daß sie ihn in einem gleichen Grade liebte. Wie wohl hätte er gethan, seine Verstellung zu mäßigen, und seine Maximen nach dem allergenausten Verhältnisse gegen die Fähigkeit des besten Herzens, welches Formosa hatte, abzuwägen. Allein hier fehlte er. Ohnerachtet die Eyfersucht seines Weibchens ihm nicht misfiel, so machte er sie doch lächerlich. Da sie die Fesseln einer sclavischen Liebe küßte, so war er nicht zärtlich gnug: und da er nunmehro des ruhigen Besitzes seiner Schönen sich versichert hielt, so wurde er unachtsam. Ja die Vollkommenheiten seiner getreuen Turteltaube hatten ihn der Fehler so ungewohnt gemacht, daß er kein Bedenken trug, auch den geringsten mit einem kleinen Verweise zu begleiten. Formosa brauchte hingegen keine andere Mittel, als die, welche eine gebundene Liebe an die Hand giebt. Ein einzigmal versuchte sie, durch einen unschuldigen Umstand, ihn eyfersüchtig zu machen. Vielleicht hätte dieses eine gute Wirkung gethan, wenn

er

er es nicht schon gewesen. O! hätte Duretto die Zärtlichkeit der Formosa besser kennen lernen: ich bin überzeugt, er würde sie nicht aufs höchste zu treiben verlangt haben.

Ich komme nun zum Ende meiner Geschichte, aber auch zu dem unglücklichsten Ausgange, welchen ihr bey dem Anfange einer so reinen Liebe, kaum vermuthen konntet. Wie schwer ist es doch, nur einen Theil der Glückseligkeit zu erlangen: aber wie viel schwerer ist es, denselben zu behaupten.

Formosa nahm den verstellten Eigensinn, und die angenommene Kaltsinnigkeit ihres Männchens für Ernst auf. Sie verfiel in eine Traurigkeit, welche, jemehr sie sie zu verbergen suchte, desto gefährlicher wurde; und welche ihr endlich das Leben kostete. Es war zu spät, ihr den Irrthum zu benehmen, als sie schon mit dem Tode rang, und die wehmüthige Entdeckung der Wahrheit, wodurch sie endlich der redlichen Absichten, und der feurigen Liebe ihres Gattens überzeuget wurde, half zu weiter nichts, als, daß sie ihre Turteltaube lieb behielt, und vergnügt sterben konnte.

Anonymus.

* *

Freye Ueberſetzung der 4. Ode aus dem 1. Buche der Oden des Horatz.

Des Frühlingswechſel löst durch Zephyrs ſanftes Wehen.
Erwünſcht den ſtrengen Winter auf.
Es rollt der Waltzen ſchneller Lauf
Die trocknen Schiffe nach den Seen,
Das Vieh entweicht dem Stall, der Landmann ſeinem Heerde
Der graue Reif entflieht der Erde.

Die Cypris hüpft; es lockt des Mondes Glänzen
Die holden Gratien hervor,
Sie hüpfen mit der Nymphenchor
Vereint in holden Wechſeltänzen.
Der feurige Vulkan erhitzt indeß die Schmieden,
Wo die Cyclopen ſich ermüden.

Mit Roſen, die ſchon blühn, mit grünen Mirthen
Die uns das offne Feld erlaubt,
Umkrönt man das geſalbte Haupt,
Und opfert froh dem Gott der Hirten;
Man ſieht in Hanien ihm, wo itzt die Faunen ſpringen
Bald Lämmer und bald Böcke bringen.

Es schlägt der blasse Tod an Fürstenschlössern
Wie an verschmähten Hütten an:
O Septius, die Hoffnung kann
Das kurze Leben nicht vergrössern.
Bald wird die lange Nacht im Fabelreich der Seelen
In Plutons engem Sitz dich quälen.

Kein Trinkreich wirst du dort durchs Spiel erlosen,
Izt freue du dich noch mit mir;
Gewiß mein Freund, dort kommt zu dir
Kein Mägdchen, um dir liebzukosen.
Gewiß dich wird dereinst, wirst du im Grabe liegen
Kein Kuß, kein Lenz, kein Wein vergnügen.

Druckfehler.

Wir sind ersucht worden, folgende Druckfehler bald anzuzeigen, die in der Arbeit unsers schlesischen Herrn Correspondenten befindlich sind.

		soll gelesen werden	Druckfehler.
Seite 154		Ergebensten	statt ergebenster
	it.	daß sich außerordentliche	daß sie (außerordentliche
157	Lin. 2.	denn	den
-	= 13.	um	und
160	= 30.	Unbilder	Urbilder
161	= 12.	Nobile	Nobilo
164	= 21.	Presomption	Praesumtion
165	= 21.	aerger	reger
179	= 18.	Rath	Noth
180	= 24.	Nothwendigkeit ohne	Com- (ma,
183	= 1.	leicht	nicht
189	= 31.	auszuschmücken	auszu- (schreiben
191	= 21.	könne	können
it.	= 23.	weitschichtige	weitsichtige.

Diejenigen, so sich in unserer eignen Arbeit eingeschlichen haben, davor wir aber nichts können, weil wir wegen Abwesenheit alles der Aufmerksamkeit eines fremden Correcteurs überlassen müssen, wollen wir beym Beschluß des Bandes anzeigen.

Ergetzungen
der
Vernünftigen Seele
aus der Sittenlehre
und
der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 5. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf.
im Monat May 1747.

FONTAINE.

Quand l'abſurde eſt outré, on lui fait trop d'honneur
De vouloir par raiſon combattre ſon erreur,
Encherir eſt plus court, ſans ſ'echauffer la bile.

Beantwortung
der Einwürfe wider die Wirklichkeit des Raums.

Wir haben in unsern philosophischen Betrachtungen, so wie in allen unsern Abhandlungen, nichts als die Wahrheit zum Endzwecke. Diese allein suchen und wünschen wir; und es ist uns ganz einerley, ob wir dieselbe selbst ausfindig machen, oder ob sie uns von andern gezeiget wird. Indem wir also die in vorigen Monat eingerückten Einwürfe unsers gelehrten Schlesischen Herrn Correspondenten, wider unsere Untersuchung, ob der Raum wirklich, oder nur in unsern Begriffen vorhanden sey, gegenwärtig erwegen wollen: so geschicht es mit dieser Neigung zur Wahrheit, und wir würden demselben mit Vergnügen Recht geben, wenn wir Wahrheit und Ueberzeugung fänden. Diese Einwürfe lassen sich aber ganz wohl heben: und wir hoffen dieses gründlich und zur Ueberzeugung unserer Leser zu be-

werkstelligen. Damit wir bey einer einzigen Materie uns nicht allzulange aufhalten, und dadurch zu viel Raum wegnehmen: so werden wir uns bey vielen Einwürfen der Kürze befleißigen. Denn wir sehen voraus, daß wir ohnedem nöthig haben werden, bey einigen, um die Wahrheit deutlich und überzeugend zu machen, weitläuftig zu seyn.

Wir müssen zuerst unsere Leser auf unsern Endzweck bey dieser Untersuchung des Raums zurück führen. Wir haben keine vollständige Abhandlung von dem Raume zu liefern begehret. Wir haben nur untersuchen wollen, ob derselbe wirklich, oder nur in unsern Begriffen vorhanden sey. Dieses zeiget die Ueberschrift: und dieses haben wir, deucht uns, geleistet, ohne daß wir unsere eignen Gedanken zu kurz abgebrochen haben. Nach unserm Endzwecke konnten wir nicht mehr sagen, wenn wir nicht in unnöthige Worte und Weitläuftigkeiten verfallen wollten.

Eine vollständige Abhandlung von dem Raume zu liefern, ist auch weder möglich noch nöthig. Was kann man von dem Wesen und den Eigenschaften einer Sache sagen, davon uns weder das eine gar nicht, und die andern sehr wenig, bekannt sind, und von welcher wir ihrer Natur nach keine andere Kenntniß erlangen können, als ob sie wirklich ist, oder nicht? Diese Erkenntniß ist aber für einen Weltweisen hinlänglich; und wenn man weiter nachgrübeln wollte: so würde man auf übertriebene Subtilitäten fallen, welche nicht den geringsten Nutzen haben, aber vielleicht ungereimt seyn wür-

würden. So groß der Nutzen eines richtigen Begriffes von dem Raume in der Weltweisheit ist, wie wir alle Tage mehr überzeugt werden: so braucht sich doch dieser Begriff nicht weiter zu erstrecken, als ob der Raum wirklich ist, oder nur in unserer Einbildung bestehet. Der Endzweck unsrer Abhandlung ist also allein in diese Grenzen eingeschlossen worden.

Nach eben diesem Endzwecke haben wir nicht für nöthig gehalten, die Erzählung und Eintheilung der verschiedenen Arten des Raums vorauszusetzen. Wenn man untersucht, ob der Raum wirklich ist, oder nicht, so verstehet es sich schon, daß man so wohl den leeren als angefüllten Raum zur Absicht hat. Denn beyde sind in dieser Frage unzertrennlich. Wenn kein leerer Raum wirklich ist: so ist auch der angefüllte weiter nichts, als eine Vorstellung unsrer Gedanken, und eben also umgekehrt. Denn wo alsdenn das Anfüllen nicht mehr ist: so kann auch kein Raum statt haben. Wenn aber der leere Raum wirklich ist: so ist auch der angefüllte etwas wirkliches. Es ist dieses eine unzertrennliche Folge. Denn das Anfüllen kann das Daseyn des Raums nicht aufheben. Noch mehr aber versteht es sich von selbst, daß man von keinem scheinbaren Raume reden kann, wenn man die Wirklichkeit des Raumes untersuchet. Unterdessen ist vielleicht diese Erinnerung und Eintheilung unsers gelehrten Herrn Correspondenten für viele Leser nicht unnütze gewesen, weil ihnen die Sache dadurch um so viel deutlicher werden muß.

Bey dieser Eintheilung der verschiedenen Arten des Raums, giebt unser geschickter Herr Correspondent zu erkennen, daß er den Raum in physischem Verstande für gar nichts, oder für ein physisches Nichts halte. Weil sich hierauf eine Menge Schlüsse des Herrn Gegners gründen: so müssen wir zuerst unsre Leser auf eine deutliche Art zu überzeugen suchen, daß dieser Begriff von dem Raume irrig sey. Wir werden hierzu um so viel eher veranlasset, weil ein besondres sehr geschicktes Schreiben eines gelehrten Freundes an uns eingelaufen ist, welches sonst weiter nichts zum Augenmerke hat, als unserer Abhandlung entgegen zu setzen, daß der Raum gar nichts sey. Wir würden dasselbe mit einrücken: und es wäre des Platzes sehr wohl würdig, wenn wir nicht Bedenken tragen müßten, mit einer einzigen Materie allzuviel Raum einzunehmen. Es soll aber dem versprochenen Anhange einverleibet werden, der vielleicht noch dieses Jahr zu den ersten vier Bänden mit einem vollständigen Register über diese vier Bände herauskommen soll, wenn es sich der Herr Verleger gefallen läßt.

Ob sich gleich von dem Nichts wenig gedenken läßt: so sind doch auch hier richtige Begriffe und Unterscheidungen nöthig, wenn man nicht irren will. Ein physisches Nichts ist, was möglich ist, aber keinen zureichenden Grund hat wirklich zu seyn. Ein moralisches Nichts ist, was unmöglich ist, oder einen Widerspruch in sich fasset. Dargegen ist ein moralisches Ding oder Etwas alles, was sich ohne Widerspruch gedenken läßt. Im engern Verstande

aber, den hier unser Herr Correspondent unfehlbar vor Augen hat, ist ein moralisches Ding oder Etwas, alles was sich von einem wirklichen Dinge ohne Widerspruch sagen läßt, oder kurz, die Eigenschaften der wirklichen Dinge. In dem letztern Verstande gehet es nicht an, daß eine Sache zugleich ein physisches Nichts, und ein moralisches Etwas seyn kann. Denn wenn eine Sache bereits eine Eigenschaft eines wirklichen Dinges ist: so kann sie nicht zugleich ein mögliches Ding seyn, das keinen zureichenden Grund zu seiner Wirklichkeit hat.

Man siehet leicht, daß der Raum kein moralisches Nichts ist. Denn daß er seyn kann, schließet keinen Widerspruch in sich, und niemand hat ihn noch aus dem Grunde angefochten. Man brauchet also nichts zu zeigen, als daß er kein physisches Nichts ist; und hierdurch werden wir zugleich neue Beweise für die Wirklichkeit des Raums liefern.

Ein physisches Nichts, das gar nicht wirklich vorhanden ist, kann weder Größe, noch Abmessung, noch Wirkung, noch Eigenschaften haben. Dieses ist der Grund und die Richtschnur unserer Erkenntniß, wodurch wir allein einsehen können, ob etwas wirklich ist oder nicht. Da nun der Raum alles dieses hat, so kann er kein physisches Nichts seyn. Vielleicht glaubet man hier eine Petitionem principii anzutreffen, weil Größe und Abmessung des Raums vorausgesetzet würden, die man erst beweisen sollte. Allein, da wir in unserer ersten Untersuchung diese Größe und Abmessung des Raums bereits bewiesen haben, und da wir in der Folge dasjenige

heben werden, was diesen Beweisen entgegen gesetzet wird: so können wir uns dieses Schlusses ganz sicher bedienen. Wir getrauen uns auch in der Folge dieser Beantwortung ganz überzeugend zu beweisen, daß der Raum Wirkungen und Eigenschaften hat. Wir finden so gar, daß dieses unser Herr Gegner einräumet. Er verwirft es nicht, daß der Raum der Aufenthalt der Dinge sey. Die Aufenthaltung ist also eine Wirkung des Raums, und daß er Dinge aufenthalten kann, eine Eigenschaft desselben. Folglich ist er kein physisches Nichts. Denn von einem Nichts kann man nicht sagen, daß etwas darinnen seyn, oder sich aufhalten kann. Wir werden dieses aber noch deutlicher zeigen können.

Dasjenige, was nicht wirklich ist, nämlich ganz und gar nichts ist, kann auch nichts darzu beytragen, daß man erkennet, wie ein andres Ding ist. Dieser Satz gilt ohne Beweis. Denn ein Nichts hat ganz und gar keine Wirkung und Eigenschaften, so wenig als ein Verhältniß gegen andre Dinge. Es gehöret aber zu der Wirklichkeit eines Dinges nicht allein, daß es ist, sondern auch, daß es auf eine gewisse Art und Weise ist, nämlich es muß auch ein zureichender Grund vorhanden seyn, wie ein Ding seyn kann. Wenn nun der Raum ein bloßes Nichts ist: so kann man schlechterdings nicht einsehen, wie und auf was Art die körperlichen Dinge seyn können. Ein jedes körperliches Ding, das wirklich ist, hat eine gewisse Größe. Diese Größe erfordert einen zureichenden Grund, wie und wo sie seyn kann, nämlich sie erfordert eine ihrer Größe

gemäße Größe, um darinnen zu seyn. Denn ein anders ist das Seyn, und ein anders die Art und Weise, wo und wie etwas ist, und die eigne Größe eines Dinges kann nicht zugleich die Größe seyn, in der es ist, weil es einen Widerspruch in sich fasset, und weil sonst folgen würde, daß eine jede Größe in einer andern jeden Größe seyn könnte. Hieraus folget nun um so viel unwidersprechlicher, daß kein Etwas in einem Nichts seyn kann: und dieses ist wohl ganz offenbar. Denn wenn man in dem von unserm Herrn Gegner an die Hand gegebenen Beyspiele das Queckſilber an statt des Cubikgefässes in ein bloßes Nichts schütten wollte: so würde jedermann sagen, daß es etwas widersprechendes und unmögliches sey. Eben also ist es unmöglich, daß die Welt in einem bloßen Nichts seyn kann. Denn entweder man muß sie als unendlich annehmen, oder sie muß in Etwas seyn, nämlich in einem wirklichen Raume. Lasset uns aber die Sache weiter erklären.

Wir wollen einmal setzen, daß der Raum ein physisches Nichts, das ist, ganz und gar nichts wirkliches sey. Folglich ist so wohl vor der Schöpfung kein Raum und ganz und gar nichts vorhanden gewesen. Folglich hat auch Gott zugleich in der Schöpfung keinen Raum mit erschaffen. Denn wenn er auch nur zugleich in der Schöpfung mit erschaffen ist: so ist er kein Nichts, sondern etwas wirkliches. Wenn man dieses voraus setzt, so hat also Gott die unermeßliche Größe des körperlichen Weltgebäudes in ein Nichts gesetzt. Dieses fasset schon einen Widerspruch in sich. Denn eine Größe

haben, und sich in Nichts befinden, ist offenbar widersprechend, weil es voraus setzt, daß Etwas eine Größe und auch zugleich keine Größe hat, indem es keine Größe einnimmt, sondern sich in einem Nichts befindet. Ein Nichts, nämlich, hat keine Größe, keine Ausdehnung, noch ganz und gar keine Eigenschaften. Die Folgen aber, die hieraus entspringen, sind noch ungereimter. Wenn ein unermeßlich großes Weltgebäude in einem Nichts seyn kann: so müßte folgen, daß Gott mitten in unserm Weltgebäude eine unzählige Menge Welten von eben der Größe, wie die unsrige, erschaffen könnte, ohne daß sie unsrer Welt hinderlich wären. Denn nach diesen Grundsätzen nimmt eine Welt keine Größe ein. So bald nämlich eine Welt eine Größe einnimmt; so müßte man alle gesunde Begriffe vorsetzlicher Weise über den Haufen werfen, wenn man verneinen wollte, daß eine Größe keinen Raum erfordere. Der Widerspruch ist aber allzuoffenbar, als daß man zu zeigen nöthig hätte, daß nicht unzählige andre Welten von eben der unermeßlichen Größe, wie die unsrige, in der unsrigen seyn können. Vielleicht sind durch diese Erläuterung die vorhergehenden Schlüsse um so viel deutlicher geworden, die, obgleich die Wahrheit darinnen offenbar ist, dennoch keine flüchtigen, sondern nachdenkende und scharfsinnige Leser erfordern.

Wider diese Schlüsse können schlechterdings keine Einwürfe mit einigem Scheine der Wahrheit gemacht werden, außer wenn man annimmt, daß der Raum mit den Körpern ganz einerley, und das Weltgebäu-

de unendlich ist. Dieses that Cartesius, der gewiß ein sehr scharfsinniger Weltweise war, und der in dieser Fähigkeit unsere neuen Weltweisen gewiß weit übertrifft. Da er den Raum verwerfen wollte: so sahe er wohl, daß man dieses nicht thun könnte, ohne das materielle Weltgebäude unendlich anzunehmen. Da nun, so viel mir wissend ist, so wohl der Freyherr von Leibnitz, als der von Wolf, die Endlichkeit des materiellen Weltgebäudes einräumen: so hängt in diesem Stücke ihre Lehre von dem Raume sehr übel zusammen. Unterdessen fiel Cartesius mit dieser Voraussetzung, die er niemals zu beweisen versucht hat, in einen weit gefährlichern Irrthum. Er ist allzusichtbar, als daß ich einigen Raum mit dessen Widerlegung zu verderben nöthig hätte: und ich habe auch schon mehr als einmal das wichtigste darwider beygebracht. Man siehet aber hierbey, wie schädlich ein falscher Begriff von dem Raume für einen Weltweisen ist.

Man könnte noch durch viele andere Beweise zeigen, daß der Raum nichts weniger, als ein physisches Nichts, sondern in der That etwas wirkliches sey. Noch ein einziger aber soll genug seyn. Es fasset keinen Widerspruch in sich, daß Gott in dem Weltgebäude auf eine gewisse Weite, z. E. von uns bis zu den Fixsternen, alle materiellen Dinge gänzlich vernichten könnte. Wenn nun der Raum nichts wirkliches, sondern ein bloßes Nichts ist: so müßte folgen, daß alsdenn die itzige Weite zwischen uns und den Fixsternen aufhören würde, ohne daß jedoch weder unser Weltkörper, noch die Fixsterne, im geringsten aus

ihren itzigen Stellen rückten. Denn wenn alsdenn die itzige Weite bliebe: so wäre ein leerer und wirklicher Raum vorhanden; und so bald unser Weltkörper und die Fixsterne näher aneinander rückten; so müßten sie durch ein Etwas, und folglich durch einen wirklichen Raum, fortrücken, weil durch ein bloßes Nichts auch keine Fortrückung und Durchgang statt haben kann. Allein wer siehet nicht, daß diese Folge widersprechend und unmöglich ist, indem zwey Körper nicht auf eine gewisse Weite von einander abstehen und ohne ihren Stand zu verlassen zugleich auch nicht auf diese Weite von einander abstehen können. Zugeschweigen, daß hieraus folgen würde, aller Abstand und Weite eines Körpers sey keine wirkliche Größe, sondern eine bloße Vorstellung der Gedanken; und alle Körper würden in einerley Weite von einander abstehen.

Unser gelehrter Herr Correspondent wird zwar vielleicht hierwider abermals einwenden, daß Gott eine solche Vernichtigung der materiellen Dinge auf eine gewisse Weite in dem Weltgebäude niemals vornehmen würde, wiewohl man dieses nicht so schlechterdings verneinen kann, als den Stoß des ganzen Weltgebäudes, den sich Herr Clarke zum Beyspiel gesetzet hat. Allein noch einmal, es komt hier nicht darauf an, ob es Gott thun wird, sondern ob er kann, nämlich ob es keinen Widerspruch in sich fasset. Wir werden besser unten versuchen, diese sehr richtige Art zu schließen deutlicher und überzeugender zu machen.

Wenn man dieses alles aufmerksam erweget: so werden alle diejenigen Schlüsse wegfallen, deren sich der Herr Verfasser dieser Einwürfe von der Natur des Raums, und von dem, was er nicht ist, in seinem Eingange bedienet hat, sowohl als dasjenige, was er sonst auf eine sinnreiche Art von dem leeren Raume außer unsrer Welt saget, nämlich, daß er der Aufenthalt der bloß möglichen Dinge sey. Die bloß möglichen Dinge erforden auch nur einen möglichen Raum; und da die Möglichkeit nichts wirkliches ist: so kann man ihr auch keinen Ort anweisen, wo sie seyn sollte. Nur die wirklichen Dinge erfordern eine Bestimmung eines gewissen Orts, wo sie seyn können. So wenig man also sagen kañ, daß die möglichen Dinge in unsrer Welt sind: so wenig kann man auch sagen, daß sie da anfangen, wo die Welt aufhöret. Die möglichen Dinge können niemals wo anfangen. Das Anfangen setzet schon eine Wirklichkeit voraus. So bald man aber einräumet, daß die Welt eine endliche und umschränkte Weite hat; so deucht mich, muß man auch zugestehen, daß ein wirklicher obgleich leerer Raum außer unsrer Welt sey. Dieses sind ganz unzertrennliche Dinge. Man setze einmal, daß jemand an dem äußersten Ende des umschränkten Weltgebäudes stehet. Entweder er kann alsdenn seinen Arm ausstrecken oder nicht. Kann er ihn nicht ausstrecken: so müssen es andere körperliche Dinge verhindern. Dieses wäre aber alsdenn nicht das Ende des Weltgebäudes. Kann er ihn aber ausstrecken: so ist ein leerer aber wirklicher Raum vorhanden. Denn

das Nichts, das ganz und gar nicht vorhanden ist, hat weder für sich, noch gegen andre Dinge Wirkungen und Eigenschaften; und in ein bloßes Nichts kann man auch den Arm nicht ausstrecken.

Uebrigens finden wir nicht, daß unsere Erklärung des Raumes und die Leibnitzische so nahe mit einander verwandt sind, als unser Herr Correspondent glaubet. Die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander sind, denn so heißt die Leibnitzische und Wolfische Erklärung, und der Aufenthalt der Dinge, sind ganz weit unterschiedene Begriffe. Die Ordnung ist allemal in den Dingen selbst, und ist allemal eine Eigenschaft der Dinge in Betrachtung auf die Erkenntniß eines andern Dinges. Der Aufenthalt aber zeiget allemal außer den Dingen noch etwas anderes wirkliches an. Das Beyspiel von einem Büchervorrath erläutert die Sache vollkommen. Die Ordnung der Bücher ist in den Büchern selbst, in so ferne sie von jemand betrachtet wird. Der Aufenthalt der Bücher aber zeiget außer den Büchern noch etwas anders als wirklich an: nämlich das Zimmer, darinnen die Bücher sind. Und niemals wird man etwas finden, bey dem der Aufenthalt und die Ordnung einerley sind. Es giebt aber unzählige Dinge, da sie nicht beysammen sind. Von einem Geträideboden, wo eine Menge von einerley Geträide aufgeschüttet ist, kann man sagen: Hier ist ein Aufenthalt einer Menge Geträides. Man kann aber nicht sagen, daß daselbst eine Ordnung sey. Die Leibnitzische Erklärung des Raums hat also mit der unsrigen gar kei-

ne Verwandtschaft. Sie verleitet aber zu einer Menge falschen Schlüsse und Erfindungen in der Weltweisheit. Diese Erklärung, wie ich vielleicht im folgenden Monat zeigen werde, hat den Freyherrn von Wolf allein verführet, zu glauben, daß aus einfachen Dingen, die weder Größe noch Theile haben, dennoch zusammengesetzte Dinge entstehen können, die Größe und Theile haben, welches gewiß eine der allerungegründetsten und widersprechendsten Lehren in der Weltweisheit ist.

Ehe wir uns zu den Einwürfen selbst wenden: so müssen wir noch ein paar Worte von demjenigen reden, was unser gelehrter Herr Correspondent zum Grunde seiner Einwürfe und zum vornehmsten Augenmerke seiner Abhandlung gesetzet hat, nämlich daß, sich wegen der beständigen Ordnung der Welt kein leerer Raum darinnen befinden könnte, weil sonst die Ordnung und der Zusammenhang unterbrochen würde. Man glaubt also, daß bey einer Ordnung alles erfüllet seyn müsse. Allein uns deucht, daß nichts weniger als dieses zur Ordnung erfordert werde. Die Ordnung ist die Aehnlichkeit, oder vielmehr die Wahrnehmung der Aehnlichkeit des Mannichfaltigen in der Folge auf und neben einander. Indem das Mannichfaltige auf und nebeneinander folget: so wird nicht erfordert, daß das Mannichfaltige dergestalt nahe bey einander sey, daß gar kein leerer Zwischenraum bleibt. Die Folge ist einerley, ob das Mannichfaltige nahe oder weit auf einander folget, wenn nur bey dem Mannichfaltigen auch in dieser Folge eine Aehnlichkeit wahrzuneh-

zunehmen ist. Bey der Ordnung der Soldaten, bey den Processionen, welches Gleichnisses sich der Freyherr von Wolf bedienet, und bey allen andern Dingen, woran wir Ordnung wahrnehmen, können leere Zwischenräume seyn, und sie sind auch in der That vorhanden, ohne daß die Ordnung und der Zusammenhang unterbrochen wird. Vielmehr schadet das Anfüllen der Ordnung, weil alsdenn die Folge aufhöret, ohne welche keine Ordnung seyn kann. Wird man wohl sagen, daß auf einem mit Menschen dicht angefüllten Marktplatze, oder in einem Kasten, welcher dergestalt mit Büchern angefüllet ist, daß kein einziges mehr Platz hat, Ordnung vorhanden sey? Wir halten es nicht. Da nun die Ordnung das Anfüllen keinesweges erfordert: so kann man auch nicht zum Grunde setzen, daß der Ordnung halber, die man der Welt zugestehen muß, alles angefüllt seyn müsse; sondern es bleibt allemal die Frage vorher zu erörtern übrig, ob sich die Ordnung der Welt, die natürlichen Erscheinungen und die Bewegung der Weltkugeln besser erklären läßt, wenn man in der Welt einen angefüllten oder einen leeren Raum annimmt. Wir getrauen uns unsere Leser zu überzeugen, so viel als es der enge Platz erlauben will, daß das letztere eine weit glücklichere Erklärung zuläßt. Lasset uns nun die Einwürfe selbst betrachten.

Unser geehrtester Herr Correspondent gestehet zwar die Ungültigkeit des ersten Beweises, den der Herr von Leibnitz wider die Wirklichkeit des Raums vorgebracht hatte. Er findet aber bey unserer

Auflö-

Auflösung in den Nebensachen unterschiedenes zu erinnern. Dieses betrifft den Satz des zureichenden Grundes. Freylich hat weder der Herr von Leibnitz, noch ein andrer neuerer Weltweise, als einen Lehrsatz behauptet, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen einzusehen fähig sind. Allein es ist desto schlimmer, daß sie aus allzugroßer und verblendeter Liebe für diesen Grundsatz denselben durchgängig und ohne Unterschied haben anbringen wollen, ohne, daß sie bedacht hätten, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen einzusehen nicht im Stande sind. In diesem von uns angeführten ersten Beweise des Herrn von Leibnitz ist es offenbar, daß er einen zureichenden Grund einzusehen verlanget hat, wo er schlechterdings über unsere Erkenntniß ist. Denn wir mögen den Raum als wirklich ansehen oder nicht: so können wir schlechterdings keinen zureichenden Grund finden, warum Gott diese Dinge hier, und nicht anders wo, geordnet hat. Und auf diese Art wird man gar vielfältig finden, daß die Freyherren von Leibnitz und Wolf und ihre Nachfolger, nicht zwar mit ausdrücklichen Worten, sondern nach der unumgänglichen Folge ihrer Schlüsse, voraus setzen, man müsse von allen Dingen einen zureichenden Grund einsehen können. Ich werde dieses in der Folge meiner philosophischen Abhandlungen gar oft zu zeigen Gelegenheit haben, und dieses ist in der That die Hauptquelle alles Irrthums in der neuern Weltweisheit. Mich deucht auch nicht, daß der Satz des zureichenden Grundes das Hauptwerk eines Philosophen seyn muß. Jedermann wird

uns ganz willig zugeben müssen, daß der Satz des zureichenden Grundes nur lediglich deshalb gültig ist, weil er aus dem Satze des Widerspruchs bewiesen werden kann; ob zwar dasjenige noch kein Beweis ist, was der Freyherr von Wolf in diesem Stücke geleistet hat *. Denn da man in der Weltweisheit nichts ohne Beweis annehmen kann, was nicht unleugbar einer durchgängigen Erfahrung und Erkenntniß gemäß ist: so kann man am allerwenigsten einen Grundsatz ohne diese Erfordernisse annehmen. Niemand aber kann sagen, daß der Satz des zureichenden Grundes diese Eigenschaften hat. Denn er hat weder eine unleugbare Erfahrung, noch offenbare Erkenntniß vor sich, weil wir in unzähligen Dingen einen zureichenden Grund nicht einsehen können. Dahingegen ist der Satz des Widerspruchs allemal in einer unleugbaren Erfahrung und Erkenntniß gegründet. Denn bey allen und jeden Sachen erkennet unser Verstand ohne Ausnahme, daß ein Ding nicht zugleich seyn und auch nicht seyn kann. Wenn nun der Satz des zureichenden Grundes erst durch den Beweis aus einem andern Grundsatze seine Gültigkeit erhalten muß: so kann er nicht das Hauptwerk eines Philosophen seyn, sondern sein vornehmstes Augenmerk muß seyn, daß sich seine Schlüsse auf den Satz des Widerspruchs gründen, oder wenigstens demselben nicht entgegen sind. In diesem letztern Falle, und nicht eher, kann man aus dem Satze des zureichenden Grundes schlüßen. Es will hierbey nichts sagen, daß man öfters etwas für wider-

* Metaph. 1 Th. §. 30. 31.

widersprechend hält, was in der That nicht ist. Aus einem unrechten Gebrauche oder schwachen Einsicht kann man keine Sache beurtheilen; und will man nicht eben so oft einen zureichenden Grund finden, der nichts weniger als wahr ist? Es ist also so weit gefehlt, daß der Satz des zureichenden Grundes das Hauptwerk eines Weltweisen seyn muß, daß es vielmehr sein vornehmstes Augenmerk seyn muß, diesen Grundsatz allenthalben dem Satze des Widerspruchs nachzusetzen, und ihn in seine engen und gerechten Gränzen einzuschließen. Ich werde dieses weitläuftiger zeigen können, wenn ich einmal von dem Satze des zureichenden Grundes und desselben Gränzen ausführlicher handeln werde.

Dasjenige, womit wir den zweyten Beweis des Herrn von Leibnitz entkräftet haben, scheinet unserm werthesten Herrn Correspondenten nicht hinlänglich zu seyn. Der Herr von Leibnitz gründete seinen Beweis darauf, daß ein leerer Raum der Vollkommenheit der Welt nicht gemäß sey. Hierwider haben wir weiter nichts zeigen wollen, als daß dieser Beweis keine Gültigkeit hat, wenn man nicht vorher viele andere Dinge beweiset, nämlich daß das angefüllte zur Vollkommenheit und Einrichtung der Welt mehr beyträgt, als ein leerer Zwischenraum. Unser Herr Gegner hat weder diesen Beweis geleistet, noch gezeiget, daß wir ihn mit Unrecht gefordert haben. Wir können also bey demjenigen, was er erinnert, ganz kurz seyn.

Dem ersten Einwurfe, daß man an der Wahrheit einer Sache nicht zweifeln solle, wenn man

gleich ihren zureichenden Grund nicht einsiehet, sind wir bereits zuvor gekommen. Wir haben mit deutlichen Worten gesagt, daß bey der Anfüllung mit einer Materie ohne Creaturen unmöglich ein zureichender Grund vorhanden seyn kann, wenn man nicht vorher zeiget, daß diese Materie zur Vollkommenheit und bessern Einrichtung der Welt erforderlich ist. Ganz anders ist es mit den Sandbergen in der Wüsten Arabien beschaffen: und man kann hier zureichende Gründe ganz wohl einsehen. Sie dienen die Hitze zu vermehren, welche hernach andern Ländern durch die Winde mitgetheilet wird; sowohl als eben diese Winde zu gewissen Zeiten zu befördern, und zu gewissen Zeiten aufzuhalten und zu vermindern: und was könnte man hier nicht für vielfältigen Nutzen ausfindig machen? Wenn man aber sagt, daß dennoch in der subtilen Himmelsluft materielle Creaturen leben können: so setzet man allzuviel voraus. Vors erste nimmt man diese subtile Himmelsluft allemal unbewiesen an: und sodann bleibt allemal noch die Frage zu erörtern übrig, ob auch in einer solchen Luft die allerkleinsten materiellen Geschöpfe leben können, die man sich nur immer einbilden kann. Alles was lebet, bedarf einer Luft, die, ob sie gleich unermeßlich subtiler ist, als die unsrige, dennoch einerley Natur mit derselben seyn muß. Ich werde aber unten zeigen, daß der Aether, gesetzt, daß er vorhanden wäre, mit unsrer Luft unmöglich einerley Natur seyn kann. Vielleicht würde es auch durch Erfahrungen zu beweisen seyn, daß in dem Aether auch die subtilesten Thierchen nicht leben können. Wenn man die

durch

durch die Löwenhökischen Gläser entdeckten Thiergen unter die Luftpumpe bringen, und daselbst eine Zeitlang lassen könnte: so würden sie gewiß sterben. Dennoch werden die Gegner willig zugeben, daß der Aether nicht weggepumpt wird. Zu geschweigen, daß man solchen Entdeckungen unsichtbarer Thiergen durch die Vergrößerungsgläser nicht so schlechterdings trauen darf, weil vieler Irrthum mit unterläuft. Ich erinnere mich einer Begebenheit, da ein gelehrter Freund durch ein Löwenhökisches Vergrößerungsglas ein den Augen unsichtbares Thiergen sehen und davon auf das ungezweifelteste überzeugt seyn wollte, da es doch weiter nichts als ein sehr subtiles Fäsgen war, davon die subtilen rauchen Zäsergen Füße vorstelleten, und welches die Luft und vielleicht auch unser Athem gelinde bewegte. Seit der Zeit habe ich mir die Regel gemacht, von dergleichen Entdeckungen kaum die Hälfte für wahr zu halten.

Bey dem dritten Beweise des Herrn von Leibnitz, erinnert der Herr Verfasser dieser Einwürfe abermals, daß eine leblose Materie dem Nichts, oder vielmehr dem leeren Raume, vorzuziehen sey, ohne jedoch weitere Gründe anzuführen. Es bedarf dieses hier abermals keiner Widerlegung, weil es sich in der Folge ergeben wird, ob das Angefüllte oder der leere Raum der Vollkommenheit und der Einrichtung der Welt mehr gemäß ist. Man leugnet auch gar nicht, daß Etwas zu Nichts eine wahrhaftige Proportion ist, ob schon der Beweis schwer halten dürfte. Denn mit mathematischen Begrif-

sen kann man in der Metaphysik nicht viel Wahrheiten ausfindig machen.

Es ist dieses vielmehr der Weg, welcher den Herrn von Leibnitz und andere zu Irrthümern geführet hat. Nur ist hiervon anitzo die Rede nicht, sondern ob das Vacuum oder die Materie bey allen und jeden Einrichtungen besser sey. Es wird sich dieses in der Folge zeigen. Damit wir uns aber im Vorbeygehen gleichfalls einer mathematischen Erläuterung bedienen: so kann man nicht sagen, daß Eins allemal besser ist, als Null. Gewisse Einrichtungen der Zahlen erfordern nothwendig Nullen. Wie, wenn die Einrichtung des Weltgebäudes gleichfalls leere Zwischenräume nothwendig erforderte? Man siehet also, daß mit dergleichen mathematischen Begriffen nichts ausgerichtet ist.

Ich hatte wider die subtile Himmelsluft einen sehr wichtigen Einwurf gemacht, nämlich, daß alsdenn der Lauf der Planeten vermindert werden würde. Viele gelehrte Gönner haben so wohl in ihren Briefen, als mündlichen Unterredungen, bezeuget, daß dieser Einwurf sehr stark sey; und man wüßte ihn nicht zu heben. Es scheinet aber, daß er eines Theils dem Herrn Verfasser dieser Einwürfe so wichtig nicht vorgekommen ist, und andern Theils dünkt es uns, daß wir hier nicht recht verstanden worden sind. Denn wir haben niemals gesagt, daß die Planeten ohne subtile Himmelsluft geschwinder laufen würden, oder, daß diese Luft verursachen müßte, daß die Planeten eine langsamere Bewegung bekämen. In der Hauptsache erinnert der

Herr

Herr Gegner, er sey überzeugt, daß diese subtile Himmelsluft der Bewegung der Himmelskugeln nichts in Weg legen würde, und wir finden keinen andern Grund, als weil die Triebfedern dieser Bewegung schon so stark wären, dem im Wege stehenden Aether Troß zu biethen. Man weis nicht, was der Herr Verfasser durch diese Triebfedern verstehet. Meynet er, daß die Allmacht Gottes die Himmelskugeln, ungeachtet des im Wege stehenden Aethers, in ihrem unverminderten Lauf erhalten würde: so heißt dieses nicht philosophirt. Denn wenn wir in Erklärung der natürlichen Begebenheiten zur Allmacht Gottes unsere Zuflucht nehmen wollen: so haben wir ganz und gar keine Philosophie nöthig. Verstehet aber der Herr Verfasser dieser Einwürfe durch die Triebfedern, die natürlichen Ursachen der Bewegung: so ist es offenbar, daß diese natürliche Ursachen denen Wirkungen andrer natürlichen Ursachen ausgesetzt seyn müssen. Nun ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß die Materie, sie sey auch so zart als sie wolle, der Materie widerstehet; und dieser Widerstand muß eine Wirkung hervorbringen, weil man sonst von einer Sache zugleich etwas bejahen und auch verneinen würde. Die natürlichen Ursachen, welche die Triebfedern der Bewegung der Himmelskörper sind, mögen also so stark seyn, als sie wollen: so können sie nicht machen, daß die natürliche Eigenschaft des Aethers, als einer Materie, aufhöret, vermöge welcher er der Materie widerstehet; und Gott selbst kann nicht machen, daß der Aether diese Eigenschaft

nicht hat, wenn er nicht das materielle Wesen dieser subtilen Himmelsluft aufheben, und eine ganz andere Sache hervorbringen will. Da nun dieser Widerstand der subtilen Himmelsluft eine Wirkung hervorbringen muß: so ist es klar, daß sich die Planeten in ihrem Laufe vermindern müßten, wenn diese subtile Himmelsluft vorhanden wäre.

Uebrigens haben wir niemals behaupten wollen, daß die Luft die Bewegung hindere, sondern nur, daß sie dadurch geschwächet werde; und dieses wird wohl niemand leugnen, welcher die Natur der Luft erweget. Unzählige Erfahrungen beweisen dieses. Was merket man nicht für eine weit stärkere Schwächung einer Büchsenkugel, wenn sie bey Winde oder dicker Luft abgeschossen wird, als wenn die Luft stille und dünner ist. Dargegen kann die von unserm Herrn Correspondenten angeführte Erfahrung hier nicht gelten. Das Fallen der Körper kann in eigentlichem Verstande keine Bewegung genennet werden, und die größre Geschwindigkeit im Fallen, wenn die Kugel weiter herunter kömmt, kann ganz wohl erkläret werden, ohne daß daraus folgt, daß die Luft die Bewegung nicht schwäche. Der Platz verhindert es, diese Erklärung zu leisten. Denn wir müßten vorher untersuchen, ob die Schwere der Materie eigenthümlich zustehe, oder von einer andern schwermachenden Materie herkomme. Vielleicht unterziehen wir uns aber dieser Untersuchung bald in einer eignen Abhandlung, weil wir die vielerley Materien und Kräfte, welche die neuere Weltweisheit erschaffen hat, vor allen Dingen in

ihrem Nichts darstellen möchten. In der That ist es zu verwundern, wie eine Philosophie in Deutschland bey so vielen gelehrten Leuten von großer Einsicht hat Beyfall finden können, die zu Erklärung der Eigenschaften der Dinge und der natürlichen Begebenheiten alle Augenblicke entweder eine besondere Kraft, oder eine besondere solche Eigenschaft machende Materie zu Hülfe ruft. Wenn sich ein geschickter Kopf die Mühe geben wollte, alle diese besondern Kräfte und Materien in ein richtiges Verzeichniß zu bringen, die nur in des Freyherrn von Wolf Schriften vorhanden sind, so würde ein wunderlicher Mischmasch von Materien und Kräften heraus kommen, die das allerweiseste Wesen, welches zu Erreichung seiner Absichten so wunderliche Wege, als die Erschaffung so vieler besondern Kräfte und Materien ist, gar nicht nöthig hat, dennoch sämmtlich erschaffen haben soll.

Bey dem letztern Beweise des Herrn von Leibnitz glaubet unser gelehrter Herr Correspondent, daß wir als einen unvollkommenen Beweis verwerfen, daß die Sonne ohne leeren Raum die um sie laufenden Himmelskörper anziehen könne; und doch behaupteten wir selbst ohne Beweis, daß die Sonnenstrahlen diese anziehende Kraft sey. Vielleicht wird man diesen Vorwurf zurück nehmen, wenn wir die Sache deutlicher zu machen suchen. Der Herr von Leibnitz behauptete, daß sich die Körper in der Ferne ohne ein darzwischen kommendes Mittel einander nicht anziehen könnten; und lediglich deshalb schloß er, daß zwischen den Himmelskörpern

alles mit Materie angefüllet seyn müsse, und folglich kein leerer Raum vorhanden seyn könne. Wenn man ihm nun zeigen konnte, daß noch ein anderes Mittel vorhanden sey, ohne die Materie, die er lediglich deshalb folgerte, wodurch sich die Himmelskörper in der Ferne anziehen konnten: so wird jedermann einsehen, daß solchemnach dieser sein Beweis wider den leeren Raum hinweg fallen mußte. Dieses Mittel fand ich in den Sonnenstrahlen. Folglich ist sein Beweis nicht ohne Ursache verworfen worden: und man kann auch nicht sagen, daß dieses Mittel ohne Beweis angenommen sey. Es ist ein ganz gültiger Schluß, von der Wirkung auf die Ursache zu schließen: und diese Wirkung ist offenbar, weil sich um die Sonne keine andern Körper bewegen, als welche die Wirkung ihrer Strahlen genießen. Man kann ganz kühnlich behaupten, daß die Sonnenstrahlen nicht weit über den Saturn hinaus gehen. Die Sonne ist in dem Saturn bey nahe zehenmal kleiner, als sie uns vorkommt. Wenn man nun die Weite des äußersten Saturnusmonden von dem Saturn selbst bedenket: so wird in diesem äußersten Monden des Saturn, den viele Gelehrten noch nicht einmal für den leztern halten, die Sonne die Größe eines Fixsterns nicht sehr übertreffen, und folglich muß die Wirkung ihrer Strahlen daselbst aufhören. Es macht auch keinen Einwurf aus, daß die Erde zuweilen großentheils durch den Mond der Sonnenstrahlen beraubet wird. Es würde nicht einmal einen Einwurf abgeben, wenn diese Beraubung der Sonnen-

strahlen gänzlich geschähe. Denn man hat niemals gesagt, daß das Anziehen der Sonnenstrahlen lediglich allein die Gesetze der Bewegung und die Richtung des Laufs der Planeten ausmache. Es können und sind noch viele andere natürliche Ursachen vorhanden, welche nicht zugeben, daß die Planeten aus ihrer Bahn ausschweifen. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Cometen. Die übrigen Gesetze ihrer Bewegung, und die Ursachen der Richtungen ihres Laufs leiden dadurch nichts, wenn sie gleich der Strahlen von unserer Soñe beraubet werden.

Uebrigens haben unterschiedene Briefe würdiger Gelehrten dieses angenommene Anziehen der Planeten durch die Sonnenstrahlen für sehr wahrscheinlich und vernünftig gefunden. Ja sie haben hinzugesetzt, daß die vorhandene Wirkung die Sache fast außer allen Streit setze. Denn die kleinern und folglich leichtern befänden sich am nächsten bey der Sonne. Dahingegen die größern nach der Proportion ihrer Größe am weitesten entfernet wären. Ich bin hierdurch auf die Spur gebracht worden zu finden, daß auch so gar der Stand der Planeten von der Sonne ihrer Größe unter einander proportionell sey. Mars und Venus geben nach der Ausrechnung einiger Sternseher Zweifel an die Hand, die aber vielleicht gar wohl zu heben seyn werden, wenn ich die Sache näher untersuche.

Wir hatten einen Beweis des Herrn Clarke sehr bündig gefunden, worinnen er sich vorstellete, daß Gott das ganze Weltgebäude in einer geraden Linie in Bewegung brächte. Der Herr von Leibnitz

konnte

konnte oder wollte diese richtigen Schlüsse nicht einsehen, sondern antwortete lediglich, daß Gott solches nicht thun würde. Eben diesen Einwurf macht unser Herr Correspondent, ohngeachtet wir die Richtigkeit dieses Beweises mit andern Gründen befestiget hatten, wider welche man aber nichts erinnert. Da wir uns nun in dieser Beantwortung einer gleichen Art zu schließen bedienet haben: so wollen wir noch einmal versuchen, die Sache deutlicher zu machen. Wenn jemand einen gewissen Satz mit Grunde behaupten will; so darf bey einer richtigen Folge niemals etwas falsches oder widersprechendes daraus abfolgern. Dieses ist das vornehmste und ungezweifelteste Kennzeichen der Wahrheit. So bald man also zeigen kann, daß aus dem entweder ohne Beweis oder mit vermeyntlichem Beweis angenommenen Satze eines andern durch eine richtige Folge etwas falsches oder widersprechendes folget: so ist dieser Satz ganz ungezweifelt falsch. Die Sache ist so bekannt, daß man keine Worte deshalb verschwenden darf. Wer weis nicht den gemeinen Satz: vnde falsum sequitur, illud falsum est. Zu der Richtigkeit der Folge, die man aus dem angenommenen Satze herleitet, wird nichts weiter erfordert, als daß die Sätze, die man dabey anwendet, in logikalischem Verstande wahr sind, das ist, keinen Widerspruch in sich halten. Es kommt hierbey nichts weniger als darauf an, ob die Dinge wirklich geschehen werden, welche in den hinzugefügten Sätzen enthalten sind, sondern nur ob sie möglich sind. In den Schlüs-

sen befindet man sich gleichsam nur in dem Reiche der möglichen Dinge; und hier ist alles wahr, was möglich ist. Man verlanget von dem Satze des Gegners gleichfalls weiter nichts, als daß die Sache möglich ist. Wenn aber, ohngeachtet der möglichen Dinge, die ich hinzusetze, dennoch durch eine richtige Folge etwas unmögliches oder ein Widerspruch heraus kommt: so ist es ja über alle maaßen begreiflich, daß die Schuld nicht an den möglichen Dingen, die ich hinzugesetzt habe, sondern an dem Satze meines Gegners liegen muß, der folglich ungezweifelt falsch ist. Man wende dieses auf den Beweis des Herrn Clarke an: so wird die Sache ungemein deutlich werden. Er nimmt den Satz des Herrn von Leibnitz als wahr an, daß der Raum die Ordnung der Dinge sey, die zugleich und neben einander sind. Er setzet aber zwey mögliche Dinge hinzu, nämlich, daß das Weltgebäude eine umschränkte Weite haben, und daß es Gott in einer geraden Linie in Bewegung bringen könne. Hieraus zeiget er nun durch eine richtige Folge, daß ein Widerspruch oder etwas unmögliches herauskommt, weil alsdenn die Welt eine Veränderung und zugleich auch keine Veränderung leiden würde. Dieser Widerspruch und Unmöglichkeit liegt nicht an den Sätzen des Herrn Clarken, weil man sonst zeigen müßte, daß es etwas widersprechendes sey, wenn das Weltgebäude eine umschränkte Weite hätte, und wenn es von Gott in Bewegung gebracht würde. Folglich liegt die Schuld an dem Leibnitzischen Begriffe von dem Raume, den Herr Clarke als

wahr

wahr vorausgesetzt hatte, und dieser ist also offenbar falsch und widersprechend. Was will man demnach hier mit dem Satze des zureichenden Grundes, nämlich daß Gott eine solche Bewegung niemals vornehmen würde? Dieser Satz gilt nur, wenn man die Beschaffenheit der wirklichen Dinge untersuchet. Hier ist aber die Frage, ob die vorausgesetzten Begriffe möglich oder unmöglich sind. Dieses kann man aus Nichts, als aus dem Satze des Widerspruchs, entscheiden; und so bald man wider denselben mit dem Satze des zureichenden Grundes kämpfen will: so verfällt man in Träume und leere Erdichtungen. Vielleicht ist nunmehr die Sache begreiflicher geworden. Wer sich die Mühe nehmen will, den Beweis des Herrn Clarke in eine demonstrationem apogogicam zu bringen, wie sie der Freyherr von Wolf nennet *. der wird befinden, daß er ungezweifelt, und diese Art zu schließen ungemein richtig ist.

Nachdem wir nun solchergestalt den Beweis des Herrn Clarke von allen Einwürfen gerettet haben: so können wir uns entübriget halten, auf die weitere Ausflucht des Herrn von Leibnitz, die auch unser Herr Gegner beybehält, weiter zu antworten. Dasjenige, womit er bereits widerleget ist, stehet noch unbeweglich. Vielleicht wird man den Widerspruch eher einsehen, wenn man sich vorstellet, daß etwas in einer geraden Linie beweget wird, und doch an einem Orte verbleibet, wohin das Gleichniß mit der Billardkugel nicht gehöret. Es ist auch hier gar

* Logic. lat. Part. 2. Sect. 1. Cap. 2. §. 553.

gar nicht die Frage, ob der Ruhestand und die Bewegung in einer einzigen Veränderung wahrgenommen werden kann: sondern ob es verschiedene Zustände sind, und verschiedene Wirkungen vorhanden sind. Dieses wird man wohl nicht leugnen, und sowohl bey der Fortseglung des Schiffes, als der Schwenkung eines Glases, sind verschiedene Zustände vorhanden, die verschiedene Wirkungen hervorbringen.

Indem wir mit Herr Clarken daher einen Beweis genommen haben, daß der Raum eine Größe sey, welches man von der Ordnung nicht sagen kann: so müssen wir bedauren, daß wir von unserm Herrn Correspondenten überall nicht recht verstanden sind. Wir haben vors erste niemals eine Erklärung der Größe geben wollen. Wir haben gesagt, daß der Abstand, oder die Weite eines Dinges von dem andern, eine Größe ausmacht, nicht aber eine Größe sey der Abstand oder die Weite eines Dinges von dem andern. Wenn wir das letztere gesagt hätten: so hätten wir eine Erklärung geben wollen. Der Unterschied ist leicht begreiflich. Wir haben gleichfalls nicht gesagt, daß wir deshalb die Größen und Ordnungen nicht zusammen fügen können, weil aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden keine Größen entstehen, sondern nur, daß in dem Vorhergehen und Nachfolgen keine Größe bestehet. Diese unsere Begriffe sind auch verändert, da von den Proportionen die Rede ist. Es ist wahr, es ist nichts ungereimtes, wenn ich sage, diese Größe befindet sich fünfmal in einer andern, oder diese begreift

greift jene fünfmal in sich. Allein alsdenn sind zwey verschiedene Größen: und hiervon ist die Rede nicht. Wenn man aber sagt, es ist eine Größe von einer Größe: so verstehet es sich von einerley Größe: und dieses ist etwas ungereimtes. Wie viel kommt es doch darauf an, die eignen Worte seines Gegners genau beyzubehalten? Der Streit beruhet hier lediglich darauf, ob die Ordnung, als ein pures ens relatiuum, das im physischen Verstande nichts wirkliches ist, eine Größe sey oder habe. Da nun die Gründe des Herrn Gegners hierauf nicht gerichtet, noch die unsrigen, die es verneinen, angegriffen sind, sondern vielmehr willig zugegeben wird, daß in dem Vorhergehen und Nachfolgen keine Größe bestehet: so gehet uns das übrige, was hier gesaget wird, nichts an.

Dasjenige, was wir im Vorbeygehen gesagt haben, nämlich, daß aus der gegenseitigen Meynung folgen würde, ein Körper könne niemals im Ruhestande seyn, ist gleichfalls nicht recht verstanden worden, ob wir gleich nicht leugnen, daß wir uns hier deutlicher hätten erklären können. Wir vermutheten aber hierwider keine Einwürfe. Solchemnach müssen wir uns erklären, daß wir hier nicht verstehen, als wenn bey der Fortrückung des einen Körpers sich alle Reihen der andern Dinge bewegen müßten, so wie etwann dicht an einander anstoßende harte Körper thun, sondern der Verstand dieser wenigen Worte ist folgender. Wenn man behauptet, daß der Raum die Ordnung der Dinge ist, die zugleich und neben einander sind: so ist es gewiß, daß

alle

alle Augenblicke dieser oder jener Körper die Ordnung verändert. Da nun in einer Ordnung ein jedes Ding gegen alle übrige seinen Stand und Richtung hat, die folglich alle Augenblicke verändert wird: so folget daraus, daß niemals ein Körper in Ruhestand, sondern beständig in einer relativen, obgleich nicht reellen Bewegung ist. Diese relative Bewegung hat aber dennoch allemal ihre reellen Wirkungen. So viel ist hier zu verstehen. Es wird aber nicht viel darauf ankommen. Weshalb es auch nur im Vorbeygehen angeführet wurde.

Weil hier die Rede von der Bewegung ist: so wollen wir dasjenige untersuchen, was der Herr Verfasser in dem Eingange seiner Einwürfe hiervon beygebracht hat. Es ist wahr, der angefüllte Raum hindert die Bewegung nicht. Allein nur wenn von den bewegenden Körpern auf unserer Weltkugel die Rede ist. Hier siehet man ganz wohl, daß das Angefüllte, oder die Luft, die Bewegung eines Pfeils, einer Canon-und Büchsenkugel und dergleichen nicht hindert, sondern nur nach und nach schwächt. Wenn man aber sagt, daß das Angefüllte die Bewegung hindere: so verstehet man es von der Bewegung der Himmelskörper; und hier hat die angeführte Erfahrung unsers Herrn Correspondenten gar kein Gewichte. Man muß einen Unterschied zwischen einer gewaltsamen Bewegung machen, und zwischen einer Bewegung, die aus natürlichen Ursachen erfolgen soll. Wenn Gott die Weltkugeln so gewaltsam schüttelte, als man bey dieser Erfahrung die harten Kugeln in dem mit Wasser angefüllten gläsernen

Cylinder schütteln muß: so könnte die Bewegung der Himmelskörper freylich ganz wohl erfolgen, ungeachtet zwischen ihnen alles angefüllet wäre. Allein, dieses thut Gott nicht, sondern wir können gewiß versichert seyn, daß es seine Weisheit so eingerichtet hat, daß alles aus natürlichen Ursachen erfolgt, und in diesem Falle können wir nicht einsehen, wie und auf was Art und Weise die Bewegung der Weltkugeln möglich ist, wenn alles angefüllt wäre. Wir wollen die Sache zu erklären suchen, so viel als es der Platz zulassen will.

Ein Philosoph muß nicht allein zu erklären wissen, daß etwas geschicht, sondern auch wie und auf was Art und Weise es möglich ist, daß es geschicht. Es ist also nicht genug, daß man sagt, die Planeten haben ihren Stand, Richtung und Bewegung nach den und den Gesetzen, sondern man muß auch die Art und Weise zeigen, wie es möglich ist. Dieses gehet aber schlechterdings nicht an, wenn man voraussetzt, daß alles erfüllet ist. Der ältere Herr Bernoulli * hat ausgerechnet, daß sich um unsere Erdkugel ungefähr 66000000000000000 Centner Luft befinden. Wenn man dieses gegen die Schwere der Erdkugel selbst hält und annimmt, daß sie nach des Herrn Piccards Rechnung 6538549 Pariser Ruthen im Durchmesser hat: so kann man das Gewichte der Erdkugel gleichfalls bestimmen, wenn man nämlich einen Quadratfuß Erde abwieget, und die größere Schwere der Felsen

* Memoires de l'Acad. Roï. des Sciences 1703. p. 101.

sen und der Mineralien gegen das Wasser rechnet, welches etwas leichter ist, als die gemeine Erde. Nach einem gemachten Ueberschlage sehe ich wenigstens so viel, daß die ganze Schwere der Erdkugel an die Schwere der Luft, die sie umgiebt, noch nicht hinan reicht. Folglich ist es begreiflich, wie es möglich ist, daß die Erdkugel in ihrem Stande und Richtung erhalten werden kann. Man siehet aber diese Möglichkeit nicht ein, wenn alles durchgehends mit einer subtilen Himmelsluft erfüllet ist.

Es ist ausgemacht, daß die Luft immer dünner wird, je höher sie von der Erdkugel entfernet ist. Folglich müßte sie endlich am äußersten Ende des Erdenluftkreises mit der subtilen Himmelsluft einerley Natur und Beschaffenheit haben. Hierdurch würde sie aber ihre Kraft, die Weltkugel in ihrem Stand und Richtung zu erhalten, da sie von dem allenthalben angrenzenden Aether nicht genug unterschieden wäre, und da sie folglich noch immer ein Wesen von einerley Natur mit ihr vor sich fände, welches sie forttreiben und wohin sie vor dem Druck der Weltkugel ausweichen könnte, um einen großen Theil verlieren.

Man wird um so viel mehr überzeugt, daß zwischen den Weltkugeln keine subtile Himmelsluft vorhanden seyn kann, wenn man auf die Bewegung dieser Weltkörper selbst kommt, und erklären will, auf was Art und Weise sie möglich seyn kann. Man kann die Möglichkeit dieser Bewegung auf keine andere Art einsehen, als daß die um die Weltkugeln befindliche Luft, welche sie in ihrem Stande

und Richtung erhält, gleich einem Wirbel sich drehet, und in dem unermeßlichen Nichts (in Absicht gegen die Materie) gleichsam fortwälzet. Wenn aber alles mit einer subtilen Himmelsluft erfüllet ist: so siehet man nicht, da die Luft unserer Weltkugel endlich sehr subtil und mit dem Aether einerley Natur werden muß, wie sich die um unsere Weltkugel befindliche Luft an einem gewissen Orte brechen, und für sich allein bewegen kann, und warum sich nicht vielmehr die ganze subtile Himmelsluft zugleich mit bewegen müßte. In diesem letztern Falle aber würde sich die Möglichkeit der Bewegung der Planeten verlieren, wenigstens in so weit, daß sie keinen Lauf haben, sondern sich nur auf einer Stelle um ihre Axen bewegen könnten. Denn diese subtile Himmelsluft, da hier Materie von einerley Natur gegen einander ist, würde der um den Planeten befindlichen obern subtilen Luft widerstehen, und den Fortgang nicht zulassen, wenn nicht der Aether fortgetrieben würde. Alle diese unüberwindlichen Schwierigkeiten aber fallen weg, wenn der Raum zwischen den Himmelskörpern leer ist. Ich werde so wohl dieses, als das vorhergehende, zu seiner Zeit ungemein deutlich zu machen suchen, und allen möglichen Einwürfen hinlänglich begegnen.

Ueberhaupt werde ich dereinst zeigen, daß diese subtile Himmelsluft zwischen den Weltkugeln ihrer Natur nach, nicht vorhanden seyn kann. Ich werde beweisen, daß die Luft ihrer Beschaffenheit nach von der Sonne beständig verzehret werden muß, und daß hingegen dieser Abgang durch die

Ausdünstungen ersetzet wird, welche wieder zu Luft werden. Da nun diese subtile Himmelsluft nach einer ganz natürlichen Folge wenigstens ein Geschlecht mit der unsrigen seyn muß, und da sie durch die Ausdünstungen, welche ganz bekanntermaßen nicht einmal in die äußerste Höhe unserer Luft steigen können, keine Nahrung erhält: so müßte sie, wenn sie auch jemals vorhanden gewesen wäre, längst verzehret seyn, oder Gott müßte sie immer wieder von neuem erschaffen. Ich sage dieses nur vorläufig. Denn diese Gelegenheit, worinnen dieses alles nur beyläufig einschlägt, leidet es nicht, die Sache ordentlich auszuführen, weil sonst diese Beantwortung zu einem Tractate anwachsen würde.

Lasset uns nun in den Einwürfen unsers werthen Herrn Correspondenten fortfahren. Man hat sich nicht widersprochen, wenn gesagt wird, daß doch in dem Recipienten mehr Leeres als Angefülltes vorhanden sey. Man giebt den Aether, den noch niemand in der Welt bewiesen hat, gar nicht zu, sondern man setzet nur einmal den Fall, daß er vorhanden wäre: so würde doch aus dem Mangel alles Widerstandes folgen, daß mehr Leeres darinnen seyn müsse. Man vergiebt sich aber im Gegentheil ungemein viel, wenn gesagt wird, daß der Aether in den Recipienten hinein dringt, so wie die grobe Luft Platz macht. Wenn der Aether hinein dringen kann: so muß er ganz unwidersprechlicher Weise eine ausdehnende Kraft haben. Hat er aber diese ausdehnende Kraft: so kann er ohne den geringsten Zweifel von der Luftpumpe bezwungen wer-

den. Folglich würde, wenn auch der Aether vorhanden wäre, derselbe gewiß nicht in dem Recipienten anzutreffen seyn. Mich deucht aber, daß so viele Versuche, wenn auch der Aether vorhanden wäre, ganz klärlich bezeugen, daß der Aether keine ausdehnende Kraft haben könnte. In einer luftleeren Kugel ist gewiß nichts vorhanden, was eine ausdehnende Kraft hat.

Daß die Sonne kein elementarisches, sondern ein wirkliches Feuer sey, wird sonst heute zu Tage von keinem Weltweisen gezweifelt. Ihre Wirkungen zeigen es zur Gnüge an *. Eben weil die Sonnenflecken außer der Sonnen, dennoch aber sehr nahe bey ihr sind †: so beweisen sie, daß von der verbrennenden Materie etwas materielles ausdünstet, und wenn man noch nicht angemerket hat, daß die Sonne abnimmt: so kann es vielleicht nach einigen tausend Jahren ganz merklich werden. Wenn wir gesagt haben, daß sich ohne Materie keine Bewegung vorzustellen sey: so verstehet sich dieses von keiner fremden Materie, sondern von der Materie selbst, die sich beweget; und die Nothwendigkeit einer fremden Materie die Sonnenstrahlen fortzubringen, hat noch weder Leibnitz, noch jemand anders bewiesen. Auch werden hier unsere angewendeten Gründe gar nicht umgestoßen. Man muß nur einen Unterscheid unter zwey ganz verschie-

denen

* Freyherr von Wolf von den Wirkungen der Natur §. 112.

† Eben daselbst §. 114.

denen Wirkungen der Sonne machen, nämlich dem Erleuchten und dem Erwärmen. Man verstehet die letztere Wirkung, wenn man von den eigentlichen Sonnenstrahlen redet: und hier ist es noch gar nicht erwiesen, daß diese in einer ungemein kurzen Zeit zu uns gelangen. Man wird diese zwey verschiedenen Wirkungen an unsern materiellen Feuern ganz ungezweifelt gewahr. Das Leuchten ist eigentlich nichts materielles. Es ist nur ein Glanz. Es bedarf also keiner Zeit und keiner Materie in der es fortgebracht wird; sondern es erfordert nur Gegenstände, die es wahrnehmen können. Ich werde dieses zu seiner Zeit deutlich ausführen. Man hat also gar nicht nöthig, eine besondere Materie des Lichts zu erschaffen, wie die neuen Schöpfer der vielerley besondern Materien gethan haben, die sich aber wahrhaftig einen sehr wunderlichen Begriff von der unendlichen Weisheit des wahrhaftigen und großen Schöpfers gemacht haben müssen. Solchergestalt wird auch der Einwand nichtig, daß die materiellen Lichtstrahlen in einem schnellverdunkelten Zimmer verbleiben müßten. Von der Wirkung des Leuchtens unsrer materiellen Feuer bleibt auf diese Art gleichfalls nichts zurücke, zum unstreitigen Beweise, daß der Lichtglanz weder materiell ist, noch sich durch eine Materie mittheilet, sondern nur in der Wahrnehmung keine Verhinderung erfordert. Dargegen bleibt die Wirkung der materiellen Sonnenstrahlen, nämlich die Wärme, allemal, man mag ein Zimmer noch so plötzlich davor verwahren.

Da unser gelehrter Herr Correspondent die subtilen Lufttheilchen als das Mittel ansiehet, wodurch die Sonnenstrahlen zu uns gebracht werden; so wird ihm die Vergleichung mit einer Reihe harter Kugeln hier keine Dienste leisten können. Die Lufttheilchen sind ihrer Natur nach feuchte, weich und elastisch. Wie kann man sich also dieselben unter einer Reihe harter Kugeln vorstellen, wovon bey einer Bewegung die letztere abspringt. So lange man also nicht beweiset, daß die subtile Himmelsluft einer ganz andern und entgegengesetzten Natur sey, als unsere Luft: so lange ist dieses alles nichts, als sinnreiche und süße Erdichtung. Cartesius, der der Erfinder dieser Materie des Lichts ist, hat sein Buch von der Physik gegen vertraute Freunde selbst nur seinen Roman genennet: und von ganzem Herzen darüber gelacht, daß es so viel Beyfall fände *. Vielleicht sind die meisten heutigen Physiken gleichfalls nichts anders, als sinnreiche Romane. Unser Satz bleibt also noch immer unbeweglich, daß die Materie der Materie widerstehet; und hierwider gilt das Beyspiel von Glasscheiben und Brenngläsern wohl im geringsten nicht. Auch die Brennspiegel widerstehen den Sonnenstrahlen. Denn eben deswegen, weil sie davon abprallen, und sich in einen Punct sammlen, geschicht die Wirkung des Brennglases. Wer kann sich aber die Materie des Lichts also vorstellen? Und es ist falsch, daß die Fensterscheiben die Hitze vermehren, wenn sie nicht von

* Rapin. Reflex. p. 353.

von ohngefähr mit den Brenngläsern einerley Beschaffenheit haben.

In der Erinnerung, daß der Ausdruck einer leidenden Kraft nichts tauge, hat unser Herr Correspondent vollkommen Recht. Es ist dieses ein Schreibefehler, der unserer Aufmerksamkeit im Durchlesen entwischet ist. Es soll leidende Natur heißen. Wir haben schon in einer andern Schrift selbst ausgeführet, daß der Ausdruck leidende Kraft einen offenbaren Widerspruch in sich fasse, eben so gut, als ein hölzern Eisen.

Wir können ihm aber in dem unmittelbar darauf folgenden Einwurfe nicht eben also Recht geben. Man begehet hier einen Fehler, indem man Quantität als die Schwere annimmt, und dafür ausdrücklich erkläret, welches meines Wissens noch niemand gethan hat, indem es in physischem Verstande allemal Menge oder Vielheit bedeutet. Da nun die Schlüsse und Beyspiele des Herrn Gegners hierauf gerichtet sind: so habe ich nicht nöthig, solches aus dem Wege zu räumen. Die Schwere der Luft ist auch auf den Bergen bey uns, worauf man doch allemal einen Unterschied der Sonnenhitze sehr merklich empfindet, wohl wenig oder nicht unterschieden.

Es folget nun ein Einwurf, der in der That alle leere Räume zwischen den Himmelskörpern auf einmal zu zernichten scheinet. Denn wenn die Sonnenstrahlen materiell sind: so müßte wenigstens alles mit materiellen Sonnenstrahlen erfüllet seyn. Al-

lein zugeschweigen, daß ich hierbey noch nicht viel verspielen würde, weil die Sonnenstrahlen wenigstens bey den entferntern Planeten nicht so dichte aneinander angenommen werden können, daß alles Leere erfüllet wäre, indem die Brenngläser veroffenbaren, daß sich die Sonnenstrahlen näher zusammen bringen lassen; so habe ich dennoch die ganz leeren Räume noch nicht verlohren. Die Planeten werfen Schatten. Es ist dieses von allen, sowohl Haupt- als neben Planeten, ungezweifelt. Wir kommen in den Schatten des Mondes, und der Mond in den unsrigen. Folglich sind doch allemal diese Schatten der Planeten ganz leere Räume.

Wenn man überzeugt seyn will, daß der Rauch eine dem Feuer ähnliche Materie, ja selbst ein Feuer sey, der beliebe nur ein weiches Papier zwey gute Zoll über die Flamme eines Lichts zu halten. In dieser Ferne kann man nicht sagen, daß die geringste Flamme vorhanden sey, sondern es ist nichts als Rauch da. Dennoch wird es zu glimmen anfangen. Ob gleich der Rauch wässerichte Theilchen mit sich führet: so höret er deswegen nicht auf, eine heftige Bewegung der kleinsten Theilchen der Materie und mithin gewisser maßen selbst ein Feuer zu seyn.

In dem letztern Einwurfe dichtet uns der Hr. Gegner einen Schluß an, den wir niemals gemacht haben. Wir bitten alle unsere Leser unsern letztern Beweis nochmals durchzusehen: so werden sie nichts weniger als den Schluß darinnen entdecken können:

wo

wo ich mit meinen äußerlichen Sinnen keine Ordnung der Dinge wahrnehmen kann, da ist ein leerer Raum. Wir haben nur zeigen wollen, daß der Begriff der Gegner von dem Raume falsch ist. Dieses ist wohl aus der ganzen Stelle sehr ersichtlich. Es ist hier eben die Art zu schließen, die wir oben deutlich gemacht haben, nämlich man nimmt den Begriff der Gegner an, und zeiget durch richtige Folgerungen, daß etwas falsches daraus abfolget. Folglich ist er nicht wahr. Daß aber keine Ordnung seyn kann, wo keine Wahrnehmung und Betrachtung ist, ist eine unfehlbare Wahrheit: so gewiß, als keine Empfindung der Hand eine Ordnung anzeiget. Da der folgende Monat Gelegenheit giebt, hiervon zu reden: so versparen wir es, zu Gewinnung des Platzes, bis dahin.

Wir wollten nunmehr noch einige besondere Einwürfe eines gelehrten Gönners und Freundes untersuchen, den wir aus vielen Ursachen sehr hoch schätzen, und der sich sonderlich als einen Freund der Rüdigerischen Lehrsätze zu erkennen giebt. Es wird darinnen gewiß sehr tiefsinnig vertheidiget, daß ein Geist einen Körper gar wohl umschließen könne. Allein weil diese Beantwortung nicht gar zu lang anwachsen darf; und weil diese Einwürfe die Wirklichkeit des Raums eigentlich nicht bestreiten; so sollen dieselben in dem versprochenen Anhange einen Platz haben; und daselbst wird uns der Raum eher verstatten, die Sache gründlich zu erörtern.

Sollte unser wertheſter Herr Correſpondent, oder jemand anders, wider dieſe Beantwortung etwas wichtiges und gründliches zu erinnern haben: ſo ſoll uns die Einſendung ganz angenehm ſeyn. Allein weil wir durch dergleichen Gegenantworten entweder die Bogen unſrer Monatſchrift mit philoſophiſchen Abhandlungen allein erfüllen, oder ſehr langſam zu andern Materien der Weltweisheit fortgehen könnten: ſo können ſie nur in dem Anhange ihren Platz finden. Aber weil auch hier der Raum nicht überflüßig iſt: ſo wird man bey dergleichen Gegenantworten die Weitläuftigkeit, ſo viel möglich, zu vermeiden, die Gütigkeit haben.

Uebrigens finden wir, daß es vielleicht bey dergleichen Einwürfen und Beantwortungen zu leichterer Verſtändniß und Einſicht der Leſer beſſer ſeyn wird, wenn wir unſere philoſophiſchen Abhandlungen in §§ abtheilen. Es ſoll demnach dieſes ins künftige geſchehen.

Ge-

* *

Geschichte zweyer Schwestern, der Iris und der Agrippine.

Iris und Agrippine, zwey Schwestern, waren die Töchter eines angesehenen Mannes, der von gutem Vermögen war, und einer ansehnlichen Bedienung vorstund, die ihn mit vielen Geschäften überhäufte. Er sahe sich also genöthiget, die Sorge vor die Erziehung seiner Töchter seiner Frauen zu überlassen: und er konnte sich nicht einmal um ihre Zucht bekümmern, weil er die wenigen Stunden, die ihm des Tages von seiner Arbeit frey blieben, zu seiner nöthigen Erholung und Ausruhung anwenden mußte. Wenigstens glaubte er, daß er sich aus Vorsorge für seine Gesundheit nicht auch in den Hausangelegenheiten neue Arbeit und Verdruß zuziehen könnte.

Diese seine Ehefrau hatte in der That viele gute Eigenschaften an sich. Sie war eben nicht unvernünftig. Sie besaß ein gutes Herz: und besonders liebte sie ihren Mann mit einer Zärtlichkeit, die alles übertraf. Ihr größter und fast einziger Fehler war ein allzustarker Ehrgeiz, worzu man noch eine blinde Liebe für ihre Kinder rechnen konnte.

Die Mutter unserer Heldinnen ließ es an nichts ermangeln, was nach ihrem Erachten zu einer guten Kinderzucht erfordert wurde. Sie duldete keine

Ungezo-

Ungezogenheit an ihren Töchtern. Sie lernte ihnen geschickte Stellung und Bewegung des Leibes. Sie suchte ihren Verstand zu bessern: und sie gab sich viele Mühe, ihren Töchtern allerley kluge Redensarten beyzubringen. Sie ließ sie in Sprachen, in der Musik und in allerley geschickter Frauenzimmerarbeit unterrichten: und alle Ermahnungen, Verweise und Bestrafungen geschahen unter der Vorstellung ihres vornehmen Standes. Man sagte ihnen nämlich alle Augenblicke, daß sich dieses oder jenes für die Töchter eines Raths nicht schicke; und daß sie dieses oder jenes nothwendig lernen müssten, wenn sie nicht denen gemeinen Mädgens ähnlich werden wollten. Kurz, sie wurden erzogen, wie tausend vornehmer Leute Kinder erzogen werden. Nur daran wurde nicht gedacht, daß man ihren Willen oder ihr Herz zu bessern suchte.

Die Mutter, welche ihren Ehrgeiz, für eine Hoheit der Seelen und für eine besonders vorzügliche Eigenschaft ansahe, bemühete sich, denselben bey Zeiten ihren Töchtern beyzubringen. Sie stellte ihnen beständig vor, daß sie erhabne Gedanken von sich selbst haben müßten. Sie sagte ihnen, daß sie über viele andere Menschen unendlich erhaben wären, und daß dannenhero ein gewisser Unterschied aus ihrem Bezeugen hervorblicken müßte. Besonders gewöhnte sie ihren Töchtern an, mit dem Gesinde aus einem hohen und gebietherischen Tone zu reden: und diese wurden in ihren Augen als sehr geringe und verächtliche Creaturen abgebildet, mit denen man nicht liebreich umgehen dürfte, wenn man nicht

seinen Stand verunehren wollte. Hierbey mußte der Wille ihrer Töchter, nach der verblendeten Liebe, die sie für sie hatte, auf das genaueste erfüllet werden, wenn sie nur nicht etwas wollten, was der Hoheit ihres Standes nicht gemäß war. Ja man mußte so gar ihren Wünschen zuvor kommen. Sie wußten also nicht, was es sey, seinen Willen nicht zu befriedigen. Wenigstens glaubten sie, daß ihr Wille so lange uneingeschränkt wäre, als sie nicht wider die Vorzüge ihres Standes etwas verlangten.

Der Ehrgeiz der Mutter konnte niemals vertragen, daß ihr das Gesinde im geringsten widersprach, wenn sie auch auf eine offenbare und unleugbare Weise Recht hatten. Hier galt nichts, als ein ehrerbiethiges Stillschweigen, oder das Bekenntniß eines Fehlers, den man niemals begangen hatte; und sie sagte wohl hundertmal in Gegenwart ihrer Töchter, daß sich das Gesinde niemals unterstehen müsse, sich merken zu lassen, daß es recht habe. Es ist wahr, sie machte diesen Verdruß, den sie dem Gesinde zufügte, durch Geschenke und Wohlthaten auf tausenderley Art wieder gut, obgleich vielleicht der Ehrgeiz Geschenke machen zu können, mehr Antheil daran hatte, als die Liebe. Allein dieses Beyspiel machte einen unglücklichen Eindruck in die Gemüther ihrer Töchter: und man kann die traurigen Folgen ihrer Lebensgeschichte, nebst ihrer übrigen Erziehung, diesem Beyspiele vornehmlich zuschreiben.

Dieser Unterricht und das erhabne Beyspiel der Frau Mutter erreichten alle gewünschte Wirkung über die lehrbegierigen Seelen der Töchter; und da sie

von

von einer hitzigen und heftigen Gemüthsart unterstützet wurden: so hatten sie in dieser Art von Wissenschaften einen so guten Fortgang, daß sie selbst ihre Frau Mutter übertrafen. Sie ließen gegen das Gesinde und gegen Leute geringern Standes die alleräußerste Verachtung blicken: und das wenigste, was sie verlangten, war ein unumschränkter Gehorsam. Verlohr das Gesinde bey dem geringsten Widerspruche die Gunst der Mutter: so wurden die Töchter bey dergleichen Gelegenheiten auf das äußerste aufgebracht. Nicht selten ist ihre Heftigkeit in Thätlichkeiten ausgebrochen: und das Gesinde konnte ohnfehlbar befürchten, daß die aufgebrachte Wuth unserer Heldinnen ihnen allerley nach den Köpfen werfen würde. Die Frau Mutter wußte diesen Verdruß dem Gesinde auf allerley Art zu vergüten. Mit ihren Töchtern aber war sie gar nicht übel zufrieden, weil sie sich daraus gewiß versichert hielte, daß ihre Töchter keine niederträchtigen Seelen hätten.

Ob sich gleich die Heldinnen unsrer Geschichte von Kindheit an nicht wohl mit einander vertragen hatten: so nahm doch ihre Uneinigkeit immer mehr zu, jemehr ihre Jahre aus der Kindheit heraustraten. Derjenige Ehrgeiz, den ihre Seelen sowohl begriffen hatten, und das herrschsüchtige Verfahren, das sich zeither so glücklich gegen das Gesinde hatte ausüben lassen, fing sich nunmehr an zwischen unsern Schwestern selbst zu äußern. Keine wollte von der andern den geringsten Rath oder Vorschrift annehmen; und dennoch war eine jede über alle maaßen hierzu geneigt.

Bey ihren Arbeiten, bey ihren Spielen und Zeitvertreib sollte der Vorschlag einer jeden allemal ohne die geringste Widerrede angenommen werden: und hierwider kam die Vorstellung und Einrede der andern nicht in den geringsten Betracht. Die andere aber war allemal zu nichts weniger geneigt, als den Vorschlag der einen sich gefallen zu lassen. Aller Vorsatz, den sie fassen wollten, endigte sich also allemal mit dem äußersten Zank, und nicht selten mit einem Auftritte von Schlägerey. Der Ehrgeiz so wohl der einen als der andern hielt sich um so viel weniger berechtiget, etwas nachzugeben, weil sie den Jahren nach keinen besondern Vorzug für einander hatten, indem sie beyde in einem Jahre gebohren waren.

Die Frau Mutter vermahnte zwar ihre Töchter beständig zur Einigkeit. Ihr beständiger Zwist blieb auch ihrem Vater nicht verborgen, und dieser mußte die zu seiner Ruhe gewidmeten Stunden manchmal darzu anwenden, die Ursache ihres Zwists anzuhören, und sie zur Verträglichkeit zu vermahnen. Allein, ohnmächtige Ermahnung! wenn die Ursachen und die Quellen nicht verstopfet werden. Obgleich die Aeltern mit der Uneinigkeit ihrer Töchter gar nicht zu frieden waren: so suchte doch die Mutter so wohl sich als ihren Mann allemal damit zu trösten, daß die Sache von keinen Folgen seyn, sondern sich von sich selbst legen würde, wenn sie größer und verständiger würden. Ja sie versicherte ihren Ehegatten allemal auf das theureste, daß die-

ses ein unfehlbares Kennzeichen wäre, daß ihre Töchter große und erhabne Seelen besäßen.

Iris und Agrippine wurden endlich groß und verständig, oder wenigstens hätten sie dieses letztere ihren Jahren nach seyn sollen. Allein es erfolgte nichts weniger, als daß ihr täglicher Zwist aufhörte. Ihre Leidenschaften, die nun mit ihnen groß und stark geworden waren, zeigten sich nunmehr immer heftiger. Statt dessen, daß ihre Uneinigkeit vorher nur in ihrem Hause bekannt war: so blieb dieselbe nun auch der Stadt nicht verborgen. Sie fingen an in Gesellschaften zu gehen: und diese waren kein Zaum, der ihre Empfindlichkeit und Leidenschaften zurück halten konnte. Wenn die eine etwas vorbrachte: so widersprach es die andere, oder wollte es besser wissen: und keine besaß so viel Mäßigung, daß sie es hätte gelassen vertragen oder geschehen lassen können. Jede wollte also mit einer gewissen Heftigkeit Recht haben; und sie bedienten sich eine gegen die andere über die vermeyntlichen Vorzüge ihres Verstandes der spöttischsten und bittersten Ausdrücke. Gemeiniglich endigte sich ein dergleichen Auftritt mit den öffentlichen Kennzeichen des Unwillens: und die Sache kam endlich so weit, daß sie einen unversöhnlichen Haß gegen einander schöpften. Man erzählet zwar, daß sie sich einstmals bey einem dergleichen Zwiste in öffentlicher Gesellschaft die Hauben von den Köpfen gerissen, und ein heftiges Gelächter verursachet hätten. Ich habe aber keinen glaubwürdigen Beweis davon aufbringen können. Ich kann es demnach meinen Lesern, nach der Pflicht

eines

eines Geschichtschreibers, für nichts anders, als für ein fliegendes Gerüchte erzählen.

Ob nun zwar die Heldinnen meiner Geschichte auf alle Art vermeideten in einerley Gesellschaft zu seyn, sondern jede für sich ihre besondern Gesellschaften suchte: so wollte sich doch dieses des Wohlstands wegen nicht allemal thun lassen: und auch in diesen besondern Gesellschaften gab eine jede von ihrer üblen Gemüthsbeschaffenheit allenthaben deutliche Proben. Sie konnten niemals vertragen, daß man eine Sache besser wissen wollte; und auch die deutlichsten Zeugnisse der Wahrheit bestritten sie auf das heftigste. Wenn man also nicht aus Höflichkeit schwieg, oder ihnen nachgab: so wurden sie denen Gesellschaften durch ihre Rechthaberey sehr überlästig. Diejenigen, die mit ihnen bekannt waren, ließen sich gemeiniglich diesen Weg gefallen, um ihre unendliche Widerrede und ihren gewissen Zorn zu vermeiden. Allein dieser Zwang, den man sich anthun mußte, machte unsre Schwestern in den Gesellschaften wenig beliebt; und wenn man nicht für ihren Vater Betracht gehabt hätte, der vielen Leuten schaden konnte: so würden sie in allen Gesellschaften einen schlechten Empfang zu gewarten gehabt haben.

Endlich heyrathete Iris. Ihre Aeltern, die nunmehr zu spät einsahen, wie wenig die Hoffnung eintrifft, daß Kinder mit den Jahren von selbst verständiger werden, hatten alles angewendet, um sie hierzu zu bewegen, weil sie glaubten, daß alsdenn die Feindschaft und der Zwist dieser Geschwister, wo

nicht gänzlich aufgehoben, dennoch vermindert werden würde, wenn sie nicht mehr bey einander wären. Ihr Ehemann wohnte in eben dieser Stadt. Er hatte eine ansehnliche Bedienung. Er war von ziemlichem Vermögen u. von guter Gesichtsbildung: und diese Umstände hatten Iris ihren Mann, ob er gleich nicht der witzigste war: so annehmlich gemacht, daß sie endlich eingewilliget hatte, ihm ihre Hand zu geben.

Iris brachte es bald so weit, daß sie mit ihrem Manne machen konnte, was sie nur wollte. So bald die Flitterwoche des Ehestandes vorbey war: so streckte sie die Hand nach der unumschränkten Gewalt über ihren Mann aus; und gab genugsam zu erkennen, daß sie in allen ihren Worten und Handlungen einen unwidersprechlichen Gehorsam und Beyfall verlangte. Nach einigen schwachen Versuchen seine Rechte zu vertheidigen, die einen kleinen Zwist verursachten, ergab er sich endlich ihren Caressen, die ihn einnahmen, und ihrer Klugheit, die er bewunderte: und er hatte nicht ferner das Herz ihr zu widersprechen. Sie war die Seele, die seinen Körper einzig und allein bewegte. Er erfüllete auf das genaueste, was sie haben wollte; und er redete nichts, als was er aus ihren Reden schließen konnte, daß ihr angenehm war. Er bekannte ihr, so oft sie es verlangte, daß sie die klügste Frau von der Welt wäre, und daß es die größte Thorheit wäre, sich ihren weisen Worten und Rathschlägen zu widersetzen. Ja er ließ sich das wunderlichste Zeug weiß machen, weil er selbst seinen Sinnen nicht

mehr trauete, so bald seine Frau das Gegentheil versicherte. Kurz, sie hatte ihn zu ihrem völligen Narren gemacht. Iris neigte zur Pracht und Verschwendung, dahingegen ihre Schwester der Sparsamkeit ungemein ergeben war. Hierinnen waren diese an Ehrgeiz, Herrschsucht und übrigen Eigenschaften so gleichförmige Schwestern sehr unterschieden. Unsere Neuvermählte ließ also in ihrer Haushaltung allenthalben Pracht und Aufwand blicken, und ihr Mann ließ es sich niemals einfallen, sich ihren Anordnungen zu widersetzen.

Die Verheyrathung der Iris hatte nicht die gehoffte Wirkung, den Frieden unter diesen zwey Schwestern zu befördern. Sie konnten des Wohlstands wegen nicht vermeiden in Gesellschaften zusammen zu kommen. Iris glaubte, daß ihr ihre Verheyrathung ein Ansehen vor ihrer Schwester gebe: und diese war nichts weniger als geneigt, dieses Ansehen gelten zu lassen. Statt dessen, daß sich ihre Zänkereyen und Feindschaft hätte vermindern sollen: so vermehrten sie sich: und es kam mehr als einmal zu öffentlichen Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit in Gesellschaften. Agrippine glaubte endlich, daß sie niemals vergnügt leben würde, wenn sie mit ihrer Schwester in einer Stadt wohnte: und sie beschloß feste, keinen zu eheligen, der in ihrer Vaterstadt seine Behausung hätte. Aus dieser Ursache schlug sie etliche vortheilhafte Parthien aus, die durch ihr Vermögen und gute Gesichtsbildung angelocket wurden, ohngeachtet ihre Herrschsucht und Eigensinn eben nicht unbekannt waren. Das

Glück begünstigte ihren Wunsch. Es bemühete sich ein vernünftiger und gelehrter Mensch um sie, der einer mittelmäßigen Bedienung vorstand, und der acht Meilen von ihrer Vaterstadt wohnte. Sie gab ihm demnach ohne große Schwierigkeit ihre Hand.

Dieser vernünftige Mann entdeckte die üble Gemüthsbeschaffenheit seiner Ehegattinn gar bald. Dennoch hatte er nicht Lust, die Gefälligkeit so weit zu treiben, daß er wegen der thörichten Leidenschaften seiner Frauen einen Sclaven und Narren abgeben wollte. Er ließ ihr demnach sehen, daß er nicht derjenige wäre, der ihrer Rechthaberey und Vorschriften so blindlings Beyfall geben könnte. Allein er empfand die unglücklichen Wirkungen. Seine Frau wurde bey dergleichen Gelegenheiten über alle maßen aufgebracht. Sie warf ihm sein weniges Vermögen vor, und beklagte sich, daß er sie nicht liebe. Alle seine vernünftigen Vorstellungen fruchteten hier nichts. Sie verfiel in eine Wuth und Raserey, die ihres gleichen nicht hatte. Sie verfluchte den Tag ihrer Verheyrathung und drohete, sich das Leben zu nehmen. Endlich mußte er ihr doch allemal in etwas nachgeben, um sie zu besänftigen, damit er das Reden und das Gespötte der Leute vermeiden möchte. Fast allemal wird sie hernachmals krank, oder wenigstens stellet sie sich also. Ihr Mann ergreift die vortheilhaftigsten Gelegenheiten ihr über ihr Bezeigen die vernünftigsten, beweglichsten und zärtlichsten Vorstellungen zu thun. Sie scheinet auch seinen Gründen nachzugeben, und

verspricht Besserung. Aber umsonst. Sobald sich eine neue Gelegenheit ereignet, daß ihre Meynung und Vorschrift nicht Recht haben und ihr Wille nicht erfüllet werden soll: so spielet sie allemal den alten Auftritt der Wuth und der Raserey; und ihr Mann lebte in der traurigsten Beschaffenheit, die ihn auf das heftigste folterte.

Nach einiger Zeit starb der Vater unserer beyden Schwestern, dem auch die Mutter bald nachfolgete: und der Mann der Agrippine empfing den Beruff zu seiner erledigten Stelle. Er konnte diesen ansehnlichen Beruff nicht ausschlagen, ohne seine Gönner zu beleidigen. Allein Agrippine, die mit ihrer Schwester nicht an einem Orte leben wollte, widersetzte sich aus allen Kräften. Ihr Widerstreben war aber vergeblich. Nach ein paar wichtigen Zänkereyen und verstellten Krankheiten, die über das Gemüth ihrer Mannes ohne alle Wirkung waren, mußte sie endlich ihren Willen brechen und ihm folgen.

Hier fingen sich die Händel unserer beyden Schwestern gar bald von neuem an; u. der Mann der Agrippine erlangte einen neuen Stoff des Kummers und der Kränkung, nämlich die unaufhörlichen Mißhelligkeiten zweyer unvernünftigen Weiber beyzulegen, davon keine einzige nachgeben wollte. Denn er hielt es nicht für vernünftig, die Uneinigkeit unter so nahe verwandten Familien dauren zu lassen. Die Sache wurde ihm um so viel schwerer gemacht, jemehr Iris ihren einfältigen Mann bereden konnte, unter dem Vorwand ihrer beyderseits Amtsgeschäfte Streitigkeiten anzufangen. Da nun seine Frau gleich-

falls nicht aufhörte, ihn durch ihre Herrschsucht, Rechthaberey, Eigensinn und wüthendes Bezeigen zu quälen: so erlag er endlich unter der Last seines Grams und Kummers: und er starb, als er seinem letztern Amte kaum einige Jahre vorgestanden hatte.

Da Agrippine ihr ererbtes Vermögen eher vermehret als vermindert hatte: so zeigten sich gar bald annehmliche Vorschläge zu einer anderweitigen Heyrath. Allein sie schwur nunmehr bey sich selbst, niemals einen Mann zu heyrathen, von dem die geringste Vermuthung vorhanden wäre, daß er jemals in ihre Vaterstadt ziehen könnte. Sie verwarf also alle annehmliche Vorschläge. Endlich fand sich der Besitzer eines ansehnlichen Ritterguts, das aber mit ziemlichen Schulden beschweret war: und diesen erwählte sie ohne Bedenken, weil sein Guth wenigstens zehn Meilen von ihrer Vaterstadt entfernet lag.

Dieser andere Ehemann war der Agrippine selbst so ähnlich, als ein Rabe dem andern. Seine Ehr- und Herrschsucht hatten keine Grenzen. Er verlangte einen ganz unumschränkten Gehorsam; und er konnte nichts weniger vertragen als Widersprüche. Hierbey war sein Eigensinn und die Heftigkeit seines Zorns ganz außerordentlich. Lasset uns doch die Folgen dieser zwey ähnlichen Gemüther betrachten.

Agrippine merkte gar bald, daß ihr Mann eben diejenige Rolle spielte, die sie von Kindheit an gespielet

spielet hatte, und die sich ihrer Seele viel zu fest eingedrücket hatte, als daß sie dieselbe vergessen konnte. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie der Herrschsucht, dem Eigensinn und der Heftigkeit ihres Mannes hätte nachgeben und ihm zu rechter Zeit vernünftige Vorstellung darüber machen können. Allein weit gefehlt. Eben diese Leidenschaften suchte sie gleichfalls zu vergnügen. Sie kamen also bey jedem Worte, bey jedem Vorschlage, und bey jeder Ueberlegung in Streit zusammen, weil ein jedes sein einmal angegebnes durchtreiben und dem andern nicht nachgeben wollte. Hier war keine Begreifung, keine Schonung, keine Rücksicht. Sie geriethen allemal in die äußerste Wuth, welche sich mit Schimpfen anfieng, und mit Schlägen endigte. Agrippine wollte allemal in Verzweiflung fallen. Sie entwich mehr als einmal von ihrem Manne. Sie verfolgte ihn vor Gerichte, und auf Vermittelung guter Freunde versöhnten sie sich etlichemal mit einander. Allein ohne Abänderung. Eben diese Händel fiengen sich von neuem an, wenn sie kaum einige Wochen wieder beysammen gewesen waren. Endlich wurde Agrippine ganz und gar ungesund, es sey nun, daß die Schläge ihres Mannes, oder die heftige Wirkung der Leidenschaften sie in diesen Zustand versetzet hatten. Sie lag eilf Jahr auf dem Siechbette, ohne jemals aufstehen zu können, bis sie endlich nach unaussprechlichen Schmerzen und Elend diese Welt verließ. Ihr Mann, der seit langer Zeit keine Liebe mehr gegen sie empfunden hatte, hatte sie lediglich der Sorg-

falt der Bedienten überlassen; und da die Schmerzen ihre Herrschsucht und Eigensinn eher vermehrten als verminderten: so wurde sie sich selbst und andern Menschen zu einer unaussprechlichen Marter.

Unterdessen war auch der Mann der Iris gestorben; und nach ihrem prächtigen Aufwande hatte er eine große Schuldenlast hinterlassen. Weil der Credit in den letztern Jahren seines Lebens hatte ermangeln wollen: so war sie genöthiget worden, ihr eignes Vermögen mit zu verbürgen. Die Schuldleute griffen also nach ihrem sämtlichen Vermögen; und ob zwar bey einigen Schuldleuten die Verbürgung nicht in der behörigen Form Rechtens geschehen war, und also ein ziemlicher Theil ihres Vermögens hätte gerettet werden können: so hatte sie sich doch durch ihren Hochmuth, Herrschsucht, Rechthaberey und durch den Misbrauch der Gewalt, die ihr einfältiger Mann vermöge seines Amts gehabt hatte, durchgängig so verhaßt gemacht, daß sie bey den Richtern und nirgends Eingang fand. Sie befand sich also ohne Vermögen, mit einer Menge unerzogener Kinder, in dem alleräußersten Elende. Dieses war für ihren Hochmuth und Ehrgeiz die allerunerträglichste Sache, und nach eben diesen Leidenschaften hielt sie es für allzuschimpflich, wenn sie und ihre Kinder ihr Brod mit Arbeit verdienen sollten. Sie verfiel also in die größte Verzweifelung und endlich in eine Raserey, die ihr bald das Garaus machte, oder wie das Gerüchte gieng, sie hat sich diese Raserey vorsetzlich zuwege gebracht.

Weitläuftige Anverwandten und gutthätige Herzen erbarmten sich ihrer Kinder und erzogen sie. Diese, welche das Elend drückte, und die anderer Leute Gnade leben mußten, konnten unmöglich auf Herrschsucht, Ehrgeiz und Rechthaberey verfallen; und diejenigen, so ich davon kenne, sind rechtschaffene und vernünftige Menschen geworden.

T = =

* *

Ob der Nachfolger in der Regierung, oder die Erben die Schulden eines verstorbenen Regenten zu bezahlen gehalten sind.

Zweyte und eigentliche Untersuchung dieser Frage, nach dem natürlichen Rechte.

Nachdem ich die unleugbare Verbindlichkeit des natürlichen Rechts bereits ausgeführet habe, daß die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlet werden müssen, und daß vornehmlich die Republik und der Regierungsnachfolger hierzu verbunden sey: so folget nunmehr der Hauptvorwurf dieser wichtigen Materie, nämlich was das natürliche Recht verordne, wenn der Nachfolger nicht zugleich Erbe des vorstorbenen Regenten ist. Es ist wahr, die in der vorigen Untersuchung ausfindig gemachten Gründe haben alsdenn nicht durchgängig

statt.

statt. Man kann nicht sagen, daß der Nachfolger in alle und jede Rechte des verstorbenen eintritt; und wenn der Regente die Absicht gehabt hat, außer der Regierungs Folge ein besonderes Erbe zu hinterlassen: so hat er weder in allen seinen Handlungen ohne Unterschied die Republik vorgestellt: noch vermittelst der Verbindlichkeit der Republik seinen Nachfolger verbindlich gemacht. Folglich siehet man so viel, daß der Nachfolger nicht alle Schulden ohne Unterschied zu bezahlen verbunden ist. Die Sache erfordert also eine nähere Betrachtung. Wenn man hier mit Grunde etwas bestimmen will: so muß man zuförderst den Unterschied der Nachfolger in genaue Erwegung ziehen, und den Unterschied der Einkünfte eines Regenten aus dem Ursprung und natürlichen Einrichtung der Republiken nach dem Wesen der Sache herleiten.

Die Regierungsnachfolge muß in viererley Arten eingetheilet werden. Dieses ist der Natur der Sache gemäß, und hierdurch werden alle Regierungsfolgen erschöpfet. Denn 1) entweder das Volk hat ausdrücklich oder stillschweigend eingewilliget, daß der Regente allemal die Macht haben soll, eine Person, welche er will, zu seinem Nachfolger zu verordnen, oder 2) das Volk hat gewollt, daß sowohl die weiblichen als die männlichen Nachkommen ihres Regenten zur Regierungsnachfolge gelangen sollen, oder 3) die männlichen Nachkommen allein sollen der Regierungsfolge fähig seyn, oder 4) das Volk hat sich vorbehalten, allemal denjenigen nach Abgang ihres Regenten zu ihrem Beherrscher

herrscher zu erwählen, der ihnen gefällig seyn wird. Man könnte noch eine fünfte Classe machen, nämlich von der Nachfolge dererjenigen Regenten, die nur eine zeitige Regierung auf gewisse Jahre führen, z. E. wie der Doge zu Genua. Allein diese Art ist eines Theils schon unter der Wahlfolge begriffen, und andern Theils wird man befinden, daß die Besitzer einer solchen zeitigen Würde nicht sowohl Regenten, als vielmehr oberste Bedienten der Republik sind.

Bey der ersten Art der Regierungsfolge waltet, in Ansehung unsrer gegenwärtigen Untersuchung, kein Zweifel vor. Wenn der Regente zum Nachfolger verordnen kann, wen er will, und gleichsam das Reich als Erbe jemand zuwenden kann; so ist kein Zweifel, daß er ihm auch die Bezahlung aller seiner Schulden auferleget. Der Nachfolger ist alsdenn lediglich an den Willen seines Vorfahren gebunden: und wenn er will, daß gewissen besondern Personen nach seinem Tode dieses oder jenes überlassen werden soll: so ist der Nachfolger zu Leistung desselben, ohne Rücksicht auf die vorhandenen Schulden, verpflichtet. Es fließet dieses aus der Verbindlichkeit des gemeinen Wesens, die es eingegangen hat, lediglich von seinem Willen ihren künftigen Regenten anzunehmen: und diesem seinem Nachfolger, der das Reich lediglich als eine Wohlthat von ihm empfängt, kann er Bedingungen vorschreiben, welche er will. Die andere Art der Regierungsnachfolge, nämlich, wo die männlichen und weiblichen Nachkommen ohne Unterschied der Regie-

rung fähig sind, gehöret gleichfalls nicht hieher. Der Regierungsnachfolger ist allemal zugleich Erbe. Er muß also ohne Unterschied alle Schulden bezahlen; und es liegt ihm gleichfalls ob, seine Geschwister abzufinden. Diese büßen auch nichts ein, daß sie kein besondres Erbe haben, weil ihr Recht zur Regierungsfolge gewiß ist. Es bleiben also nur die beyden letztern Classen der Regierungsfolger zu betrachten übrig. Ehe wir aber zu denselben schreiten: so wollen wir erst den natürlichen Unterschied unter den Einkünften eines Regenten zu bestimmen suchen.

Wenn eine Menge Menschen den Schluß fassen, zusammen zu treten und zu bleiben, und unter einer gemeinen Herrschaft ihre Glückseligkeit zu befördern, das ist eine Republik zusammen auszumachen: so ist eben nicht erforderlich, daß sie einen Regenten über sich setzen. Dieser letztere Schluß ist ein ganz besonderer Schluß, der zur Formirung der Republik nicht nothwendig ist. Dennoch, so bald das gemeine Wesen errichtet ist, wenn sie sich gleich keinen Regenten gesetzt haben: so ist sogleich zu unterschiedenen Nothwendigkeiten Aufwand erforderlich. Die Gerechtigkeit muß gehandhabet werden, und die in eine Republik zusammen getretene Menschen müssen auf ihren gemeinschaftlichen Schutz bedacht seyn. Sie müssen mit den benachbarten Republiken Freundschaft zu unterhalten suchen, und also Gesandten an sie absenden. Sie haben also zu Justiz- und Kriegesbedienten, zu Kriegesnothwendigkeiten und Befestigung des Landes, und zu

Ge-

Gesandtschaftskosten Aufwand zu machen nöthig, und zu diesem Aufwande müssen sie entweder gewisse beständige Einkünfte bestimmen, oder denselben auf den benöthigten Fall außerordentlich zusammen bringen. Diese Nothwendigkeiten, welche erforderlich sind, die Republik mag einen Regenten haben oder nicht, geben uns eine natürliche Eintheilung an die Hand, die Einkünfte eines Regenten zu unterscheiden. Wir wollen die Einkünfte, die zu diesem Aufwand erforderlich sind, Landeseinkünfte nennen: und wir können hier überhaupt die sichere Regel machen, daß darunter alles gehöret, was zum Aufwande bestimmt ist, welcher erforderlich gewesen seyn würde, wenn gleich kein Regente vorhanden gewesen wäre. Endlich, wenn die Republik den Schluß fasset, einen Regenten über sich zu setzen: so muß sie auch für seinen Unterhalt sorgen, und hierzu gewisse Einkünfte bestimmen. Wir wollen diese letztere Art von Einkünften Tafelgüther nennen: und hierzu gehöret weiter nichts, als derjenige Aufwand, den die Person des Fürsten selbst, und die zu seiner Bedienung und Pracht erforderlichen Bedienten, verursachen; kurz, die eigentlich so genannte Hofstadt. Diese Eintheilung ist aus dem Wesen der Sache und aus dem natürlichen Ursprunge der Republiken hergeleitet. Man wird also irren, wenn man daraus weitere Schlüsse macht. Wir können nämlich nunmehr die verschiedenen Einkünfte eines Regenten auf diejenigen Arten der Regierungsnachfolge anwenden, die oben übrig geblieben sind, und wo der Nachfolger und die Erben verschiedene Personen sind.

Indem

Indem die Republik ihren Regenten nur für seine Person erwählet, oder nur seinen Nachkommen männlichen Geschlechts die Regierungsfolge zugestanden hat: so hat sie ihm zugleich stillschweigend bewilliget, daß es ihm frey stehen soll, für seine Kinder oder seine weiblichen Nachkommen Vorsorge zu tragen, um denselben ein Erbe oder Eigenthum zu hinterlassen. Die Vorsorge für unsre Angehörigen ist die natürlichste Pflicht, welche wir Menschen haben, die sich auf die uns eingepflanzten Triebe gründet: und es kann nicht vermuthet werden, daß wir uns derselben begeben haben, sondern es muß ausdrücklich geschehen. Da nun die Republik für ihre Wohlfahrt sorget, indem sie nur der Person des Regenten oder seinen männlichen Nachkommen die Regierung bestimmet: so muß auch dem Regenten dieser natürliche Trieb für die Wohlfahrt der Seinigen zu sorgen frey bleiben. Es ist dieses um so viel ungezweifelter, da die Annehmung der Regierung und die Bestimmung eines gewissen Unterhalts für den Regenten nichts anders, als ein Vertrag zwischen der Republik und dem Regenten ist, daß er gegen gewisse Einkünfte den Angelegenheiten der Republik vorstehen soll. Gleichwie wir nun durch Verträge nach dem natürlichen Rechte auf eine gültige Art ein Eigenthum erwerben können: so sind die Einkünfte des Regenten, welche zu seinem Unterhalte bestimmt sind, ein Eigenthum desselben, woran die Republik keinen weitern Anspruch machen kann, weil uns das natürliche Recht verbiethet, einen andern in seinem Eigenthum zu stöhren. Wenn nun

der

der Regente von seinen Tafelgütern etwas erspahret, so ist es offenbar, daß er solches nach dem natürlichen Rechte seinen Kindern, oder weiblichen Nachkommen, oder übrigen Angehörigen, hinterlassen kann.

Man läßt es sich auch in der Welt nicht einfallen, diese natürlichen Rechte in Zweifel zu ziehen. In denen Wahlreichen nehmen die Kinder des verstorbenen Regenten, alle diejenigen Güter zu sich, die der Regente von seinen Tafelgütern erspahret hat, ohne, daß die Republik oder der aus einer fremden Familie erwählte Nachfolger etwas darwider zu erinnern fänden. Die Gründe und Ursachen aber, die hier vorhanden sind, walten auch bey den männlichen Erbreichen vor; und diejenige Vorsorge, welche dem Regenten eines Wahlreiches überhaupt für seine Kinder und Erben frey stehet, kann auch dem Beherrscher eines männlichen Erbreichs für seine weiblichen Angehörigen nicht abgesprochen werden.

Es ist demnach dem natürlichen Rechte unstreitig gemäß, daß ein Regente, der einen fremden Nachfolger hat, seinen Angehörigen ein Erbe hinterlassen kann. Es kann hierbey um so viel weniger ein Zweifel vorwalten, wenn man erweget, daß die Familie des Regenten, ehe sie zur Regierung gelanget ist, man mag auch noch so hoch in das Alterthum hinauf steigen, allemal vorher eigne Güter gehabt hat. Wenigstens muß es allemal vermuthet werden. Denn daß einer so unansehnlichen Familie die Regierung anvertrauet worden ist, die ganz und gar nichts im Vermögen gehabt hat, sind wohl ungemein rare Fälle. Desgleichen hat die Familie

des Regenten Zeit geführter Regierung durch Heyrathsgut und andere Erbschaften gewiß allemal eigene Güter erworben, worzu die Republik gar nichts beygetragen hat. Wenn es nun dem Letztern des männlichen Stammes nicht erlaubt seyn sollte, seinen weiblichen Angehörigen ein Erbe zu hinterlassen: so würde es die größte Unbilligkeit von der Welt seyn.

Man kann hierwider nicht einwenden, daß die Witwen und andre weiblichen Angehörigen von dem letztern Regenten eines ausgestorbenen Mannsstammes von dem Lande ihren standesmäßigen Unterhalt zu gewarten haben. Diesen erhalten sie als Angehörige des verstorbenen Regenten; und die Ehrerbiethung und Dankbarkeit, welche die Republik seinem Andenken und seinem Geschlechte schuldig ist, erfordert es. Allein hierdurch kann dasjenige nicht aufgehoben werden, was sie nach dem natürlichen Rechte, aus andern Ursachen auf eine unleugbare Art fordern können. Die Begebung solcher natürlichen Triebe und Gerechtsame, wird niemals vermuthet, sondern die Republik hätte sich ausdrücklich ausbedingen müssen, daß einmal die weiblichen Angehörigen des letztern Regenten gegen Empfang ihres standesmäßigen Unterhaltes, keine besondere Erbschaft zu gewarten haben sollten.

Solchergestalt ist es nach dem natürlichen Rechte gewiß, daß der letztere Regente eines verlöschenden Mannsstammes seinen Angehörigen ein Erbe verlassen kann. Wenn nun der verstorbene Regente in der That eine ansehnliche Erbschaft verlassen hat,

und

und es sind doch Schulden vorhanden: so fragt es sich, ob und was für welche der Regierungsnachfolger, oder die Erben zu bezahlen verbunden sind. Mich deucht, daß die Antwort aus dem, was ich bereits ausgeführet habe, keine Schwierigkeit machen wird. Da einem Regenten alles dasjenige eigenthümlich zustehet, was er von seinen Tafelgütern erspahret oder erworben, oder auf andere Art außer den Landes Einkünften erlanget hat: so bedarf es weiter nichts, als daß es offenbar ist, daß dasjenige, was sich in der Verlassenschaft befindet, von dieser Beschaffenheit ist; und alsdenn brauchen die Erben keine andern Schulden zu bezahlen, als diejenigen, welche der verstorbene Regente von seinen Tafelgütern hätte bezahlen sollen, nämlich den Sold derer zu seiner eigentlich sogenannten Hofstadt gehörigen Bedienten, und alles was zu seinem persönlichen Aufwand ist geliefert worden. Dahingegen mag der Staat mit noch so wichtigen Schulden beschweret seyn: so gehen diese alle die Erben im geringsten nicht an, sondern die Republik und der Regierungsnachfolger müssen für deren Bezahlung haften. Wie sollten die Erben darzu kommen, daß sie das wohlerworbene und unstreitige Eigenthum ihres Erblassers zu denjenigen Schulden verwenden sollten, die in Ansehung der Republik gemacht sind. Denn entweder die zu den Landesnothwendigkeiten gewidmeten Einkünfte sind zu deren Bestreitung überhaupt nicht hinlänglich gewesen, oder es sind besondere Nothfälle vorgefallen, die einen größern Aufwand erfordert haben. In beyden Fällen hätte

das gemeine Wesen den erforderlichen Aufwand selbst zusammen bringen müssen, oder, wenn sie keinen Regenten gehabt hätten; so hätten sie diese Schulden in dem eignen Namen des gemeinen Wesens machen müssen. Wie übel würde es demnach dem natürlichen Rechte gemäß seyn, wenn die Erben, die dem Regenten vertragsweise eigenthümlich überlassenen Tafeleinkünfte hierzu anwenden sollten.

Wenn nun ein jeder Regente so sorgfältig wäre, so wohl über seine Tafelgüter, als auch über die Landeseinkünfte, über jede eine besondere Kammer und Berechnung führen zu lassen, die mit einander keine Gemeinschaft hätten: so würde die Sache gar keine Schwierigkeit finden: sondern man würde nach dem Tode eines Regenten sogleich ohne Mühe einsehen können, ob die Schulden in Ansehung der Landesnothwendigkeiten oder zu dem persönlichen Aufwande des Fürsten und seiner Hofstadt gemacht wären. Wenn doch unsere deutschen Prinzen, deren weibliche Nachkommen zur Regierungsfolge nicht fähig sind, so viel Liebe für ihr eignes Geblüt haben wollten, eine solche Einrichtung zu treffen. Was für ewigen und verderblichen Processen würden sie nicht vorbauen, und was für Unruhe, Unordnung, Verdruß und Verlust würden sie ihren eignen Nachkommen nicht erspahren? Eine solche Einrichtung würde gar nicht schwer fallen. Man dürfte nur mit den Landständen gewisse Grundsätze festsetzen, was für Einkünfte zu Tafelgütern und was für andere zu Landeseinkünften gerechnet werden sollten: so würde sich die Sache ohne Schwierigkeit

rigkeit fortführen lassen. Ich werde in der Folge der Untersuchungen von dieser Materie solche Grundsätze an die Hand geben, und dieselben mit Zeugnissen aus den Geschichten bestärken.

Allein hier sitzt eben der Fehler und die Ursache der Verwirrung, daß man niemals daran gedacht hat, diese ganz verschiedenen Einkünfte eines Regenten behörig von einander abzusondern und besonders zu berechnen. Wenn wenigstens allenthalben die Tafelgüter eines Regenten richtig bestimmt wären: so würde man aus der Sache leicht heraus kommen können. Die Erben dürften nur beweisen, daß von den Tafelgütern, von demjenigen, was damit erworben ist und von andern außer den Landeseinkünften erworbenen Gütern so viel übrig geblieben wäre, als die Erbschaft austrägt: so wären sie zu Bezahlung gar keiner Schulden verbunden: sondern, wenn auch etwas von dem persönlichen Aufwande des Fürsten unbezahlt geblieben wäre, so wäre es offenbar, daß er dargegen von seinen eigenthümlichen Gütern zu den Landeseinkünften Vorschuß gethan hätte. Allein diese Bestimmung ermangelt fast allenthalben. Es ist demnach bey dergleichen Beschaffenheit fast nicht möglich, zu einer genauen und unfehlbaren Richtigkeit zu kommen. Unterdessen wollen wir auch diese Verwirrung nach demjenigen, was wir oben dem natürlichen Rechte gemäß gefunden haben, zu entscheiden suchen.

Bey denjenigen Schulden, die nicht durch baaren Geldvorschuß, sondern wegen unterlassener Bezahlung des Soldes oder allerley gelieferter Waaren

und Nothwendigkeiten entstanden sind, walten wenig Schwierigkeiten vor. Da ich ausgeführet habe, wie sehr die Landesnothwendigkeiten von dem persönlichen Aufwande des Fürsten unterschieden sind: so muß ein jeder Schuldner von dieser Art seine Bezahlung an demjenigen Orte suchen, wo er seine Bezahlung hätte empfangen müssen, wenn die Casse des Landes und des Fürsten der Ordnung und der Natur der Sachen nach hinlänglich von einander unterschieden gewesen wäre.

Die Staats- Justiz- und Kriegsbedienten müssen ihre Bezahlung von der Republik und dem Nachfolger erwarten, so wie alle diejenigen, die solche Nothwendigkeiten geliefert haben, welche die Republik bedurft hätte, wenn sie mit keinem Regenten versehen gewesen wäre, oder wodurch der Zustand der Republik verbessert worden ist. Dahingegen müssen die Hofbedienten ihren rückständigen Sold und alle diejenigen, welche zum persönlichen Aufwande des Fürsten und seiner Hofstadt etwas geliefert haben, ihre Bezahlung bey den Erben suchen. So wohl die Republik und der Nachfolger, als die Erben sind auch auf jeder Seite zu Bezahlung der gedachten Schulden nach dem natürlichen Rechte verpflichtet. Die Dienste und Lieferungen sind auf der einen Seite der Republik und auf der andern dem Regenten für seine Person geschehen. Mit den Streitigkeiten und Einwendungen also, welche die Republik und die Erben gegeneinander haben, dürfen sich die Schuldner und Erben nicht abweisen lassen, sondern derjenige muß sie bezahlen,

dem sie ihre Dienste und Lieferungen geleistet haben.

Die Sache ist aber weit schwüriger, wenn man die Bezahlung dererjenigen Schulden bestimmen will, die durch einen baaren Geldvorschuß entstanden sind. Unterdessen wird sie sich nach unsern Grundsätzen größtentheils entscheiden lassen. Wenn es offenbar ist, daß die Schuld zur Nothwendigkeit, oder einer anscheinenden, obgleich nicht erfolgten Gefahr des Landes gemacht worden: so ist die Republik zur Bezahlung verbunden, desgleichen zur Bezahlung aller Schulden, worein die Reichs-oder Landstände gewilliget haben. Denn es ist alsdenn die unstreitige Vermuthung vorhanden, daß sie vorher eingesehen haben, die Schuld sey zur Nothwendigkeit des Landes gemacht worden, oder die Nothwendigkeit des Landes erfordere es, daß sie aufgenommen werde. Dahingegen müssen die Erben alle diejenigen Schulden bezahlen, von denen es offenbar ist, daß sie zum persönlichen Aufwande des Fürsten und seiner Hofstadt gemacht worden sind. Wenn es aber zweifelhaft bleibt, zu was für Endzwecke die Schuld aufgenommen ist, und der Fürst bekennet in seiner Verschreibung nur mit generalen Ausdrücken, daß er es zu seiner Bedürfniß entlehnet habe: so halte ich das gemeine Wesen zur Bezahlung verpflichtet, und zwar aus folgenden Gründen. Ein jeder Mensch, und nochmehr ein Regente, wird als ein ordentlicher Haushalter vermuthet. Es ist also die Vermuthung vorhanden, daß der Regente zu seinem Unterhalte nicht mehr aufgewendet hat, als die ihm darzu überlassenen Ein-

künfte. Die Republik hat ihm ihre Angelegenheiten uneingeschränkt anvertrauet, und ihm Macht gegeben in ihrem Namen zu handeln. Wenn sie also etwas nicht erkennen will: so muß sie beweisen, daß er diese Handlung nicht als Regente unternommen habe. Hierüber hat ein Regente seiner Beschaffenheit nach, vielen geheimen Geldaufwand, davon er den Endzweck unmöglich entdecken kann, der doch aber die Wohlfahrt der Republik zur Absicht hat; z. E. wenn er die Anschläge seiner Feinde erfahren, und die Absichten der Benachbarten entdecken will; um seine Handlungen und Rathschläge zum Heil des Staats darnach einzurichten. Diese Gründe könnte die Republik schlechterdings nicht verwerfen, außer sie müßte beweisen, daß ihr Regente ein offenbarer Verschwender gewesen sey: und alsdenn würde er dennoch erst einige Vermuthung wider sich haben. Mich deucht aber, daß ein solcher Beweis in Ansehung des Standes des Regenten, in welchem die größte Pracht noch keine Verschwendung ist, ganz und gar unmöglich werde.

Es ist hier ein Zweifel vorhanden, wer die wegen kostbarer Baue gemachten Schulden zu bezahlen verbunden sey. Es scheinet nicht, daß die Bezahlung der Republik obliege, weil kostbare Baue eben keine Landesnothwendigkeiten sind. Sie sind aber in der That Landesnothwendigkeiten für ein Land, das einen Regenten haben will. Die Hoheit des Regentenstandes erfordert es, daß seine Wohnung prächtiger in die Augen falle, als andere Privathäuser. Das Ansehn des Regenten gegen auswärtige

wärtige Völker macht es um so nöthiger, und der Mangel dieses Ansehns ist der Republik nicht heilsam. Ueberdem bleiben dergleichen Gebäude in der Republik: und es ist gewiß, daß ihr Zustand dadurch verbessert worden ist. Folglich muß die Republik diese Art von Schulden bezahlen. Ja aus eben diesem Grunde muß man behaupten, daß den Erben dergleichen Gebäude auf eine billigmäßige Art vergütet werden müssen; wenn sie der Regente von seinen Tafelgütern aufgeführet hat. Sie bleiben im Lande und verbessern den Zustand der Republik. Hingegen hat der Regente sein Eigenthum hinein verwendet: und die Schenkungen können auch nach dem natürlichen Rechte niemals vermuthet werden. Ueberdieß hat die Republik schon im voraus alles dasjenige gebilliget, was der Regente in ihren Angelegenheiten für nöthig befinden wird. Es ist also zu vermuthen, daß er nöthig gewesen ist, weil wir zu den Regenten das Vertrauen haben müssen, daß ihre Handlungen gut sind. Ein ganz anders aber wäre es, wenn der Bau offenbar unnütze gewesen wäre.

Dergleichen Zweifel sind noch mehr vorhanden. Ich will aber hier nur die allgemeinen Grundsätze des natürlichen Rechts voraus setzen. Sie werden sich aber in der Folge dieser Materie zugleich mit heben lassen, wenn ich untersuche, was eigentlich zur

Erbschaft eines ausgestorbenen männlichen Regentenstammes gehöret.

* *

An die Einsamkeit.

I.

Dir, stillen Einsamkeit,
Sey dieses Lied geweiht!
Du bist der Vorwurf meiner Lust,
Hier sey das innre meiner Brust
Entdeckt und frey.
Hier trag ich keinen Scheu.
Hier freuet sich der Neider nicht,
Wenn mir die Ruh gebricht.
Hier red ich mit mir selbst von mir;
Hier stell ich mir mein Schicksal für;
Bald ist es groß, bald ist es klein.
Ich bau ein Schloß und reiß es ein.
Doch wenn man etwas einsam macht,
Wird man nicht ausgelacht.
Hier hebt die Hoffnung sich empor:
Hier stellt sie sich schon Hafen vor,
Wo sie vor Anker liegt.
Kaum denkt sie so vergnügt:
So scheinet ihr der Sturm zu groß;
So wird sie Mast und seegellos,
So sinket sie, so fällt sie hin,
So straft sie selbst den hohen Sinn.
Doch wie? In Einsamkeit.

2.

Dich rührt kein gelber Neid,
Beliebte Einsamkeit!
Du lachst und schmähst und höhnest nicht,
Du hast den Nächsten nie gericht.
Wohlan nimm hin,
Mich ganz und Herz und Sinn,
Dir weih ich also meine Zeit,
Beliebte Einsamkeit!
Dir geb ich mich denn gänzlich bloß.
Doch nein! ist auch dein Schweigen groß?
Ja, ja du bist von Plauderey,
So wie von Neid und Schmähsucht, frey.
Dir will ich, was mich rührt, gestehn.
Du sollst in Abgrund sehn,
Wo meine Brust voll Regung quillt.
Wie? wenn ein Strohm von Fluthen schwillt:
So hält den starken Lauf
Doch felsicht Ufer auf.
Mein Unglück ist mir Fels und Stein
Und hält der Regung Ausbruch ein.
Mein Schicksal schließt die Lippen zu
Und weigert Trost: doch find ich Ruh.
Und wo? in Einsamkeit.

3.

Wer weiß, kommt nicht die Zeit?
Daß einst in Einsamkeit,
Wo meine Brust die Ehrfurcht nährt,
Und wo mein Geist die Tugend ehrt,
Ein heitrer Blick
Vom aufgeklärten Glück

In meine finstre Kammer fällt
Und mich zu frieden stellt.
Der Tugend macht kein Vorurtheil
Noch Golderz ihre Preise feil.
Sie giebt und lohnet nicht nach Gunst;
Hier gilt kein Pracht, hier gilt kein Dunst,
Sie schätzt und liebt bloß unsre Treu,
Und legt uns Ruhe bey.
So wird der Hoffnung Muth belebt,
Daß sie das matte Haupt erhebt.
Sie hofft, und duldt und schweigt,
Bis sich die Rettung zeigt;
Und scheinet es, sie könne nie,
Die schönste Nahrung stärket sie.
Drum wart sie mit Geduld der Zeit
Und hegt dabey Zufriedenheit,
Wodurch? Durch Einsamkeit.

* *

Kurze Betrachtungen,

über verschiedene große Helden der alten und neuern Zeiten, aus dem Französischen der jüdischen Briefe * übersetzt.

Wenn wir bis in die fabelhaften Zeiten der Belagerung von Troja hinaufsteigen, und uns bey den Helden des Homers aufhalten: so finden wir nichts als Unsinnige, Hochmüthige, Betrüger, oder Meineidige. Achilles ist ein Sinnloser, der die Hälfte der Griechen wider alle Vernunft umkommen läßt; ein Unmensch, der den Körper des Hectors beschimpfet, dessen Tapferkeit er hätte hoch schätzen sollen. Nur schlechte und niederträchtige Seelen spotten ihrer überwundenen Feinde. Agamemnon ist der Henker seiner Familie. Er opfert seine eigne Tochter seiner Ehrsucht auf. Ajax ist ein Wüthender, Ulysses ein Betrüger, Idomenes der Mörder seines eignen Sohnes, und man kann versichern, ohne diesen alten Helden Unrecht zu thun, daß der vollkommenste unter ihnen allen nichts weniger als ein rechtschaffener Mann gewesen ist.

Ohne uns bey diesen fabelhaften Zeiten aufzuhalten, so lasset uns die Aufführung der größten Häupter

* Lettres juives Tom. 4. Lettr. 117.

pter des ganzen Erdkreyses untersuchen. Was für Lastern überließ sich nicht Alexander in den letzten Jahren seines Lebens? Was für Missethaten machte er sich nicht schuldig? Er brachte seine Freunde mit eignen Händen um. Er ließ seine besten Kriegesobristen hinrichten. Er überließ sich der liederlichsten Lebensart; und viele Diebesgesellen des Cartouche sind lebendig gerädert worden, die nichts so abscheuliches begangen haben, als die Mordthat des Clitus war.

Ich weiß nicht, ob man den Marius und Sylla in die Classe der Beherrscher setzen kann. Allein in der Zeit als sie Meister von der römischen Republik waren, haben sie beyde allein mehr Missethaten, Straßenräubereyen und Mordthaten begangen, als alle Miquelets von Catalonien und alle Schwärmer von Vivares (in Languedock) zusammen niemals ausgeübet haben.

Pompejus und Cäsar waren zwey berühmte Straßenräuber, die sich den Raub ihres Vaterlandes eine lange Zeit streitig machten. Sie misbrauchten alle beyde der Gewalt, die ihnen ihre Mitbürger unbesonnener und verschwenderischer Weise aufgetragen hatten: und was für prächtige Titel ihnen auch ihre Anhänger zugestanden haben: so kann man sie doch für nichts anders, als für Verwüster des Staats, und für Tyrannen ihres Vaterlandes ansehen. Der eine wollte es in Fesseln schlagen, unter dem Vorwand es zu vertheidigen: und der andere unter dem Deckmantel das Unrecht zu rächen, das man ihm angethan hätte.

Antonius,

Antonius, Augustus und Lepidus, die Nachfolger des Cäsars, färbten durch ihre blutigen Achtserklärungen Erde und Wasser roth. Ich betrachte sie als drey Straßenräuber an der Landstraße, die sich nach dem Tode ihres Hauptmanns in seine hinterlassene Beute theilen, und die kurze Zeit darauf sich selbst untereinander berauben. Es ist wahr, Augustus schien gütig und gnädig in den letztern Jahren seines Lebens. Allein, wenn er nichts als eine schlechte Privatperson gewesen wäre: so würde man ihn gewiß längst vor seiner anscheinenden Reue aufgehängt haben. Das Sprüchwort der Christen: wenn der Teufel alt wird: so wird er ein Einsiedler, kann man vollkommen auf ihn anwenden.

Wir wollen die alten Helden fahren lassen, und uns davor zu denjenigen wenden, welche die letztern Jahrhunderte hervorgebracht haben. Sie haben überhaupt weit mehr Redlichkeit besessen: unterdessen aber haben sie dennoch sehr wichtige Fehler begangen. Franz der erste, König v. Frankreich, hatte tausenderley Tugenden an sich. Er war gütig, großmüthig und aufrichtig; allein, ungeachtet dieser vortrefflichen Eigenschaften, trug er doch kein Bedenken, sein gegebenes Wort zu verletzen, als er aus seinem Gefängniß zu Madrit zurück kam, und er bezahlte damals Carln den Fünften mit eben der Münze, womit ihn dieser Kaiser gar oft ausgezahlet hatte. Unter den Tugenden Carl des fünften muß man sich eben nicht bey der Aufrichtigkeit aufhalten.

halten. Man würde alsdenn diesen Prinzen bey dem schwächsten Orte betrachten.

Diese letztern Zeiten haben besonders vier Helden von sehr verschiedenen Verdiensten hervorgebracht. Sie sind mit schönen Eigenschaften erfüllet und mit vielen Tugenden geziert, dem ungeachtet aber sind sie alle viere von wesentlichen Fehlern nicht frey gewesen.

Der erste von diesen Helden ist Wilhelm der dritte, König von Großbrittanien, der ohne Zweifel sehr große Eigenschaften an sich gehabt hat. Allein er würde in den Augen der Nachwelt viel größer seyn, und von wahrhaftigen Weisen weit mehr hochgeschätzet werden, wenn er niemals etwas darzu beygetragen hätte, seinen Schwiegervater vom Throne zu stürzen. Was würde man in der Welt von einem Menschen sagen, der sich der Güter seines Vaters bemächtigte, und ihn nöthigte, auf eine elende Art sein Brod zu betteln?

Ludwig der vierzehnte ist der andere von diesen Helden. Er war liebreich und prächtig, er hassete die Grausamkeit, er liebte die Gelehrten, er beförderte die Künste und die Wissenschaften und brachte sie in seinem Königreiche bis zur höchsten Blüte. Seine Feinde haben ihm oft vorgeworfen, daß er ehrgeizig gewesen sey. Allein in diesem Betracht kann man ihn noch ganz wohl entschuldigen. Er hatte gerechte Ursachen die Spanier zu bestrafen, die

seit langer Zeit Frankreich zu schaden suchten. Wenn er sein Königreich erweitert hat, indem er seinen Ruhm vergrößerte: so hat er auch der Ehre seines Volks einen Zuwachs gegeben. Seine Ehrsucht und seine Eroberungen können also noch vertheidiger werden. Kurz er würde Heinrich dem vierten gleich gekommen seyn, wenn er niemals Jesuiten um sich gehabt, und niemals die Montespan gesehen hätte. Indem man eine Frau ihrem Gemahl raubet, und sich durch die Mönche so weit verführen läßt, auf ihren Rath Leute aus dem Königreiche zu jagen, für die das Haus Bourbon die größten Verbindlichkeiten haben sollte: so muß man eben so große Eigenschaften haben, als Ludewig der vierzehnde hatte; wenn diese zwey Fehler seinen Ruhm nicht verdunkelt haben. Ich weiß, daß die Staatskundigen die Verjagung der Reformirten mit der Nothwendigkeit entschuldigen, nur eine Religion in Frankreich zu haben, damit die Ruhe darinnen gehandhabet würde. Diese Gründe haben in der That viel Gewichte. Allein, indem man die Protestanten vertrieb: so war wohl nicht erforderlich, ihre Abreise durch weit mehr Mordthaten und Achtserklärungen berühmt zu machen, als unter dem berüchtigten Triumvirat niemals geschehen sind. Es ist wahr, man sagt, daß Ludwig dem vierzehnden alle diese Grausamkeiten unbekannt gewesen sind, und daß er sie würde verhindert haben, da er von Natur sehr gütig war, wenn er Wissenschaft davon gehabt hätte. Allein die Verantwortung fiel dennoch allemal auf ihn, nachdem er die Schwachheit

gehabt hatte, sich den schädlichen Rathschlägen der Mönche und der Andächtigen zu überlassen.

Der Character des verstorbenen Kaisers, Peter des Ersten, war eine Zusammensetzung von Größe der Seele und von Grausamkeit, von Tugenden und von Lastern. Man mache zu seinem Ruhme alles bekannt, was man nur will, ich werde mich niemals bereden, daß ein wildes Wesen Tugend sey, und daß ein Vater den Mord seines Sohnes unter seine herrlichen Handlungen rechnen müsse.

Sein Feind Carl der Zwölfte, besaß eine ausnehmende Tapferkeit: und er hatte viele andere große Eigenschaften. Allein, er trieb die Rache bis aufs äußerste; und vielleicht bestrafte ihn das allerhöchste Wesen durch diese Kette von Unglücksfällen, die sich zu Pultawa anfieng, wegen der grausamen Todesstrafe, worzu er den unglücklichen Patkul verdammte, ohne auf die Würde seines Characters, mit dem er bekleidet war, einigen Betracht zu machen.

Alle diese Helden, von denen ich itzo geredet habe, haben durch ihre wesentlichen Fehler ihren Tugenden die Wage gehalten, oder wenigstens haben sie ihre Tugenden verringert. Allein, Heinrich der Vierte, König in Frankreich, hatte nur solche Schwachheiten an sich, die in Ansehung der Menschlichkeit verzeihlich sind. Er überwand seine Feinde, und so bald er sie bezwungen hatte, ver-

gaß er auf die großmüthigste Art die ihm angethanen Beleidigungen. Er selbst allein eroberte sein Königreich: und sein Krieg hatte keine andere Ursache, als ein Gut zu besitzen, welches ihm rechtmäßig zukam, und um Feinde zurück zu treiben, die ihn anzugreifen kamen, und welche Unruhe und Trennung in seinem Reich erregen wollten. Er war der Vater seines Volks. Die Witwen und Wayfen fanden allemal an dem Fuße seines Thrones eine sichere Freystadt. Er liebte das Frauenzimmer, ohne in die Ausschweifung Ludewig des Vierzehnden zu verfallen. Kurz, er war so gut und so vollkommen, daß ich glaube, wenn er zu der Zeit gelebt hätte, in welcher die Abgötterey die vortrefflichen Beherrscher in den Rang der Götter versetzte: so würde mir der Gott unserer Väter eine ganz besondere Gnade haben erweisen müssen, wenn ich hätte abgehalten werden sollen,

in den Tempel Heinrich des Vierten zu gehen,
und Weihrauch auf seinen Altären
zu verbrennen.

* *

Schreiben *
an die Verfasser der Ergetzungen.

Hochgeehrteste Herren,

Ich habe Dero Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn sollte, gleich anfangs meinen Beyfall nicht versagen können: und Dero Antwort auf die Einwürfe des geschickten Schlesischen Herrn Correspondenten hat mich vollkommen vergnügt. Wenn Dero Gründe noch einiger Unterstützung nöthig hätten: so sollte es mir nicht schwer fallen, noch viele andere Vortheile an die Hand zu geben, welche der Welt zufließen würden, wenn nur das Frauenzimmer die Dichtkunst ausübete. Nur einen einzigen anzuführen: so bin ich sehr versichert, daß die Dichtkunst alsdenn nicht so weit erniedriget seyn würde, der Betteley fröhnen zu müssen, wie es geschicht, u. wovon der Misbrauch weit höher gestiegen seyn würde, wenn nicht die Patronen in unsern Tagen so unverständig geworden wären, daß sie grö-

sten-

* Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn wir diesem Schreiben einen Platz gönnen; und wir finden nichts dabey zu erinnern.

stentheils den Endzweck nicht einsehen, den sich der poetische Bettler vorgesetzet hat. Ja, meine Herren. Ich bin vollkommen ihrer Meynung, daß die Welt nicht das geringste einbüßen würde, wenn auch die Malerey und Musik lediglich von dem Frauenzimmer getrieben würden. Es würde vielmehr der menschlichen Gesellschaft weit vortheilhaftiger seyn. So bald diese an sich schönen Künste in Ansehung des größten Theils ordentliche Handwerke sind, dadurch elende Kerls ihr Brod verdienen wollen: so verunehren sie ihren Endzweck: und der Welt ist dergleichen Hunzerey zu nichts nutze, als daß viele Narren ihr Geld vertändeln. Wir würden auch vielleicht in der Malerey nicht so viel unzüchtige Stücke zu sehen bekommen, welche sowohl die guten Sitten als den Geschmack verderben: und die edle Musik, wenn wir keine Leute hätten, die sich davon ernähren wollen, würde nicht der Ueppigkeit und den geilen Regungen zur Ermunterung dienen müssen.

Alle Einwürfe, die man hierwider machen kann, sind von keiner Erheblichkeit. Sie haben auch dieselben bereits hinlänglich beantwortet. Nur einen einzigen will ich noch berühren. Ich würde mich nicht unterstehen, denselben anzuführen, wenn ihn nicht der Schlesische Gelehrte vergessen hätte. Wenn man die Mannspersonen von der Dichtkunst, Malerey und Musik ausschließen wollte: so scheinet es, daß sie auch den guten Geschmack verlieren würden: und hieraus würde auch ein Verfall der übrigen Wissenschaften erfolgen. Allein so wichtig dieser

Einwurf scheinet: so glaube ich doch nicht, daß er eben viel zu bedeuten hat. Ich habe denenjenigen guten Freunden, die mir diesen Einwurf wider Dero Abhandlung immer gemacht haben, versetzet, daß sie mir nur erst sagen sollen, worinnen der gute Geschmack bestehet, oder was er ist. Denn wenn man sagt, daß der gute Geschmack mit dem Nichtgebrauch einer Sache verlohren gehen wird: so muß man vor allen Dingen erst sagen, was er ist, damit man einsehen kann, ob auch diese Dinge in der That dergleichen Wirkungen und Folgen gegen einander haben. Allein die Erklärung meiner guten Freunde hat mir niemals hinlänglich geschienen; und ich leugne nicht, daß mir auch unsre Schriftsteller von dem guten Geschmacke noch keine Gnüge gethan haben. Allein ohne mich in eine weitläuftige Untersuchung von dem Wesen des guten Geschmacks einzulassen: so glaube ich, daß dem ungeachtet, dieser Einwurf ganz wohl beantwortet werden kann. Mich deucht, es lehret uns die Erfahrung, daß wir eben nicht die Dichtkunst, Malerey und andere freye Künste selbst ausüben müssen, wenn wir einen guten Geschmack darinnen erlangen oder behalten wollen. Wenn der angeführte Einwurf wahr wäre: so müßte daraus folgen, daß alles dasjenige Frauenzimmer, welches zeither die freyen Künste nicht getrieben hat, auch keinen guten Geschmack darinnen hätte zeigen können. Allein diesem widerspricht die tägliche Erfahrung. Wie viel giebt es nicht erhabne Schönen, die in der Dichtkunst und Malerey einen sehr guten Geschmack geäußert

haben, ob sie gleich diese Künste selbst niemals ausgeübet haben. Ich setze voraus, daß es ein guter Geschmack gewesen ist, was sie geäußert haben, weil sie eben also gewählet und geurtheilet haben, als die größten Kenner und Kunstverständigen. Wenn also die Mannspersonen die freyen Künste nicht mehr ausübten: so würden sie sich an den Platz des Frauenzimmers setzen, ohne daß sie darinnen den guten Geschmack verlieren würden. Es ist dieses bey dem männlichen Geschlechte weit weniger zu befürchten, da ihnen die übrigen Wissenschaften bey dem guten Geschmack große Dienste leisten würden, ein Vortheil, den zeither das Frauenzimmer wenig gehabt hat.

Ohngeachtet ich nun solchergestalt, ihrer Meynung, meine Herren, vollkommen beytrete, so habe ich doch beschlossen, ihnen einen Einwurf von einer andern Seite zu machen, den sie gewiß nicht vermuthen sollen. Sie sagen, daß die Dichtkunst zum Endzweck habe, das Vergnügen zu befördern. Es sey also vernünftig und billig, sie demjenigen Geschlechte zu überlassen, welches überhaupt unser Vergnügen zu befördern zum Endzweck habe; und in der Folge geben sie zu erkennen, daß alsdenn das aus der Dichtkunst fließende Vergnügen größer seyn würde. Vergeben sie mir, Hochgeehrteste Herren, ich glaube vielmehr, daß die Welt an diesem Vergnügen sehr viel einbüßen würde.

Wenn die Dichtkunst den Endzweck hat, das Vergnügen zu befördern: so sind diejenigen die besten Gedichte, welche das größte Vergnügen befördern.

Mich deucht nicht, daß ein Mensch in der Welt wider diesen Schluß etwas einwenden kann. Hieraus aber will ich klärlich zeigen, daß wir zeither die schönsten Gedichte mit Unrecht für die besten gehalten haben. Die schönen Gedichte erwecken eigentlich kein Vergnügen, sondern was sie wirken ist die Bewunderung. Alle neue und unerwartete Dinge bringen die Bewunderung in uns hervor; und ein schönes Gedichte muß neue und unerwartete Gedanken in sich enthalten, wenn es in der That schön seyn soll. Nach der Bewunderung über ein schönes Gedichte entstehet erst entweder das Vergnügen, oder der Neid, oder die Begierde zu tadeln, oder irgend eine andere Leidenschaft zu Folge der Gemüthsbeschaffenheit, in der wir uns befinden. Wenn ein G = = aner das schönste Gedichte machte: so würde es bey vielen Leuten nichts weniger als ein Vergnügen erwecken. Dargegen verursachet das allerschlechteste und albernste Gedichte ein gewisses und durchgängiges Vergnügen; und je dümmer es ist, je größer ist das Vergnügen. Diese müssen also ohnfehlbar die besten seyn.

Ich beruffe mich auf ihr eigen Urtheil, meine Herren, Sie werden vermuthlich viel albernes Zeug von Reimen gelesen haben. Ist es nicht wahr, je dümmer sie gewesen sind, desto größeres Vergnügen haben sie daraus geschöpfet. Wenigstens will ich wohl eine allgemeine Erfahrung in diesem Stück aufbringen können. Ich weiß alberne Gedichte, wovon das Exemplar zu einem Bogen mit einem Thaler bezahlet worden ist. Wiederfähret wohl diese Ehre den schö-

nen Gedichten? Was für ein großes Vergnügen muß man sich nicht daraus versprochen haben?

Allein wie wird es nun mit ihrem Grunde aussehen. Mich deucht immer, daß er durchfallen wird. Denn ich bin feste versichert, daß es nur unter den Mannspersonen Leute giebt, die die besten, nämlich recht alberne, Gedichte machen können. Wenn sie auf die von mir bewiesenen besten Dichter Achtung gegeben haben: so werden sie befunden haben, daß es ungemein große Pedanten gewesen sind, die ihr Bisgen Wissenschaften bey der wohlhergebrachten Schulmethode unter einem Orbilio mit Angst und Noth aufgerafft haben, ohne weder ihre Urtheilungs- noch Erfindungskraft zu schärfen, die vielmehr das Gedächtnißwerk ihres Lernens iñer mehr niedergeschlagen hat. Ja, meine Herren, dieses sind allemal die besten Dichter, welche das größte Vergnügen zu erwecken im Stande sind. Dahingegen ist es gar nicht möglich, daß das schöne Geschlecht solche gute Dichter hervorbringen kann. Sie studiren sich niemals zu Pedanten. Die Schulmethode macht ihnen keine bleyernen Köpfe: sondern wenn sie etwas lernen wollen: so müssen sie ihre eigne Urtheilungskraft anstrengen. Ueberhaupt sind sie viel lebhaftiger; und die Erziehung und der Umgang, den ein Frauenzimmer, das sich der Dichtkunst widmet, nothwendig genossen hat, macht ihren Geschmack, Witz und Einbildungskraft viel feiner. Ich getraue mir wohl die ganze Welt aufzufordern, mir nur ein einziges so albernes Gedichte aufzuweisen, als ich von Mannspersonen eine Menge vorzeigen kann: und die Nachwelt soll mich

einmal Lügen strafen, wenn das schöne Geschlecht, gesetzt daß Dero Beweis Eindruck machen sollte, jemals eine einzige solche alberne Dichterinn hervorbringen wird. Da nun die dümsten Gedichte ein gewisses und das größte Vergnügen verschaffen: so verlieren sie ihren Grund, meine Herren: und die Ausübung der Dichtkunst von dem schönen Geschlechte würde keinesweges ein größeres Vergnügen wirken.

Damit ich sie, Hochgeehrteste Herren, um desto vollkommner überzeugen möge; so gebe ich mir die Ehre, ihnen das allerbeste Gedichte beyzulegen, das sie vielleicht noch jemals gelesen haben. Lesen sie es, m. H. mehr verlange ich nicht. Das Vergnügen, das sie empfinden werden, muß alles übertreffen: und urtheilen sie einmal ohne Vorurtheile, ob wohl ein Frauenzimmer jemals fähig sey, ein Gedichte zu machen, das mehr, oder nur ein gleiches Vergnügen, erwecket. Nein, ich sehe sie für bessere Liebhaber der Wahrheit an, als daß sie mir dieses leugnen sollten. Alle Zeilen laufen von der Quelle des Vergnügens über: und alle die es noch gelesen haben, sind von Entzückung eingenommen worden. Selbst hohe Personen haben es mit Vergnügen und Vergeltung aufgenommen: und ein ganzer Hof hat eine Ergetzung darinnen gefunden, davon alles Frauenzimmer der Welt nichts ähnliches zusammen schmieden könnte. Ein solches Zeugniß ist so stark, daß ich kein Wort mehr sagen darf. Hier ist es. Ich bin vollkommen,

Hochgeehrteste Herren,

Br = = = Dero ergebner Diener

den 5 May 1747. A. B. C.

* *

Glückwünschungsgedichte
auf der Herzoginn von Braunschweig Königl. Hoheit Geburtsfest.

Folgendes Carmen entdecket am Amen
Unserer Hoheit fürtrefflichen Namen,
Wünschet der Herzoginn Hoheit viel Guts,
Jeder es lese voll freudigen Muths.
Plötzlich laß, Hoheit, mich deinen Knecht sehen.
Hüpfenden Verseleins Gnade ergehen.
Innerlich über dir fröhlich ich bin,
Lustig ich dichte und schreibe dieß hin.
Ietzo, da wieder bey freundlichen Mienen,
Prächtig dein hohes Geburtslicht erschienen,
Preiß ich und lobe den obersten Herrn,
Iauchze auch ofte, daß solcher hat gern
Nächtlich und täglich in vorigen Zeiten
Allemal wollen aufs schönste dich leiten.
Christus in Gnaden stets fahre so fort!
Herrlich er bleibe dein Führer und Hort!
Achtzigmal siehe noch dieses Licht scheinen!
Reichliche Freude er bringe den Deinen.
Lange ergetze den theuren Gemahl,
Ofte schau Prinzen auf fürstlichem Saal,
Trefflich die schönsten Prinzeßinn umarmen,
Tröstlich, ihr Leser, ich schließe dieß Carmen.
Amen! Sind, fragt ihr, die Namen nun da?

Antwort:

Forne herunter erscheinen sie ja.

Anhang.

Lenket auch itzo die Augen zur Seite,
Sehet was ferner ich heute bereite,
Nämlich, ob unter dem Dato das Jahr,
Letztlich auch stehe der Name ganz klar.

Meine entstandene Freude im Herzgen
Ueber der Hoheit Geburtslicht und Kerzgen
Scheinende diesen Dreyzehnden im Merz
Kräftig benimmt mir den Kummer und Schmerz.
IahrzahLL ergetze, VVo bIst DV gebLIeben,
Stehst DV, o sag es, hIer gar nICht gesChrieben,
ZähLe nVr, sag ICh, so stehe ICh hIer,
Gerne ICh gehe Ins Vnter ReVIer.

Willt du, o Hoheit, den Dichter gern kennen,
Magst du wohl hören beym Namen ihn neñen,
Freylich, erhalt es, seyn Aemtgen anbey
Nennen soll solcher das Oertgen auch frey.
Welches er folgendermaaßen prästiret.
Name, ich rathe, komm hurtig marchiret.
Aemtgen! auch findet dein Name hier statt,
Oertgen dein Name beschließe dieß Blatt.

Christian Salomo Schröter,

Subconrector bey Hochfürstl. Schule
zu Schöningen.

Antwort

* *

Antwort des Frauenzimmers an die Schnürbrüste*.

Ungerechte Schnürbrüste!

Es kommt uns sehr unnatürlich für, daß ihr eure Klagen gegen uns, so weit treibet, daß ihr eure Vernichtung wünschet. Jedes Ding sucht seine Erhaltung, und wir müßten sehr irren, wenn wir nicht glaubten, daß ihr durch die Ungeduld einiger Unleidlichen angestimmet worden, bittere Vorwürfe zu machen. Solltet ihr nicht vielmehr zu frieden seyn, daß man euch nicht durchgängig verwirft, obgleich einige unter euch zum Gefängniß und Marter gereichen. Wir würden eben so ungerecht verfahren, als ihr selbst gethan, wenn wir des üblen Gebrauchs wegen, euch alle, wie ihr seyd, abgeschaffet wissen wollten. Ihr habt wohl euren Ursprung vergessen: und daß ihr zu etwas bestimmet seyd, welches die Härte des Schneiders so wenig, als die gezwungene Galanterie einiger Gernschönen, nicht tadelhaft machen können.

Unmöglich kann euch unbekannt seyn, daß ihr schon in unserer Kindheit dasjenige seyn sollt, was einem zarten Bäumchen eine Stütze ist. Euer Plan-

* Siehe pag. 56 dieses Bandes.

Planchett soll die Stelle eines Pfals vertreten, woran die biegsamen Gewächse eine gerade Höhe erreichen. Berufet euch ja nicht auf das Wachsthum des Pöbels, diese junge Zucht kreucht mehr, als sie getragen wird, sie ist den wilden Stämmen ähnlich, welche ohne Sorgfalt des Gärtners fortkommen. Ihr werdet uns freylich zur Gewohnheit: wir wissen es, daß wir euch in unseren mannbaren Jahren hierzu nicht nöthig hätten: allein eben die Gewohnheit macht euch nothwendig, und eure Abwesenheit würde hunderten zur Last gereichen, gegen eine, die euch etwann verwünschen möchte.

Wie könnt ihr euch außerdem so unwissend stellen, daß ihr zugleich zur Schutzwehre für unverschämte Näscher dienen sollt. Wißt ihr nicht, daß man Bäume von einer feinen Rinde, für gelüstigen Hasen, am sorgfältigsten zu verwahren hat.

Aber denkt nicht, daß wir euch durchaus loben werden, wenn ihr die Absichten überschreitet, wozu ihr gewidmet seyd: ob ihr gleich den Proceß nicht gewinnen sollt, wenn ihr euch größerer Verbrechen schuldig gebt, als ihr angeklagt werdet. Der Eigensinn ist schuld, daß ihr, unsere Leiber ungebührlich einschränket, da ihr eurer Natur nach, vielmehr die Form eines geschickten Leibes erhalten sollt. Der Bau des Körpers ist eben so eingerichtet, als ihr seyn sollt, und es muß erst eine ungeschickte Hand über euch kommen, welche euch länger und enger zubereitet, als es der Schmeerbauch und die Kluft über den Hüften erlaubet, ehe ihr unerträglich werdet.

det. Es wäre denn, daß ihr einem schlesen Leibe, zu einer guten Stellung behülflich seyn solltet.

Werdet ihr demnach gemishandelt, so, daß ihr unterschiedliche Größen, in einerley Raum, einschließen sollt: wird euch zugemuthet, mehr als eine Person in einem einzelen Bezirk zu beherbergen: so seyd ihr zu beklagen, aber diejenigen noch mehr, welche euch unrecht oder zur Unzeit gebrauchen.

Sollte man euch deswegen allesamt aus der Welt verbannen, so würdet ihr viele Gefährten bekommen. Man würde die Halsbinden, womit sich mancher die Kehle zuschnüret, daß er ersticken möchte, die Kniebänder, welche die Sehnen bis zur Lähmung fesseln, und andere Sachen mehr, welche der Misbrauch schädlich macht, aus dem Reiche des Anzugs verbannen müssen.

Ihr habt eure Fehler: es ist wahr! allein ich glaube doch, euer Amidor hat euch verderblicher angegeben, als ihr seyd. Wenigstens sind eure Mordthaten so fürchterlich nicht. Wir müßten nicht wissen, daß zehn Frauenzimmer, für eine Mannsperson noch vorräthig sind. Und wenn man bedenkt, daß allezeit mehr Witwen, als Witwer, gefunden werden, so wird sich eine ganz andere Ursache entdecken, warum ein Mann mehr Weiber, als diese Männer begraben lassen. Vielleicht ist es Amidor allein, der eurer überdrüßig ist, er soll aber gewiß, seiner Schalkheit wegen, zu handgreiflichern

lichern Vortheilen niemalen die geringste Anwartschaft bekommen.

Wollt ihr euch also künftighin über uns beschweren, so klagt über euren Misbrauch, und bildet euch ja nicht ein, daß ihr einem ordentlichen Frauenzimmer einen Dienst erweiset, wenn ihr auch einigen Schlampampen zu gefallen, euren Abschied befördern wolltet. Ihr sollt unser doch nicht los werden, denn wir sind in vielen Stücken

J = = = f Eure

den 20 April 1747. verbundene

das ordentliche Frauenzimmer.

v. S = =

Ergetzungen
der
Vernünftigen Seele
aus der Sittenlehre
und
der Gelehrsamkeit überhaupt.

Des IV. Bandes 6. Stück.

Leipzig,
Verlegts Bernhard Christoph Breitkopf,
im Monat Junius 1747.

DE
VITA
BEATA

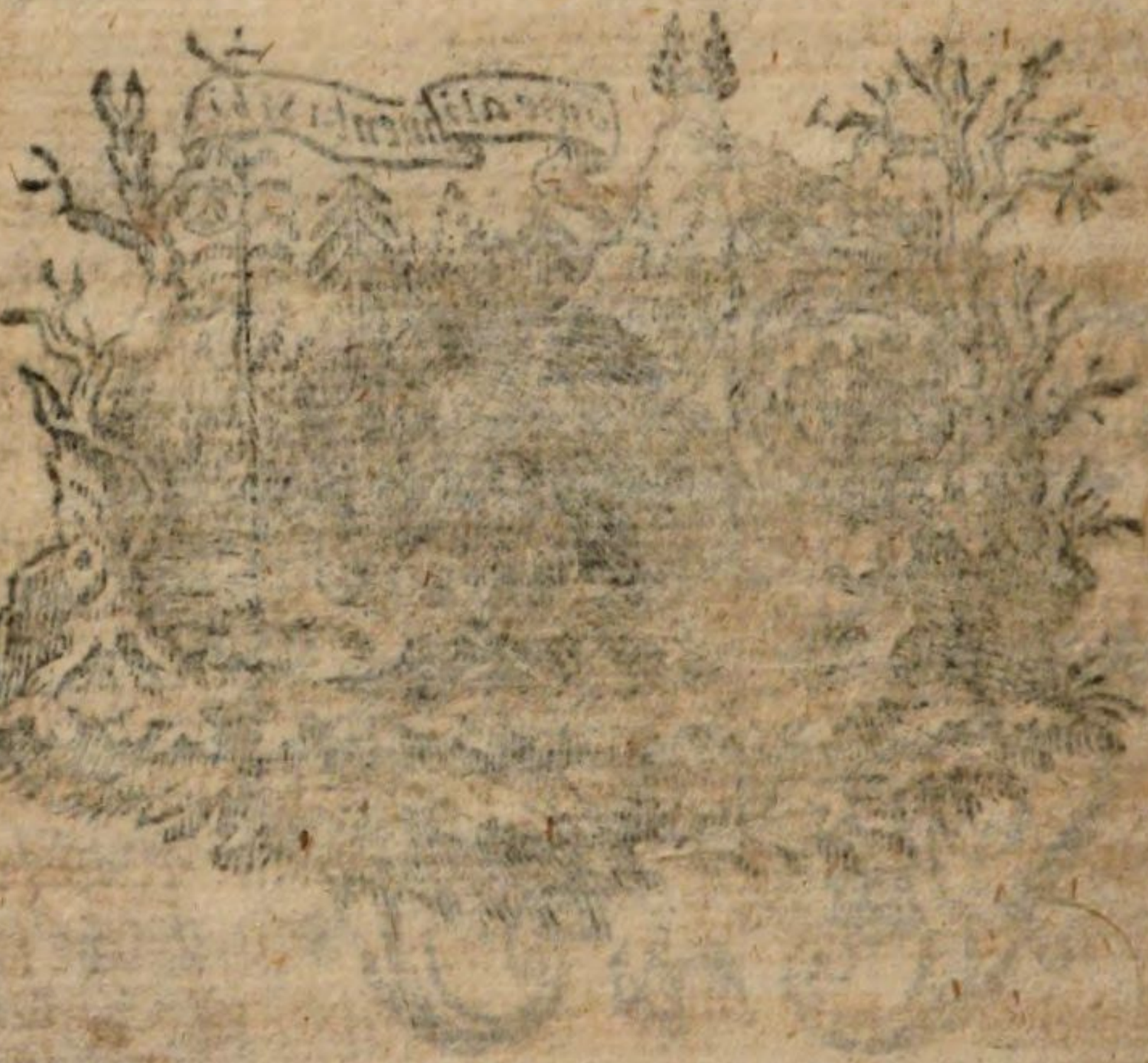
LIBER

EPIGRAMMATUM

DOCTISSIMI

MARTIALIS.

Multum, crede mihi refert, an fonte bibatur,
Qui fluit, an pigro, quae stupet vnda, lacu.



Untersuchung *

der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, worinnen der Ungrund derselben gezeiget wird,

als diejenige Schrift,

welche in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den aufgesetzten Preis auf das Jahr 1747 erhalten hat.

Denkspruch:

Numquam aliud natura, aliud Sapientia dicit.

Juuenal.

Diejenigen, welche den Vortheil der Wissenschaften erkennen, müssen lebhaftig gerühret werden, daß es Sr. königl. Majestät in Preußen, einem Monarchen, von dem die Nachwelt

* Da ich ohnedem in meinen philosophischen Betrachtungen diese Materie einmal hätte abhandeln müssen, so glaube ich, daß es vielen meiner Leser nicht unangenehm seyn wird, daß ich diese Schrift hier einrücke.

einmal im Zweifel seyn wird, ob er mehr, durch seine Siege, oder durch seine Weisheit u. wahrhaftige Gelehrsamkeit groß und verehrungswürdig gewesen ist, gefallen hat, Dero Akademie der Wissenschaften zu Berlin eine neue und für die Aufnahme der Wissenschaften sehr vortheilhaftige Einrichtung zu geben. Die Hoffnung, die sich die Welt hiervon gemacht hat, siehet sie bereits auf mehr als eine Art erfüllet. Sie hat bereits einen Band vortrefflicher und nützlicher Schriften in Händen, welche sie als so viel neue Vortheile in den Wissenschaften betrachten muß; und die Aufgabe, womit diese ruhmwürdige Gesellschaft die auswärtigen Gelehrten auf das Jahr 1747 hat beschäfftigen wollen, ist hiervon ein anderweitiger Beweisgrund.

Die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, welche einen ansehnlichen Theil der Weltweisheit erfüllen will, hat schon seit geraumer Zeit wichtige Gegner gefunden, so wie es ihr niemals an ernstlichen und geschickten Vertheidigern gemangelt hat. Es kann dem gelehrten Wesen gar nicht gleichgültig seyn, wer von diesen beyden Parteyen Recht oder Unrecht hat. Sind die Monaden und einfachen Dinge in der That gegründet: so ist es eine der herrlichsten Entdeckungen, welche der menschliche Verstand jemals gemacht hat; und es ist nöthig, daß wir sie von allen Zweifeln retten, damit sie für die menschliche Erkenntniß zu einem desto größern Nutzen gereichet. Ist es aber eine zwar sinnreiche, allein leere, Erfindung, welcher die Wahrheit und die guten Gründe mangeln: so leidet

der

der Fortgang in dem nützlichsten Theile der menschlichen Wissenschaften allzuviel darunter, wenn wir uns mit artigen Erdichtungen und sinnreichen Träumereyen beschäfftigen wollen. Der Entschluß der königlichen Akademie der Wissenschaften kann demnach nicht genugsam erhoben werden, daß sie den auf das Jahr 1747 auszutheilenden Preis hat anwenden wollen, die Gelehrten aufzumuntern in dieser wichtigen Sache, wo möglich, eine Gewißheit auszumachen.

Ohngeachtet ich für die Verdienste der Freyherren von Leibnitz und Wolf um die Weltweisheit allemal sehr viel Hochachtung gehabt habe: so habe ich doch meinem Verstande niemals so viel Gewalt anthun können, ihrer Lehre von den Monaden und einfachen Dingen Beyfall zu geben. Ich habe die Gründe und Sätze, worauf sie diese Lehre gebauet haben, seit geraumer Zeit mit genauer Aufmerksamkeit erwogen. Allein, je mehr ich der Sache nachgedacht habe, je mehr bin ich von ihrer Unrichtigkeit überzeuget worden. Ich ergreife demnach diese Gelegenheit mit Vergnügen, einer so erleuchteten Gesellschaft diejenigen Gründe zur Beurtheilung zu überlassen, wodurch ich glaube, daß das Lehrgebäude der Monaden und einfachen Dinge gänzlich über den Haufen fallen muß; und der Beyfall derselben würde mir um deswillen am meisten angenehm seyn, weil ich alsdenn an der Wahrheit, die ich allein suche, um so viel weniger Zweifel tragen könnte.

Zu dem Ende werde ich 1) die Lehre von den Monaden auf eine richtige und deutliche Art vortra-

gen: und ich werde sie so gar von der stärksten Seite zeigen. Hierbey werde ich mich, so viel als möglich, der eigenen Worte der Erfinder und Vertheidiger dieser Lehre allenthalben bedienen; und weil ich in öffentlichen Schriften wahrgenommen habe, daß es Leute giebt, welche die Dreistigkeit haben, diejenigen Worte und Sätze schlechterdings zu leugnen, welche die Erfinder dieser Lehre hierbey angewendet haben: so werde ich alle Stellen sorgfältig anführen. Hierauf werde ich 2) die Gründe dieser Lehre hinlänglich widerlegen, und durch die unstreitigsten Sätze, welche keiner Beantwortung bedürfen, so viel als möglich zu zeigen suchen, daß diese ganze Lehre über den Haufen fallen muß, und es wird sich hierbey veroffenbaren, daß dieser Lehre allenthalben offenbare Widersprüche im Wege stehen; ob nun zwar solchergestalt von selbst folget, daß diese Lehre zu Erklärung der natürlichen Begebenheiten und Erscheinungen, besonders des Ursprungs und Bewegung der Körper, nicht hinreichend sey: so will ich doch hierauf besonders mein Augenmerk richten, in so weit als sich in der Widerlegung hierzu Gelegenheit finden wird.

I. Lehre von den Monaden und einfachen Dingen.

1. Der erste und hauptsächlichste Grund, worauf man das Gebäude von den Monaden und einfachen Dingen aufführet, ist folgender Schluß: wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen auch einfache seyn a).

2. Die-

a) Freyh. von Leibnitz Monadologie §. 2. Freyh. von Wolf Metaph. 1 Th. §. 76.

2. Dieser Schluß soll um so ungezweifelter wahr seyn, weil sonst alle Theile, sie möchten so klein angenommen werden, als sie immer wollten, auch so gar die undenklich kleinen Theile aus andern Theilen bestehen müßten. Da man nun aber keinen Grund anzeigen kann, woher denn die zusammengesetzten Theile endlich herkämen: so muß man endlich einfache Dinge zugeben.

3. Dieses wird durch den Satz des zureichenden Grundes noch ferner bewiesen. Denn wenn alles aus Theilen zusammengesetzet ist: so müßte man Dinge zugeben, die eine Figur und Größe hätten, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, warum ihnen dergleichen Figur und Größe zukäme. b)

4. Eben dieser Grund ist in der Ausdehnung anzutreffen. Wenn man sagt, es sind ausgedehnte Körper, weil es ausgedehnte kleine Theile giebt: so ist dieses nichts gesagt, weil man in der Weltweisheit wissen muß, warum und auf was Art und Weise eine Sache ist. Folglich muß man den Grund einer Sache in einer andern suchen, die nicht dieselbe ist. Die zusammengesetzten und ausgedehnten Dinge sind demnach vorhanden, weil einfache und unausgedehnte da sind.

5. Da nun solchergestalt einfache Dinge sind, woraus die zusammengesetzten entstehen, welche keine Theile haben: so können diese einfachen Dinge keine Figur und Größe haben, sie können keinen Raum erfüllen, auch kann in ihnen keine innerliche

b) Freyh. von Wolf Metaph. 1 Th. §. 77.

Bewegung anzutreffen seyn c). Und diese einfachen Dinge nennet man Monaden, wie auch Elemente der Körper d).

6. Weil die Monaden einfache Dinge sind: so eignet man ihnen alles zu, was den einfachen Dingen zukommt e). Da sie untheilbar sind, und mithin nur durch ihre Grade eingeschränket werden können: so haben sie eine Kraft f). Diese Kraft äußert sich in einer steten Bemühung ihren Zustand zu verändern g); und wird von dem Herrn von Leibnitz Principium actionis oder der Veränderung genennet h). Folglich, da sie den Grund ihrer Veränderung in sich haben: so sind sie vor sich bestehende Dinge i); und können demnach auf keine andere Art von einander unterschieden werden, als durch ihren innern Zustand, oder durch die Art der Einschränkung ihrer Grade k).

7. Es können, vermöge des Satzes des nicht zu unterscheidenden nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt seyn; und dieses muß auch von den einfachen Dingen gelten l). Da nun die Monaden nur durch ihren innern Zustand von einander unterschieden sind: so muß der innre Zustand eines jeden einfachen Dinges von dem inneren Zustande aller übrigen alle Augenblicke unterschieden, und demnach veränderlich seyn m). 8. Weil

c) Freyh. von Wolf Metaph. 1. Th. §. 81.
d) Eben daselbst §. 582. e) Daselbst §. 584.
f) Daselbst §. 125. g) Gleichfalls daselbst §. 126.
h) Monadologie §. 11. i) v. Wolf angeführte Met. §. 127.
k) Eben daselbst §. 584. l) Daselbst §. 586 und 592.
m) von Leibnitz Monadologie §. 9. 10.

8. Weil alles seinen zureichenden Grund hat, warum es ist: so muß es auch seinen zureichenden Grund haben, warum ein einfaches Ding hier und nicht anderswo ist. Der Raum und die Zeit können diesen zureichenden Grund nicht ausmachen, weil sie sich, in Ansehung ihrer selbst, nicht von einander unterscheiden lassen n). Folglich muß dieser zureichende Grund in dem innerlichen Zustande eines jeden einfachen Dinges selbst seyn o). Gleichergestalt muß es seinen zureichenden Grund haben, warum ein einfaches Ding neben diesen und nicht neben andern ist. Da nun der Raum und die Zeit diesen zureichenden Grund nicht in sich halten können: so muß er ebenfalls in dem innerlichen Zustande der einfachen Dinge, die neben einander sind, angetroffen werden p). Diesemnach richtet sich der innre Zustand eines jeden einfachen Dinges nach denen übrigen die um ihn sind, und die mit ihm ein Zusammengesetztes ausmachen: und stimmen demnach alle mit einander überein, wodurch die Vollkommenheit in dem Zusammengesetzten erhalten wird. Gleichwie nun auch die zusammengesetzten Dinge mit einander übereinstimmen: so stimmet jedes einfaches Ding mit der ganzen Welt zusammen, wodurch die Vollkommenheit der Welt erwächst q).

9. Da sich nun solchergestalt der innere Zustand eines einfachen Dinges auf die ganze Welt beziehet,

n) Eben daselbst §. 8. o) v. Wolf Metaph. 1 Th. §. 593.
p) Eben daselbst §. 594. Leibnitz Monadologie §. 11.
q) v. Wolf in angeführtem Orte §. 595. 596.

solches aber vermöge seiner Kraft geschehen muß, und woraus folglich eine Wirkung erwächst, so muß durch ihre Wirkung etwas hervorgebracht werden, welches sich gleichfalls auf die ganze Welt beziehet r). Der Freyherr von Wolf läßt es unbestimmt, was es eigentlich ist, so durch diese Wirkung hervorgebracht wird, weil er nicht ein solches ausfindig machen kann, wodurch sich die Kraft der körperlichen Dinge, und die Veränderungen derselben, die sie in der Bewegung zeigen, auf eine verständliche Art herleiten läßt, welches er doch hier für nöthig ansiehet s). Der Herr von Leibnitz aber gehet weiter, und bestimmet dasjenige, was durch diese Wirkung hervorgebracht wird; und hierinnen bestehet der hauptsächlichste Unterschied der Leibnitzischen Monaden, und der Wolfischen einfachen Dinge.

10. Solchemnach ist nach dem Herrn von Leibnitz das Veränderliche, welches in dem innerlichen Zustande eines einfachen Dinges vorgehet, nichts anders, als die Empfindung; die man aber von dem Bewußtseyn wohl unterscheiden muß; und weil die Kraft oder Thätigkeit ein innerliches Principium ist: so kann solches eine Begierde genennet werden, wodurch es möglich ist, daß ein einfaches Ding zu gewissen neuen Empfindungen gelangen kann t). Denn nichts als Empfindungen und deren Veränderungen sind in einem einfachen Dinge anzutreffen; und

r) Eben daselbst §. 597.
s) Anmerkungen über die Metaph. §. 215. p. 369.
t) Monadologie §. 14 und 15.

und hierinnen allein kann die innere Thätigkeit einer Monade bestehen u).

11. Da die Empfindungen der Monaden von dem Bewußtseyn unterschieden sind: so bleiben sie allemal dunkel, ungefähr auf solche Art, wie unsre Seele bey einer Ohnmacht oder bey einem tiefen Schlafe ohne Traum ist, wenn nämlich eine große Menge von kleinen Empfindungen, worunter man keine von der andern unterscheiden kann, zusammen kommen w). Dennoch, weil das Wesen einer einfachen Substanz nicht bestehen kann, wenn nicht gewisse Veränderungen in ihr vorgehen, die aber allein in ihren Empfindungen geschehen können: so muß ein jeder gegenwärtiger Zustand einer einfachen Substanz natürlicher Weise eine Folge aus dem vorhergehenden seyn x). Wegen dieser dunkeln Empfindungen bleibt der Name bloßer Monaden, allein denen einfachen Dingen, welche die Elemente der Körper sind. Dahingegen die Empfindungen bey den übrigen Monaden, oder einfachen Dingen, welche die Seelen der Thiere, Menschen, und die Geister sind, deutlicher werden, nach der Maaße, wie sie Gedächtniß oder Einbildung haben y). Alle aber kommen gewissermaßen überein z).

12. Also ist Gott die allererste, urständlichste und vollkommenste Monade; und vermöge seiner Macht, Erkenntniß und Willens kömmt er mit demjenigen einigermaaßen überein, welches bey den erschaffenen

u) Eben daselbst §. 17.

w) Daselbst §. 19. 20. 21. x) Eben allda §. 22.

y) Eben daselbst §. 25. 26. z) Daselbst §. 27.

nen Monaden den Grund ausmacht, der nämlich in der Kraft zu empfinden, und in der Begierde bestehet a).

13. Da nun eine vollkommene Uebereinstimmung ist, indem Gott alle erschaffene Dinge nach einem jedweden; und ein jedwedes nach allen andern eingerichtet hat b): so hat Gott bey dem Weltbau eine jedwede Monade, indem sie Empfindungen hat, und folglich die Welt abzuschildern fähig ist, in Betrachtung gezogen. Folglich ist nichts vermögend, die Monade dergestalt einzuschränken, daß sie nur einen Theil von den vorhandenen Dingen abschildern sollte. Denn obwohl diese Abschilderung nur in einem kleinen Theile der Dinge deutlich seyn kann, nämlich, die ihr die nächsten oder die größten sind: so kommt doch solches nicht von dem Gegenstande, sondern von der Erkenntniß des Gegenstandes her. Folglich hat eine jede Monade eine Kraft, sich die Welt vorzustellen, nach dem Puncte, worinnen sie sich befindet c). Und so weit gehet der hauptsächliche Unterschied der Leibnitzischen Monaden von den einfachen Dingen.

14. Da sich der innere Zustand eines jeden einfachen Dinges auf eine besondere Art auf die übrigen beziehet: so ist es auf eine besondere Art mit den übrigen zugleich; und also ist nicht allein jedes außer den andern, sondern viele zusammen folgen auch in einer Ordnung auf einander, und folglich erfüllen viele zusammen einen Raum, ob gleich ein jedes unter ihnen keinen Raum erfüllet, sondern nur sei-

a) Angeführte Monadologie §. 47. 48. 49.
b) Eben daselbst §. 56. 57. 58. c) Daselbst §. 61.

seinen gewissen Punct darinnen hat d). Es wird demnach begreiflich, wie aus einfachen Dingen, die keine Theile haben, dennoch zusammengesetzte herauskommen können. Denn weil ein jedes mit denen übrigen auf eine besondere Art zugleich ist; so können nicht viele zusammen in einem Puncte seyn. Da aber dennoch ein jedes mit denen, die um dasselbe sind, verknüpfet ist, (nämlich indem sich eines nach dem andern richtet,) so machen viele einfache Dinge zusammen eines aus; und daher bekomt das Zusammengesetzte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke e). Und diese Verknüpfung, die der innere Zustand eines einfachen Dinges mit dem andern hat, ist zureichend, ohne, daß die einfachen Dinge eine Befestigung und Zusammenhängung, wie die zusammengesetzten nöthig haben f).

15. Hier veroffenbaret sich abermals ein Unterschied zwischen den Leibnitzischen Monaden und den Wolfischen einfachen Dingen. Weil nach denen im vorhergehenden §. angewendeten ausdrücklichen Worten des Freyherrn von Wolf viele einfache Dinge einen Raum erfüllen, und viele einfache Dinge eines ausmachen, unter diesem Eines aber kann man nichts anders, als ein zusammengesetztes Ding verstehen, indem ein jedes einfaches Ding schon ein Ding ist: so muß die Anzahl der einfachen Dinge, welche ein zusammengesetztes ausmachen, endlich und bestimmt seyn, ob wir uns gleich,

d) v. Wolf Metaph. 1 Theil §. 602.
e) Eben daselbst §. 603. f) Daselbst §. 604.

gleich, wie er an einem andern Ort sagt g), diese Anzahl niemals vorstellen, und begreiflich machen können. Dahingegen sagt der Herr von Leibnitz ausdrücklich h), daß der kleinste Körper wirklich unendlich eingetheilet wäre, und eine Welt voller neuen Creaturen in sich begriffe. Man kann aber dieses auf keinen mathematischen Begriff von dem Unendlichen ausdeuten, weil er sich so gar des Ausdruckes: wirklich unendlich bedienet.

16. Da die einfachen Dinge zusammengesetzte ausmachen: so kommt von denenselben die Ausdehnung und das Verbleiben an einem Orte her, welches letztere die widerstehende Kraft genennet wird. Was nun einem Körper die Ausdehnung giebt mit seiner widerstehenden Kraft wird die Materie genennet i). Folglich hat die Materie eine Kraft der Bewegung zu widerstehen; und ein Körper kann vermöge seiner Materie nur leiden k).

17. Das Wesen des Körpers bestehet in der Art der Zusammensetzung. Derowegen muß alles, was einem Körper zukommt, darinnen gegründet seyn l). Da sich nun in der Art der Zusammensetzung keine Veränderungen ereignen, als in der Größe, der Figur, dem Orte, entweder der Theile oder des Ganzen, dieses aber ohne Veränderung des Orts nicht geschehen kann: so geschehen alle Veränderungen

gen

g) Eben allda §. 83. 84 und 85.

h) Streitschriften zwischen dem Herrn von Leibnitz und D. Clarken, Anhang zur 4. Schrift p. 62.

i) v. Wolf Metaph. 1 Th. §. 607. p. 376.

k) Eben daselbst §. 622. l) Daselbst §. 614.

gen durch die Bewegung m) und es muß demnach der Grund von allem, was einem Körper zukommt, in der Größe, Figur und Bewegung desselben zu finden seyn n).

18. Die Bewegungen oder Veränderungen in einem Körper geschehen nicht allein durch ein Leiden, sondern auch durch ein Thun. Denn wir werden gewahr, daß ein Körper, indem er leidet, sich zugleich gegen einen andern thätig erweiset o). Da nun der Grund, daß er sich thätig erweisen kann, so wenig in seinem Wesen, welches in der Art der Zusammensetzung bestehet, als in der Materie, welche nur leiden kann, angetroffen wird: so muß außer dem Wesen und der Materie noch etwas anders anzutreffen seyn, darinnen wir den Grund der Bewegung finden. Und da durch die Bewegung alle Veränderungen in dem Körper geschehen: so ist dasjenige, worinnen der Grund der Bewegung zu finden, in der That die Quelle der Veränderungen. Folglich hat ein jeder Körper außer der Materie und dem Wesen noch eine bewegende Kraft p). Es gehöret demnach zu einem Köper eine Materie, ein Wesen und eine bewegende Kraft q).

19. Alles was in den zusammengesetzten Dingen angetroffen wird, muß seinen Grund in den einfachen Dingen haben, daraus sie erwachsen. Da nun die Körper eine bewegende Kraft oder eine stete Be-

m) Eben allda §. 615.

n) Daselbst §. 616.

o) v. Wolf Metaph. 1 Th. §. 619. 620. und 621.

p) Eben daselbst §. 622. 623. q) Daselbst §. 626.

Bemühung haben, die Materie zu bewegen r): so muß auch der Grund hiervon in den einfachen Dingen liegen. Es muß sich also in den einfachen Dingen eine Kraft befinden, durch welche sie sich bemühen etwas zu thun, worinnen der zureichende Grund von der bewegenden Kraft der Körper zu finden ist, und woraus sich dieselbe also verständlich erklären läßt.

20. Dieses ist die Lehre von den Monaden und den einfachen Dingen. Ich habe mir Mühe gegeben, solche in der größten Stärke vorzutragen, deren die Gründe, worauf sie beruhet, nur immer fähig sind. Ich habe derselben einen Zusammenhang zu geben gesucht, den sie vielleicht selbst bey ihren Erfindern und Vertheidigern nicht hat; und zu dem Ende habe ich die Widersprüche sorgfältig verbergen müssen, womit sie allenthalben erfüllet ist. Ich will aber nun auch die Gründe dieser Lehre untersuchen: und ich getraue mich auf die klärste Art zu zeigen, daß sie ganz und gar unrichtig sind.

II. Untersuchung und Widerlegung der Gründe, worauf die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen beruhet.

21. Die Vertheidiger der Monaden haben am allerwenigsten Ursache, ihren Gegnern vorzuwerfen, daß sie sich mit geometrischen Begriffen in die Metaphysik wagen. Der hauptsächlichste und fast einzige Grund der Monaden, weil sich alle übrige Schlüsse auf denselben beziehen, nämlich, daß, wo zusammengesetzte Dinge sind, auch einfache seyn müssen, ent-

r) Eben allda §. 624.

entstehet lediglich aus einem geometrischen Begriffe. Die von dem Freyherrn von Wolf diesem Schluß unmittelbar angefügte Erläuterung von zusammengesetzten und einfachen Zahlen *, beweiset mehr als hinlänglich, daß seine Seele geometrische Vorstellungen von der Sache gehabt hat.

22. Es ist wahr, man kann in der Geometrie sagen, wo zusammengesetzte Zahlen sind, da sind auch einfache. Man ist von dem Daseyn der einfachen Zahlen bereits hinlänglich überzeugt; und man weiß, daß in dieser Wissenschaft gar nichts möglich ist, wenn nicht einfache Zahlen zum Grunde liegen. Die unstreitige Erkenntniß macht demnach allein diesen Satz wahr. Außer dem aber ist er als ein Schluß, selbst in der Geometrie, nicht der beste. Die Zusammensetzung der Zahlen führet uns nicht unmittelbar und nothwendig auf die einfachen. Nur die Vervielfältigung führet uns unmittelbar auf den Begriff von den Einheiten. Wenn man also einen richtigen geometrischen Begriff hätte zum Grunde legen wollen: so hätte es heißen müssen: wo vervielfältigte Dinge sind, da müssen auch einfache seyn.

23. Allein, wie kann man in der Metaphysik auf den Satz kommen; wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen auch einfache seyn. In der ganzen Natur siehet man nichts von einfachen Dingen; und in dem ein Mataphysicus das Wesen der Körper untersuchet: so darf er sich noch nicht um die Geister bekümmern: und folglich muß er gleichsam noch nicht wissen, daß einfache Ding wirklich sind.

* Metaph. 1 Theil §. 76.

Denn wenn sich alles, was wir in der Welt wahrnehmen, aus dem Wesen der Körper verständlich erklären läßt; so würde es sehr überflüßig seyn, wenn man seine Zuflucht zu Geistern nehmen wollte. Ich rede hier von einer wahren Ordnung in der Metaphysik: und eine eingebildete und eigenmächtig geschmiedete Ordnung ist nicht allemal die wahre. Da wir nun in der ganzen Natur von einfachen Dingen nichts wahrnehmen: und da wir in der Untersuchung der Körper die Geister und die Erkenntniß von einfachen Dingen noch nicht anwenden dürfen: so darf ein Metaphysicus bey der Untersuchung der Körper schlechterdings nicht auf einfache Dinge verfallen, wenn ihn nicht die Ordnung seiner vorhergehenden Schlüsse, und die natürliche Folge aus denselben, unumgänglich darauf führen. Thut er es dennoch: so ist es offenbar, daß er fremde und hieher nicht gehörige Begriffe einmischet. Der Herr von Leibnitz hat die Grundwahrheiten niemals im Zusammenhange vorgetragen. Wenn man demnach die Lehre von den einfachen Dingen bey dem Freyherrn von Wolf nachsiehet: so wird man finden, daß seine vorhergehenden Schlüsse mit dieser Lehre nicht den geringsten Zusammenhang haben. Es folget aus keinem einzigen vorhergehenden Schlusse, daß einfache Dinge in den Körpern zum Grunde liegen müßten: sondern dieses ist allemal gleichsam ein ganz neuer Anfang: wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen auch einfache seyn. Es ist demnach klar, daß der Begriff des Einfachen hieher nicht gehöret, und folglich aus einer

ganz fremden Erkenntniß genommen ist. Man siehet aus der Erläuterung des Freyherrn von Wolf, daß er ihn aus der Geometrie genommen hat; und dieser Begriff ist auch ursprünglich daher. Wenn man mit einem Begriffe auf eine zählende Art fortgehen kann: so ist er seinem Wesen nach geometrisch. Man kann aber so gut zwey, drey, vier und hundertfach sagen, als man einfach sagen kann.

24. Man kann der Mathematik in der Metaphysik nicht allen Nutzen absprechen. Es wird demnach ein Schluß in der Metaphysik nicht schlechterdings falsch, weil die Begriffe geometrisch sind. Allein, sobald man einen geometrischen Begriff mit einem metaphysischen verbindet: so entstehet daraus allemal ein falscher Schluß. Die Ursache ist ganz offenbar. Die Geometrie gehet mit eingebildeten Dingen um. Da hingegen beschäftiget sich die Metaphysik mit wirklichen Dingen. Wenn man nun die Begriffe von eingebildeten und wirklichen Dingen unter einen Begriff bringen will: so muß daraus nothwendig allemal ein falscher Schluß entstehen. Man kann gar nicht leugnen, daß der Begriff des Zusammengesetzten hier metaphysisch ist. Da man nun den geometrischen Begriff des Einfachen mit demselben verbinden will: so muß der Schluß nothwendig falsch seyn.

25. Ob sich nun zwar solchergestalt die Unrichtigkeit dieses Schlusses bereits veroffenbaret: so ist sie doch auch noch von andern Seiten ersichtlich. Wer sich die Mühe nehmen will, diesen Schluß nach den

eignen logicalischen Regeln des Freyherrn von Wolf zu untersuchen, der wird finden, daß er kein einziges Kennzeichen weder eines wahren Satzes, noch eines richtigen Schlusses, hat. Wenn man die Erklärung der zusammengesetzten Dinge vor Augen hat: so fällt uns nicht das geringste bey, was uns auf den Begriff von einfachen Dingen führen könnte. Zusammengesetzte Dinge sind aus Theilen bestehende Dinge. Folglich muß man zuerst schließen, wo zusammengesetzte Dinge sind, da sind auch Theile. Aus dem Begriffe von Theilen aber erlangt man nicht den geringsten Begriff von einfachen Dingen. Es ist von einem zum andern kein weiterer Schluß. Einfache Dinge sind Dinge, die gar keine Theile haben. Man müßte also schließen: wo Theile sind, da sind gar keine Theile: und dieses würde einen offenbaren Widerspruch in sich fassen.

Ueberhaupt leidet das Wesen der Zusammensetzung niemals etwas anders, als Theile, wenn man nicht in offenbare Widersprüche verfallen will. Dieses ist so gar in der Geometrie ganz unstreitig wahr, ob man gleich glaubt, daß man daselbst aus der Zusammensetzung Theile, und aus den Theilen einfache Zahlen bekomme. Der Irrthum entstehet daher, daß man nicht bedenkt, daß große und kleine Theile in Absicht auf die Zusammensetzung ganz einerley sind, und daß die Einheiten der Zahlen dennoch allemal Theile der größten Summe sind. Nach dieser deutlich gemachten Wahrheit wird die mehrmals angeführte Erläuterung des Freyherrn von Wolf von zusammengesetzten Zahlen ganz und gar unnütze.

Da auch die Einheiten der Zahlen Theile sind: so würde nach seiner Meynung folgen, daß auch ein zureichender Grund vorhanden seyn müßte, warum die Einheiten vorhanden wären. Denn deswegen allein will er einfache Dinge haben, will sonst kein zureichender Grund vorhanden wäre, warum Theile wären.

26. Ich habe noch eine richtige Demonstration, wodurch dieser erste und fast einzige Grund der Monaden gänzlich über den Haufen fällt. Sie beweiset gerade das Gegentheil, nämlich folgenden Satz: wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen nicht einfache seyn. Zusammengesetzte Dinge sind nach der eignen Erklärung des Freyherrn von Wolf* aus vielen von einander unterschiedenen und mit einander verknüpften Theilen bestehende Dinge. Derohalben sind sie aus Theilen bestehende Dinge. Was aus Theilen bestehet, kann nicht zugleich auch aus keinen Theilen bestehen. Dieses Axioma ist durch den Satz des Widerspruchs ganz unstreitig, weil eine Sache nicht zugleich seyn und auch nicht seyn kann. Derowegen können die zusammengesetzten Dinge nicht auch aus keinen Theilen bestehen. Was nicht zugleich auch aus keinen Theilen bestehen kann, kann aus keinen Dingen bestehen, die gar keine Theile haben. Diesemnach können die zusammengesetzten Dinge nicht aus Dingen bestehen, die gar keine Theile haben. Die einfachen Dinge sind Dinge, die gar keine Theile haben. Folglich haben sie gar keine Theile. Was nun nicht aus Dingen

* Metaph. 1 Theil §. 51.

bestehen kann, die gar keine Theile haben, kann auch nicht aus einfachen Dingen bestehen. Derohalben können die zusammengesetzten Dinge nicht aus einfachen bestehen. Wenn eine Sache nothwendig erfordert, daß sie da seyn muß, wo sie ist: so muß sie aus derselben bestehen. Ich nehme diesen Satz zu Ersparung des Raums als bereits demonstrirt an. Er ist ganz unleugbar wahr: und man kann kein einziges Beyspiel aufbringen, daß er falsch wäre. Dieser Satz erfordert aber in der Erwegung eine genaue Aufmerksamkeit. Denn ein ganz anders ist der Satz: wenn eine Sache aus der andern bestehet, so muß sie nothwendig da seyn, wo diese ist; und dieser letztere Satz ist nicht allgemein wahr. Aus diesem ersten Satze folget nun unmittelbar: Dinge, die aus gewissen andern Dingen nicht bestehen können, erfordern also nicht nothwendig, daß diese da sind, wo sie sind. Da nun die zusammengesetzten Dinge aus einfachen nicht bestehen können: so erfordern die zusammengesetzten Dinge nicht nothwendig, daß die einfachen da sind, wo sie sind: und daraus entstehet durch eine unmittelbare Folgerung der Satz, den ich demonstriren wollte: Wo zusammengesetzte Dinge sind, da müssen nicht einfache seyn. Gleich wie nun diese Demonstration richtig ist: so kann der gegensetzige Satz, worauf sich die Monaden gründen, unmöglich wahr seyn.

27. Wenn nun solchergestalt der hauptsächlichste Grund der Monaden, und einfachen Dinge offenbar falsch ist: so werden die vermeyntlichen Beweise desselben um so viel weniger Mühe erfordern. Alle diese

Be-

Beweise gründen sich auf den Satz des zureichenden Grundes. Sie sagen, wenn die zusammengesetzten Dinge nicht aus einfachen Dingen entstünden: so sey kein zureichender Grund vorhanden, woher die zusammengesetzten Theile herkämen, und warum Dinge da wären, die eine Figur, Größe und Ausdehnung hätten. Wenn ich also zeigen kann, daß der Satz des zureichenden Grundes hier schlechterdings nicht angewendet werden kann; so müssen alle diese Beweise auf einmal über den Haufen fallen.

28. Es ist wahr, dasjenige, was an der neuern Weltweisheit gesundes ist, haben wir lediglich dem Gebrauch des Satzes des zureichenden Grundes zu verdanken. Allein es ist auch so viel gewiß, daß alle die wichtigen Fehler, die noch darinnen herrschen, lediglich aus dem allzuhochgetriebenen Gebrauch, oder vielmehr Misbrauche dieses Satzes herrühren. Ich kann es wohl sagen; und unparteyische Gelehrte werden mir Beyfall geben, daß sich die Freyherren von Leibnitz und Wolf, benebst den meisten ihrer Nachfolger, allzusehr in diesen Grundsatz verliebt haben. Was kann die eigne Erfindung oder Hervorsuchung die Neuigkeit einer Sache, die Wahrnehmung des offenbaren Nutzens in vielen Fällen, und die daraus entspringende Hochachtung über die menschliche Schwachheit nicht für Wirkung haben, eine Sache allzuhoch zu treiben: und diese menschliche Schwachheit klebet auch den größten Weltweisen noch immer an. Aus allzugroßer Liebe für diesen Grundsatz will man demnach denselben allenthalben anbringen: und hierüber vergißt man die gerechten

Grenzen, welche derselbe hat. Er muß aber in der That in sehr richtige Grenzen eingeschlossen werden, wenn er uns nicht zu Irrthümern verleiten soll.

29. Man kann nicht leugnen, daß dieser Grundsatz allgemein sey. Eine jede Sache ohne Ausnahme muß einen zureichenden Grund haben, warum sie so und nicht anders ist. Dieses allgemeine aber beziehet sich nur auf die göttliche Erkenntniß. Hier muß dieser zureichende Grund allemal offenbar seyn. Allein für die menschliche Erkenntniß ist dieser Grundsatz gar nicht allgemein. Wie können wir arme Menschen mit unserm endlichen und schwachen Verstande in die unendliche Tiefe des göttlichen Verstandes eindringen, um wahrzunehmen, warum die Dinge so, und nicht anders möglich gewesen sind. Hieraus nun muß ganz unstreitig folgen, daß wir mit diesem Grundsatze niemals weiter, als in das Wesen der Dinge gehen können; und wir dürfen keinen zureichenden Grund wissen wollen, warum die Dinge so, und nicht anders möglich gewesen sind. Dargegen ist der Satz des Widerspruchs, so wohl in Ansehung Gottes als der Menschen, ein ganz allgemeiner und uneingeschränkter Grundsatz. In dem Verstande Gottes kann nichts widersprechendes vorhanden seyn; und auch der ungeübteste menschliche Verstand kann einsehen, daß eine Sache nicht zugleich seyn, und auch nicht seyn kann. Hieraus muß eine andere Regel abfließen, nämlich, daß die Schlüsse aus dem Satze des zureichenden Grundes den Satz des Widerspruchs niemals beleidigen müssen, oder daß man mit dem ersten niemals wider den andern streiten darf.

Diese

Diese und andere Grundregeln sind die gerechten Grenzen, worinnen der Satz des zureichenden Grundes eingeschlossen werden muß, wenn man nicht irren will. Man braucht nur diese Grenzen vor Augen zu haben: so wird man sehen, daß die Schlüsse aus dem zureichenden Grunde hier nicht statt haben können.

30. Es ist ganz unstreitig, daß das Wesen der zusammengesetzten Dinge in der Zusammensetzung bestehet. Dasjenige, was sich am ersten von einem Dinge gedenken läßt, und wodurch es zu demjenigen wird, was es ist, ist das Wesen eines Dinges. Es läßt sich von den zusammengesetzten Dingen nichts am ersten gedenken, als die Zusammensetzung; und durch die Zusammensetzung allein werden sie zusammengesetzte Dinge. Folglich bestehet das Wesen der zusammengesetzten Dinge in der Zusammensetzung.

31. Wenn man zeigen kann, daß dasjenige, was einem Dinge entgegen gesetzt wird, etwas Widersprechendes in sich hält: so ist dasselbe Ding nothwendig. Da nun dasjenige, wodurch ein Ding zu demjenigen wird, was es ist, nicht zugleich auf diese und auch eine andere Art seyn kann, und folglich das entgegengesetzte etwas widersprechendes in sich enthält: so ist das Wesen der Dinge nothwendig. Folglich ist auch das Wesen der zusammengesetzten Dinge nothwendig: und es besteht nothwendig in der Zusammensetzung. Denn der Satz: ein zusammengesetztes Ding ist nicht zusammengesetzt, hält einen offenbaren Widerspruch in sich, eben so gut als der Satz: ein Dreyeck hat nicht drey Winkel.

32. Dasjenige, was nothwendig ist, braucht keinen zureichenden Grund, warum es ist. Da nun das Wesen der zusammengesetzten Dinge nothwendig in der Zusammensetzung bestehet: so braucht die Zusammensetzung keinen weitern Grund, warum sie ist.

33. Die zusammengesetzten Dinge bestehen aus Theilen. Dieses ist aus der Erklärung offenbar, die selbst die Gegner annehmen. Sie sind demnach aus Theilen zusammengesetzt. Wenn man demnach einen zureichenden Grund haben will, warum Theile sind, und warum sie diese oder jene Beschaffenheit haben: so verlanget man ganz unstreitiger Weise einen zureichenden Grund, warum die Zusammensetzung ist. Da nun die Zusammensetzung als das Wesen der zusammengesetzten Dinge, welches nothwendig ist, keinen weitern zureichenden Grund nöthig hat: so misbrauchet man den Satz des zureichenden Grundes. Man erstrecket ihn über seine gerechten Grenzen, und will damit weiter als in das Wesen eines Dinges eindringen; und alle Schlüsse, die auf solche Art aus dem zureichenden Grunde hergeleitet werden, sind offenbar falsch.

34. Wer demnach einen zureichenden Grund verlangt, warum in zusammengesetzten Dingen Theile sind, und warum diese eine Größe, Figur und Ausdehnung haben, der verstehet nicht, was er haben will. Es ist eben das, als wenn er einen zureichenden Grund verlangte, warum ein Dreyeck drey Winkel hat, warum einfache Dinge einfach sind, und warum in den Zahlen Einheiten vorhanden sind. Alles dieses ist nicht mehr das Wesen dieser

Dinge,

Dinge, als die Zusammensetzung aus Theilen das Wesen der zusammengesetzten Dinge ist.

35. So ganz unwidersprechlich auch diese Sätze und die daraus abfließenden Wahrheiten sind: so will sie doch der Freyherr von Wolf nicht erkennen. Er träget sie als einen Einwurf vor: und derselbe scheinet ihn sehr leicht zu heben. Es ist unstreitig gewiß, daß derjenige schon auf dem Wege ist, der Wahrheit zu verfehlen, der den statum controuersiae, wie man in Schulen zu reden pflegt, verändert. Ich kann nicht bergen, daß dieses hier geschehen ist. Der Herr Kanzler fasset den Vorwurf der Streitigkeit folgendergestalt zusammen, indem er spricht *: Wer demnach behaupten will, daß einige aus Theilen bestehende Dinge nothwendig untheilbar sind, und daher auch nothwendig eine gewisse Größe und Figur haben, der muß erst erweisen, daß etwas widersprechendes daraus erfolget, wenn sie aus einfachen Dingen sollten zusammengesetzet werden.

36. Allein die Rede ist hier von zusammengesetzten Dingen; und es ist nicht erlaubt, weder die Begriffe, noch die Worte zu verändern. Am allerwenigsten hätten die einfachen Dinge eingemischet werden sollen. Diese geben die Gegner derselben nicht zu, also können sie die Vertheidiger derselben auch nicht zum Grunde legen: sondern sie müssen dieselben erst alsdenn daraus folgern, wenn der Satz nichts widersprechendes in sich enthält. Man hätte demnach die Sache folgendergestalt fassen müssen.

* Metaph. 1 Th. §. 79.

müssen. Wer demnach behaupten will, daß die zusammengesetzten Dinge nothwendig aus Theilen zusammengesetzt sind, der muß erst beweisen, daß es etwas Widersprechendes in sich fasset, wenn sie nicht aus Theilen zusammengesetzet sind. Oder höchstens auf folgende Art: Wer demnach behaupten will, daß die aus Theilen bestehenden Dinge nothwendig Theile, und diese nothwendig eine gewisse Größe und Figur haben, der muß erst beweisen, daß etwas Widersprechendes daraus erfolgt, wenn sie keine Theile haben. Die Nothwendigkeit die Sache solchergestalt zu fassen, ist um so ungezweifelter, da man hier die Begriffe des Nothwendigen und Entgegengesetzten anwenden will. Allein auf diese Art hätte die Wahrheit dem Herrn Kanzler unmöglich verborgen bleiben können, weil alsdenn der Widerspruch allzuoffenbar gewesen wäre: und die einfachen Dinge als Elemente der Körper würden alsdenn in seiner Weltweisheit keinen Platz gefunden haben. Denn ich bin sehr versichert, daß er die Wahrheit liebt: und es ist nur ein menschlicher Fehler, der ihm entwischet ist. Ob man nun zwar solchergestalt gar nicht verbunden wäre, dasjenige zu erweisen, was der Herr Kanzler verlangt: so soll doch dieses unten geschehen. Ich werde nämlich zeigen, daß allerdings etwas Widersprechendes daraus erfolgt, wenn aus einfachen Dingen zusammengesetzte werden sollen.

37. Der ganze Irrthum der Gegner entstehet lediglich aus den unrechten Begriffen, die sie sich von dem Wort: Theilen, machen. Wenn man

fragt,

fragt, warum Theile sind: so fragt man weiter nichts, als warum das Ganze oder Zusammengesetzte ist. Dieses sind ganz einerley Begriffe, allein unter verschiedenen Worten. Denn das Zusammengesetzte und Ganze bestehet aus Theilen; und eben diese Theile sind das Zusammengesetzte und Ganze. Wenn man also dennoch fraget, warum Theile sind: so fragt man entweder gar nichts, oder man muß sich schlechterdings einen jedweden Theil abermals als ein Zusammengesetztes und Ganzes vorstellen, und so gehet es in der That in der Materie. Auch die kleinsten Theile sind allemal noch ein Zusammengesetztes und Ganzes: und man kann nichts anders antworten, als: das Wesen des Zusammengesetzten oder der Materie bestehet in der Zusammensetzung: so wie das Wesen der einfachen Dinge in dem Einfachseyn, und das Wesen des Dreyecks in drey Winkeln bestehet. Wenn jemand fragen wollte, warum ist in dem Dreyeck dieser oder jener Winkel vorhanden: so würde man ihm antworten müssen, weil er mit zu dem Wesen des Dreyecks gehöret. Diese Wahrheiten sind so deutlich, daß man sich in der That verwundern muß, wie sie vernünftige Leute nicht einsehen können. Sie würden sie aber unfehlbar einsehen, wenn nicht ihre Seele durch den geometrischen Begriff verblendet wäre, den sie sich von der Sache gemacht haben. Denn weil sie hier erstlich zusammengesetzte Zahlen, so dann Theile, und endlich Einheiten finden: so überreden sie sich festiglich, daß es in der Natur auch also seyn müsse. Sie bedenken aber den großen Unterschied nicht, der

zwi-

zwischen den einfachen Dingen, und den Einheiten der Zahlen ist; und sie erwegen nicht, daß auch die Einheiten der Zahlen, dennoch allemal nichts als Theile sind. Wahrheit ist allemal Wahrheit, und sie muß es auch in allen Wissenschaften bleiben. Der Satz ist also auch in der Geometrie wahr: zusammengesetzte Dinge entstehen aus nichts weiter, als aus Theilen.

38. Diese unwidersprechlichen Wahrheiten müssen um so viel eher erkannt werden, wenn man bedenken will, daß das Wesen der Dinge, weil es nothwendig ist, auch unveränderlich ist. Denn wenn es jemals auf eine andere Art seyn könnte: so wäre es nicht nothwendig. Die Zusammensetzung, als das Wesen der zusammengesetzten Dinge, ist also unveränderlich. So lange also Materie vorhanden ist: so muß auch Zusammensetzung seyn. Da wir nun in den allerkleinsten Dingen Materie, und folglich Zusammensetzung wahrnehmen, und da wir die Vergrößerungsgläser zu Hülfe nehmen können; wo die Augen nicht hinreichen: so ist man endlich genöthiget zu bekennen, daß die Theilbarkeit der Materie wirklich unendlich fortgehet; und sie muß auch unendlich fortgehen, weil man die Materie sonst vernichten könnte. Dieses aber beruhet allein in der Allmacht Gottes, der sie hervorgebracht, und der ihr die Zusammensetzung zum Wesen gegeben hat, welches in seinen ewigen Begriffen vorhanden gewesen ist. Ich werde aber unten zeigen, daß aus demjenigen, was nicht Materie ist, unmöglich Materie oder Zusammensetzung entstehen kann.

39. Da

39. Da ich nun unwiderſprechlich bewieſen habe, daß, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, nicht einfache ſeyn müſſen, und da ich die Unrichtigkeit der Beweiſe, die man für den gegenſeitigen Satz anführet, auf die klärſte Art dargethan habe: ſo habe ich nicht nöthig, auf dasjenige zu antworten, was in der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen von dem innern Zuſtande der einfachen Dinge enthalten iſt. Dieſes iſt aus den Begriffen genommen, die man von den einfachen Dingen hat, welche die Seelen und Geiſter ſind. Weil aber in zuſammengeſetzten Dingen keine einfachen zum Grunde liegen: ſo ſind alle die Schlüſſe vergeblich, die man aus dem Weſen der einfachen Dinge herleitet.

40. Ob nun zwar ſolchergeſtalt dasjenige, was von dem innern Zuſtande der einfachen Dinge geſagt wird, keiner Widerlegung bedarf: ſo muß ich doch hierbey über den hauptſächlichſten Unterſchied zwiſchen den Monaden und einfachen Dingen einige Betrachtungen machen. Die Ungewißheit, worinnen ſich die Urheber dieſer beyderley Lehren befinden, was ſie der Veränderung des innerlichen Zuſtandes ihrer Monaden und einfachen Dinge für eine Wirkung beylegen ſollen, zeiget genugſam von der offenbaren Unrichtigkeit derſelben. Sie befinden ſich beyderſeits in einer Verwirrung, aus der ſie ſich niemals heraus helfen können.

41. Die Meynung des Herrn von Leibnitz, nach welcher er ſeinen Monaden eine Kraft beylegt, ſich die Welt vorzuſtellen, hänget zum wenigſten mit ſeiner vorhergehenden Lehre zuſammen. Wenn man einmal den kühnen Schritt thut, einfache Dinge zu

den Elementen der Körper anzunehmen, und wenn man ihnen einmal eine solche Veränderung ihres innerlichen Zustandes beyleget, als man weiß, daß es dem Wesen der übrigen einfache Dinge, nämlich den Seelen und Geistern gemäß ist: so ist es vergeblich, wenn man alsdenn erst zaghaftig werden will, sondern man kann sich der Folge schwerlich entbrechen, daß diese Wirkung in der Kraft bestehet, sich die Welt vorzustellen. Denn Dinge, deren Wesen man auf einerley Art fortdaurend annimmt, müssen auch dadurch einerley Wirkungen hervorbringen, ob diese Wirkung gleich in den Graden unterschieden seyn kann. Da man nun annimmt, daß das Wesen, sowohl der Monaden, als der Seelen und Geister, auf einerley Art fortdaurend sey, nämlich durch die Einschränkung und Veränderung ihres innerlichen Zustandes: so muß man sich auch den Schluß gefallen lassen, daß die Wirkung, wiewol in verschiedenen Graden, einerley sey.

42. Allein diese Folge bringet der Lehre von den Monaden keinen Vortheil. Sie ist vielmehr nur ein näherer Schritt zur Verwirrung. Diese Lehre zielet dahin ab, das Wesen der körperlichen Dinge zu erklären. Wie kann aber wohl eine Kraft sich die Welt vorzustellen hierzu das geringste beytragen? Sie widerstreitet vielmehr gerade denenjenigen Eigenschaften, die wir an den Körpern wahrnehmen. Ist es nicht schlechterdings unmöglich, daß die Vorstellungskraft als die Veränderung eines innerlichen Zustandes, der Grund von der körperlichen Bewegung, als der Veränderung des äußerlichen Orts seyn kann: und widerstreitet nicht die Empfindung,

welche

welche in dem innerlichen Zustande eines einfachen Dinges vorgehet, den Begriff, den man von einer Zusammenhängung haben kann, woraus ein Körper erwachsen soll? Kurz, kann wohl das Wesen eines Geistes der Grund von der Zusammensetzung und Bewegung eines Körpers seyn?

43. Der Freyherr von Wolf, nach seiner Scharfsinnigkeit, sahe den Abgrund der Verwirrung, in welche sich der von Leibnitz gestürzet hatte. Er erkannte die Nothwendigkeit nur allzuwohl, wie er oben angeführter maßen selbst gestehet, §. 9, daß aus der Kraft der einfachen Dinge eine Wirkung hervorkommen müßte, wodurch man die Kraft der körperlichen Dinge, und die Bewegung derselben verständlich erklären könnte. Da er nun überzeugt war, daß die Vorstellungskraft der Monaden hierzu mehr hinderlich als beförderlich war: so wollte er lieber diese Wirkung gar nicht bestimmen, als etwas ausfindig machen, welches dem Endzwecke der Elemente der Körper so entgegen gewesen wäre. In der That aber war diese Behutsamkeit zu spät, nachdem er einmal seinen einfachen Dingen alles dasjenige beygelegt hatte, welches aus dem Wesen der übrigen einfachen Dinge, die Vorstellungskraft haben, folget. Allein seine Verwirrung wird dadurch nicht geringer. Er siehet sich genöthiget, die unumgängliche Folge seiner Schlüsse zu verschlucken: und er hat eine Sache angenommen, mit der er nicht weiß, was er anfangen soll. Er muß so gar öffentlich bekennen, daß die Lehre von den einfachen Dingen zu Erklärung der Veränderungen der Kör-

per nicht hinreichend sey, und daß sie folglich ihren Endzweck nicht erfüllet. Denn aus den einfachen Dingen sollen die zusammengesetzten entstehen. Sie sollen den Grund von den körperlichen Dingen ausmachen. Dennoch gestehet man, daß sich aus diesem Grunde die Eigenschaften der Körper nicht erklären lassen. Wo bleibt itzo die Hochachtung für den Satz des zureichenden Grundes, indem man folglich die einfachen Dinge ohne zureichenden Grund angenommen hat: und folget nicht aus diesem Bekenntniß unmittelbar, daß die ganze Lehre nicht den geringsten Nutzen habe?

44. Indem der Herr von Leibnitz seinen Monaden die Empfindung beylegt: so schließt er das Bewußtseyn sorgfältig davon aus. Das Spiel schien ihm vielleicht zu hoch getrieben, wenn die Monaden auch ein Bewußtseyn haben sollten. Denn man hätte einwenden können, daß wir von diesem Bewußtseyn nichts wüßten, da doch unser Körper aus nichts als Monaden erwachsen wäre. Allein er fällt hierdurch in der That in einen offenbaren Widerspruch. Unfehlbar hat er vergessen gehabt, daß er seinen Monaden eine Kraft zueignet, sich die Welt vorzustellen. Eine Vorstellungskraft ohne Bewußtseyn ist eben so unmöglich, als ein Körper ohne Materie. Ich will hier die Schlüsse des Freyherrn von Wolf nicht anführen, nach welchen zu der Empfindung allemal eine Vorstellungskraft und also ein Bewußtseyn erfordert wird, weil man dieses vielleicht nur von menschlichen Empfindungen verstehen möchte. So viel aber kann jedermann ein-

einsehen, daß man mit der Empfindung unmöglich einen andern Begriff verknüpfen kann, als daß ein Ding eine Veränderung seines Zustandes fühlen muß. Folglich muß es sich selbst und dieser Veränderung bewußt seyn. Empfindungen ohne Bewußtseyn sind also ein Widerspruch, und Cartesius hat ganz recht, wenn er Empfindungen ohne Bewußtseyn für unmöglich hält. Ueberdieß, wenn man nicht die Gedanken mit den Empfindungen vermengen will: so können die Empfindungen auf keine andere Art, als durch zusammengesetzte Dinge, verursachet werden. Da nun die Empfindungen einer Monade von den übrigen Monaden oder einfachen Dingen, die um dieselbe sind, entstehen sollen; so wird man hier einen andern Widerspruch gewahr. Auf solche widersprechende Sätze siehet man einen so großen Mann verfallen, vielleicht lediglich, weil die Begierde zu etwas neuem und zu sinnreichen Erfindungen die Einsicht seines großen Verstandes hingerissen hatte.

45. Die Sache wird dadurch nicht besser, wenn man sagt, daß eine große Menge kleiner Empfindungen verursachen können, daß wir uns gar nicht bewußt sind. Bey der größten Menge schwacher Empfindungen muß ein einfach Ding fühlen, daß es Empfindungen hat, ob es gleich keine von der andern unterscheiden kann. Denn sonst wären es gar keine Empfindungen: und auch in einer Ohnmacht und tiefen Schlafe weiß man, daß man empfindet, ob man gleich die Empfindungen nicht unterscheiden kann. Es ist aber gar nicht einerley, die Empfin-

dungen nicht unterscheiden können, und sich der Empfindungen gar nicht bewußtseyn. Da man endlich sogar sagt, daß in diesen Empfindungen Veränderungen vorgehen: so wird die Sache um so viel widersprechender. Veränderungen in den Empfindungen können unmöglich geschehen, ohne daß man seinen vorhergehenden Zustand von dem nachfolgenden unterscheidet: und dieses ist ohne Bewußtseyn nicht möglich.

46. Der Freyherr von Leibnitz, der selten daran dachte, seinen neuen Erfindungen in der Weltweisheit einen richtigen Erweis und Zusammenhang zu geben, nahm es ohne den geringsten Beweis an, daß aus einfachen Dingen zusammengesetzte entstehen könnten. Sein geometrischer Begriff von der Sache war viel zu stark, als daß er daran zweifeln sollte. Allein der Freyherr von Wolf hat sich zu zeigen bemühet, wie es möglich sey, daß aus einfachen Dingen zusammengesetzte werden könnten. Indem ich also dieses widerlegen und gerade das Gegentheil erweisen will: so habe ich es lediglich mit den Schlüssen des letztern zu thun. Da das Falsche niemals in die Livrey der Wahrheit eingekleidet werden kann: so kann man dasselbe gar bald entdecken, wenn man die vermeyntlichen Schlüsse mit einiger Aufmerksamkeit erweget.

47. Der erste Fehler, den der Freyherr von Wolf begehet, ist sehr subtil: und man hat gewiß alle Aufmerksamkeit nöthig, wenn man ihn entdecken will. Er schließt folgendergestalt: Weil sich der innerliche Zustand eines jeden einfachen Dinges auf

eine

eine besondere Art auf die übrigen beziehet: so ist es auf eine besondere Art mit den übrigen zugleich; und also ist nicht allein jedes außer einander, sondern viele zusammen folgen auch in einer Ordnung auf einander. So richtig dieser Schluß scheinet: so ist er doch höchst irrig. Der Fehler bestehet darinnen, daß der Herr Kanzler seinen eignen richtigen Begriff von der Ordnung hier unrecht anwendet. So oft der Herr Kanzler von der Ordnung redet: so giebt er zu verstehen, daß sie lediglich durch die Betrachtung und durch die Vorstellung entstehet *, nämlich, wenn vielerley zusammen als eines betrachtet wird, und es findet sich darinnen, wie es neben und auf einander erfolgt, etwas ähnliches. So lauten seine eignen Worte; und dieser Begriff ist sehr richtig. In den Dingen selbst bestehet die Ordnung gar nicht; sondern dadurch, daß jemand etwas ähnliches in ihrer Folge wahrnimmt. Also gehöret zur Ordnung schlechterdings eine Wahrnehmung eines andern. Es ist um so viel ungezweifelter, daß die Ordnung nicht in den Dingen selbst bestehet, weil sich die Ordnung in einerley Dingen auf viele verschiedene Arten verändern läßt, nämlich, nach der Maaße, wie man verschiedene Aehnlichkeiten unter ihnen wahrzunehmen glaubt. Die Ordnung der Dinge ist also ein pures ens relatiuum, das sich lediglich auf eine andere Sache beziehet: und ohne Wahrnehmung ist folglich gar keine Ordnung vorhanden. Da nun bey den einfachen Dingen keine

* Metaph. 1 Th. §. 132 und 133. desgleichen §. 46.

Wahrnehmung derselben, vielweniger ihrer Aehnlichkeit statt finden kann: so kann man ihnen auch keine Ordnung beylegen. Der hier gemachte Schluß, daß die einfachen Dinge zusammen in einer Ordnung auf einander folgen, ist diesemnach offenbar falsch.

48. So klein dieser Fehler ist: so ist er doch die Ursache aller folgenden falschen Schlüsse. Da der Herr Kanzler seinen einfachen Dingen einmal eine Ordnung beyleget: so muß er auch schließen, daß viele zusammen einen Raum erfüllen. Denn nach seiner Meynung ist der Raum nichts anders, als die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander sind. Ich sage mit Bedacht, nach seiner Meynung von dem Raume. Denn außer dem folget es bey weitem nicht, was zusammen in einer Ordnung auf einander folget, das muß zusammen einen Raum erfüllen. Unter den Engeln oder Geistern ist wohl ohne Zweifel, in Absicht auf die Erkenntniß eines jeden einzeln Geistes, für sich eine Ordnung. Denn man kann einem Geiste die Fähigkeit nicht absprechen, daß er unter den übrigen Geistern, die neben einander sind, eine Aehnlichkeit und eine Folge wahrnehmen kann. Wie sehr übel würde man aber schließen: derohalben erfüllen viele Geister zusammen einen Raum. Ich kann hierbey nicht unangemerkt lassen, wie schädlich es für einen Weltweisen ist, wenn er sich keinen richtigen Begriff von dem Raume gemacht hat, und wenn er demselben keinen weitern Platz, als in Gedanken, zugestehet. Dieser Schade erstrecket sich auf den ganzen Zusammenhang seiner

ner Weltweisheit, und eine Menge folgender Schlüsse müssen dadurch ungegründet werden.

49. Auf solche Art nun ist es möglich, daß auch der größte und scharfsinnigste Mann in ungeheure Widersprüche verfallen kann. Ein einfaches Ding soll keinen Raum erfüllen; viele zusammen aber sollen einen Raum erfüllen. Kann man sich wohl offenbarer widersprechen? Alle Eigenschaften eines Dinges müssen in seinem Wesen gegründet seyn. Dieses wird man verhoffentlich nicht leugnen: und man wird doch wohl nicht behaupten, daß das Wesen eines einzeln einfachen Dinges von dem Wesen der übrigen unterschieden sey. Entweder es ist in dem Wesen eines einfachen Dinges gegründet, daß es einen Raum erfüllet, oder nicht. Ist es darinnen gegründet: so erfüllet es einen Raum, und alle übrige haben gleichfalls diese Eigenschaft. Denn das Wesen eines Dinges, oder dasjenige, wodurch es zu demjenigen wird, was es ist, kann nicht in Dingen von einerley Wesen, in einem auf diese Art, und in den übrigen auf eine andere Art, vorhanden seyn. Ist es aber in dem Wesen eines einfachen Dinges nicht gegründet: so erfüllet es keinen Raum; und alle übrige können gleichfalls unmöglich einen Raum erfüllen. Durch das Beysammenseyn vieler einfachen Dinge, wird weder in ihrem Wesen, noch in ihren Eigenschaften etwas geändert: und da sie nicht körperlich seyn sollen: so können sie sich unmöglich an einander anhängen. Wo soll also die Eigenschaft herkommen, daß viele einfache Dinge einen Raum erfüllen. Wenn sie Gott ihnen nicht

unmittelbar vom Himmel beylegt: so wird kein vernünftiger Mensch einsehen können, wo sie herkommen sollte. Allein, wenn diese Eigenschaft nicht in dem Wesen der einfachen Dinge gegründet ist: so würde Gott durch eine unmittelbare Mittheilung ihr Wesen aufheben, und ganz andere Dinge hervorbringen. Denn das Wesen der Dinge ist nothwendig und unveränderlich, und Gott selbst kann es nicht abändern, ohne ein ganz ander Ding zu erschaffen.

50. Man richtet wider diese sonnenklaren Schlüsse nichts aus, wenn man sagt, daß doch jedes einfaches Ding seinen Punct in dem Raume habe. Der Widerspruch bleibt immer einerley. Wenn durch diesen Punct kein Raum erfüllet wird: so kann kein Raum erfüllet werden, wenn auch hundert tausend Millionen einfache Dinge ihren Punct neben einander haben. Man hat diesen Begriff aus der Lehre von den Geistern genommen. Warum bleibt man aber nicht bey derselben. Denn niemand wird lehren, daß viele Geister zusammen einen Raum erfüllen können, ungeachtet ein jeder seinen Punct darinnen hat.

51. Da nun solchergestalt unstreitig ist, daß viele einfache Dinge keinen Raum erfüllen: so werden die übrigen Gründe, wodurch man beweisen will, daß aus einfachen Dingen, die keine Theile haben, dennoch zusammengesetzte heraus kommen können, um so viel weniger Schwierigkeit machen.

52. Wenn man statt der Wahrheit nicht Irrthümer herausbringen will, und wenn man sich

nicht selbst zu betriegen wünschet: so muß man diejenigen Schlüsse, die man bereits vorher herausgebracht hat, wenn man sie zum Grunde seiner folgenden Schlüsse legen will, mit eben denselben Worten auf das allergenaueste beybehalten. Auch diejenigen Wörter, die gleichgültig scheinen, führen uns unvermerkt auf falsche Schlüsse. Wir können die Bedeutung eines Worts mit einem andern für einerley halten, die es doch in der That nicht ist. So bald man also andere Worte anwendet, als die in den vorhergehenden Schlüssen enthalten sind: so ist man schon auf dem Wege, sich den Irrthümern zum Raube zu überlassen. Es thut mir wahrhaftig leid, daß ich diese Anmerkung des Freyherrn von Wolf wegen machen muß, den ich hochschätze, und der über diese Anmerkung sehr weit weg seyn sollte.

53. Dieser vortreffliche Mann hatte durch seine vorhergehenden Schlüsse herausgebracht, daß sich der innere Zustand eines jeden einfachen Dinges nach denen übrigen richtet, die um dasselbe sind. Dieses ist der Schluß, worauf er sich beziehet, da er die Möglichkeit beweisen will, daß aus vielen einfachen Dingen zusammengesetzte erwachsen können. Allein, statt dessen, daß er das Wort Richten auf das genaueste hätte beybehalten sollen: so bedienet er sich dafür des Begriffs vom Verknüpfen; und er sagt: Unterdessen da ein jedes, nämlich einfaches Ding, mit denen, die um dasselbe sind, verknüpfet ist: so machen viele einfache Dinge eines aus. Ist es denn aber einerley, sich mit

seinem Zustande nach einem andern richten, und mit demselben verknüpfet seyn? Bey weitem nicht. Wenn der Herr Kanzler das Wort Richten beybehalten hätte: so hätte er schlechterdings das Falsche seines Schlusses einsehen müssen. Denn wie schließt doch das: weil sich der innerliche Zustand eines jeden einfachen Dinges, nach denen übrigen, die um dasselbe sind, richtet, oder sich auf die übrigen beziehet: so machen viele einfache Dinge eines aus; und daher bekommt das Zusammengesetzte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke. Der Freyherr von Wolf müßte nicht derjenige seyn, der er ist, wenn ein solcher Schluß kein Entsetzen in ihm erreget hätte. Alles dasjenige, was man von dem innerlichen Zustande der einfachen Dinge herausgebracht hat, ist vielmehr von den Geistern wahr. Vermöge der allgemeinen Uebereinstimmung, welche die Gegner ganz willig zugeben, richtet sich der innerliche Zustand eines jeden Geistes nach den übrigen. Wenn nun dieser Schluß wahr wäre: so müßte unumgänglich folgen, daß viele Geister ein Zusammengesetztes ausmachen müßten: und dieses Zusammengesetzte müßte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke bekommen.

54. Ueberhaupt, wenn man die vermeyntlichen Schlüsse, deren sich der Freyherr von Wolf hier bedienet *, auf die Geister anwendet: so gehet kein Wort verlohren. Alles ist auch dem innerlichen Zustande und dem Wesen der Geister gemäß. Folglich

* Met. 1 Th. §. 603.

Folglich kann und muß aus vielen Geistern ein zusammengesetztes Ding und eine Ausdehnung erwachsen. Wer kann sich aber dieses nur im Traume einfallen lassen, wenn man bedenkt, daß das Wesen der Dinge unveränderlich ist.

55. Wenn die Gegner diese unumgängliche Folge, welche das Ungereimte ihrer Lehre auf das klärste zu Tage leget, ablehnen wollen: so bringen sie sehr elende Sachen vor. Sie sagen: man brächte dieses vor, ohne von demjenigen einen Begriff zu haben, was man sagte. Denn wie könnten sich doch aus den Kräften, Vorstellung und Begriffe zu haben, Ausdehnung, Widerstand und Bewegung herleiten lassen. Dieses heißt in der That sehr schlecht geantwortet. Eben dieses ist ja das Ungereimte, wovon man sie überführen will: und ein solches Bekenntniß erwartet man von ihnen am allerwenigsten. Da sie ihren Monaden und einfachen Dingen eben ein solches Wesen und innerlichen Zustand zuschreiben, als die Geister haben: so verlanget man mit Recht, sie sollen die unumgängliche Folge ablehnen, daß solchemnach auch aus Geistern zusammengesetzte Dinge erwachsen können. Man wird aber wohl diese Ablehnung ewig vergeblich erwarten.

56. Es ist Zeit, nunmehr zu beweisen, daß es einen offenbaren Widerspruch in sich fasset, und daß es folglich schlechterdings unmöglich ist, daß aus einfachen Dingen, welche keine Theile haben, zusammengesetzte heraus kommen können. Nachdem ich

das-

dasjenige aus dem Wege geräumet habe, wodurch die Gegner die Möglichkeit hiervon beweisen wollen: so wird solches sehr leicht seyn.

57. Es gelten hier alle die Grundsätze, wodurch ich die Unmöglichkeit gezeiget habe, daß viele einfache Dinge einen Raum erfüllen können. Wenn es in dem Wesen der einfachen Dinge gegründet ist, daß sie keine Größe haben: so kann auch aus vielen einfachen Dingen keine Größe entstehen; wenn die einfachen Dinge untheilbar sind: so kann auch aus vielen nichts theilbares heraus kommen; wenn die einfachen Dinge nicht Materie sind: so können auch viele keine Materie ausmachen. Alles was einem Dinge zukommt, muß in seinem Wesen gegründet seyn. Dieses hat der Freyherr von Wolf wohl hundertmal gesagt. Wo soll also dasjenige herkommen, woraus die Größe und Materie entstehet, da es nicht in dem Wesen der einfachen Dinge gegründet ist. Gott kann es ihnen nicht unmittelbar geben, ohne andere Dinge hervorzubringen. Folglich müßten die einfachen Dinge zugleich keine Theile, keine Größe, keine Materie, und doch auch Theile, Größe und Materie haben, welches ein offenbarer Widerspruch ist. Man kann aber dieses noch auf andere Art zeigen.

58. Niemand in der Welt kann leugnen, daß zusammengesetzte Dinge und einfache ganz entgegen gesetzte Dinge sind. Denn zusammengesetzt seyn, und einfach seyn, Theile haben, und keine Theile haben, Größe haben, und keine Größe haben,

sind

sind schlechterdings entgegen gesetzte Begriffe: und eben daher werden entgegengesetzte Dinge, weil der eine Begriff eben das verneinet, was der andere bejahet. Die Gegner sind auch dieses selbst nicht in Abrede*. Zusammengesetzte und einfache Dinge sind demnach eben so gut entgegen gesetzte Dinge, als es mögliche und unmögliche, endliche und unendliche Dinge sind. Wer sich aber zu behaupten erkühnet, daß aus entgegengesetzten Dingen die andern entgegengesetzten entstehen können, der begehet einen ganz unleugbaren Widerspruch. Denn eben deswegen, weil der eine Begriff etwas verneinet, was der andere bejahet: so sind sie nicht in einerley Dinge möglich. Was aber nicht in einerley Dinge möglich ist, kann auch nicht aus ihm entstehen. Das Entstehen setzet einen zureichenden Grund voraus, warum es wird: und dieser müßte schlechterdings in dem Wesen der entgegengesetzten Dinge angetroffen werden. Dasjenige aber, wodurch sie zu demjenigen werden, was sie sind, kann nichts widersprechendes in sich enthalten, weil eine Sache nicht zugleich auf diese und auch auf eine andere Art seyn kann. Es ist demnach eben so unmöglich, daß aus einfachen Dingen zusammengesetzte entstehen können, als es unmöglich ist, daß aus endlichen Dingen unendliche, und aus unmöglichen Dingen mögliche entstehen können. Ich habe mich mit Bedacht des Wortes: Entstehen, bedienet, weil es häufig in den Lehrsätzen der Gegner angetroffen wird. Sie können sich also nicht beschweren, daß man ihre Begriffe verändere.

59. Wenn

* Metaph. 2 Th. §. 36. p. 76.

59. Wenn ich nicht den Raum zu spahren Ursache hätte: so könnte ich eben dergleichen offenbare Widersprüche weit mehr entdecken. Ich könnte zeigen, daß es eben so widersprechend sey, wenn der innerliche Zustand eines einfachen Dinges eine Verknüpfung oder Zusammenhängung mit dem übrigen wirken soll. Denn diese Verknüpfung ist entweder schlechterdings unmöglich, weil die Veränderung und Einschränkung des innerlichen Zustandes eines einfachen Dinges sich zwar nach den übrigen richten, aber deswegen nicht mit ihnen verknüpfet wird, oder zusammenhängt, oder die Verknüpfung müßte äußerlich seyn. Dieses würde aber einen Widerspruch mit dem Wesen der einfachen Dinge ausmachen. Allein das gegenwärtige ist mehr als hinlänglich unwidersprechlich zu beweisen, daß es schlechterdings unmöglich ist, daß aus einfachen Dingen zusammengesetzte entstehen können.

60. Nichts ist so sehr zu verwundern, als daß der Freyherr von Wolf, ein Mann von so großer Einsicht, solche unleugbare Widersprüche nicht wahrgenommen hat, zumal da er bereits an einem andern Orte der Spuhr zur Wahrheit so nahe ist. Indem er beweisen will, daß aus einfachen Dingen nichts kommen könnte: so spricht er*: Denn es müßte alsdenn aus nichts etwas werden, welches aber nicht angehet. In der That ist auch ein einfaches Ding, in Ansehung der körperlichen Dinge, ein pures Nichts. Wie konnte ihm aber bey diesen richtigen Ge-

* Metaph. 1 Th. §. 88.

Gedanken verborgen bleiben, daß auch aus vielen Nichts kein etwas entstehen könnte.

61. Bey dem abermaligen Unterschiede zwischen den Leibnitzischen Monaden und Wolfischen einfachen Dingen entdecket man gleichfalls auf beyden Seiten Widersprüche. Denn sind die einfachen Dinge, welche ein zusammengesetztes Ding ausmachen, endlich und bestimmt; so siehet man leicht, daß ein jedes für sich schon eine Größe haben muß. Dieses widerspricht aber dem Wesen der einfachen Dinge. Wenn man aber sagt, daß ein endlicher und zwar der kleinste Körper wirklich unendlich eingetheilt sey *, und eine Welt voller neuen Creaturen in sich enthalte: so ist dieses nicht allein ein Widerspruch, sondern auch ein sehr schlechter Gedanken. Denn endlich seyn, und wirklich unendlich eingetheilt seyn, hat gar keine Begriffe; und der Widerspruch ist allzuoffenbar. So gehet es in einer unrichtigen Lehre, welche die Verwirrung und die Abgründe allenthalben selbst in sich hat. Wenn man sich heraus helfen will: so mag man sich wenden, auf was für eine Seite man will: so verfällt man allemal in weit erschrecklichere Abgründe. 62. Ich

* Wer flüchtig denkt, der wird vielleicht hier und oben zwischen §. 38 einen Widerspruch anzutreffen glauben. Allein man kann nur indessen bedenken, daß es ein großer Unterschied sey, unendlich eingetheilet seyn, und wenn die Theilung bis ins Unendliche fortgehet, bis wir die Sache nächstens deutlicher machen werden.

62. Ich kann nicht bergen, daß mir noch nichts in der Welt so übelzusammenhängendes vorgekommen ist, als die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen. Nachdem man den innerlichen Zustand der einfachen Dinge dem Wesen der Seelen und Geister vollkommen gemäß eingerichtet hat; so sagt man: weil die einfachen Dinge zusammengesetzte ausmachen: so kommt von ihnen die Ausdehnung und die widerstehende Kraft in den Körpern her. Wenn man doch wenigstens mit dem großen Satze des Widerspruchs nicht zugleich auch seinen beliebten Satz des zureichenden Grundes aus den Augen setzte. Denn alles, was aus einem Dinge herkommen soll, muß seinen zureichenden Grund in dem Wesen desselben haben. Wie kann man sich aber einfallen lassen, den zureichenden Grund von der Ausdehnung und der widerstehenden Kraft in dem Wesen der einfachen Dinge zu finden, welches gerade in dem Gegentheile von der Ausdehnung und der widerstehenden Kraft bestehet. Wahrhaftig! man begehet ganz verwundernswürdige Zirkel im Schliessen. Man will erst das Daseyn der einfachen Dinge damit beweisen, weil Größe, Figur und Ausdehnung einen zureichenden Grund haben müßten: und hernach will man die Ausdehnung und die Materie daher erweisen, weil einfache Dinge zusammengesetzte ausmachen. Ist dieses nicht eben das, als wenn man sagte: aus einfachen Dingen entstehen zusammengesetzte, weil sie daraus entstehen.

63. Ein so übler Zusammenhang muß gewiß den Umsturz eines jeden, zumal eines erdichteten Gebäudes,

des veranlassen: und man siehet denselben hier auch bereits für Augen. Indem man sagt, daß die Materie von den einfachen Dingen herkommt, und daß die Materie nach ihrem Wesen nur leiden kann, so legt man sich immer näher zum Ziel, und die einfachen Dinge, als Elemente der Körper, gleichwie sie widersprechend und unmöglich sind, werden nun auch bald höchst unnütze werden. Ich werde dieses auf die klärste Art zeigen, wenn ich vorher das Falsche in den Schlüssen des Freyherrn von Wolf, die er von dem Wesen der Körper macht, aufgedeckt habe.

64. Der Herr Kanzler saget ganz recht *, daß das Wesen des Körpers in der Art der Zusammensetzung bestehet. Die Zusammensetzung ist das Wesen der zusammengesetzten Dinge oder der Materie: und die Art der Zusammensetzung macht das Wesen des Körpers aus, wodurch also ein Körper von der bloßen Materie hinlänglich unterschieden ist. Er schließet dannenhero sehr bündig, daß alles, was einem Körper zukommt, in der Art der Zusammensetzung gegründet seyn muß, und wir wollen uns diesen Schluß sehr wohl anmerken. Er hat auch vollkommen recht, daß alle Veränderungen, die sich in den Körpern ereignen, durch die Bewegung geschehen müssen †. Hierauf nun hätte derselbe schließen sollen, daß alle Bewegungen ihren Grund

* Metaph. 1 Theil §. 614.
† Eben daselbst §. 615.

Grund in dem Wesen des Körpers haben müßten. Allein er kehret es gerade um, und saget †, daß man den Grund von allem, was einem Körper zukommt, und was sich mit ihm veränderliches zuträgt, unter andern in der Bewegung suchen müsse.

65. Hierdurch vermenget der Herr Kanzler offenbar eine Eigenschaft des Körpers mit dem Wesen desselben, oder die Wirkung mit der Ursache. Die Bewegung kommt zwar einem Körper zu; und ist sogleich eine Eigenschaft desselben. Allein sein Wesen bestehet nicht zugleich mit darinnen. Die Veränderungen, die mit einem Körper vorgehen, können nicht zugleich die Art der Zusammensetzung selbst seyn; und wenn man den Körpern in der That eine bewegende Kraft zueignen könnte: so würde dieselbe zwar eine Wirkung von der Art der Zusammensetzung, und diese die Ursache seyn. Die bewegende Kraft könnte aber nicht selbst für die Ursache oder den Grund angesehen werden.

66. Wenn man sich das Falsche von diesem Schlusse recht deutlich machen will: so darf man nur erwegen, daß der Herr Kanzler unmittelbar vorher gesagt hatte, daß alle Veränderungen eines Körpers durch die Bewegung geschehen müßten. Wenn nun derselbe ferner sagt, daß der Grund von dem, was einem Körper zukommt, und was sich mit ihm veränderliches zuträgt, in der Bewegung anzuzeigen sey: so ist es eben so viel, als spräche er, daß der Grund von den Veränderungen in den Veränderungen gesuchet werden müsse.

Ich

† Daselbst §. 616.

Ich kann die Absicht nicht einsehen, die den Freyherrn von Wolf zu diesem falschen Schlusse verführet hat. Es ist wahr, dieser Schluß hat für die Einfältigen etwas blendendes in sich. Indem man die Bewegung gleichsam mit zu dem Wesen des Körpers macht, weil man alles andere mit daraus, als aus einem Grunde erklären soll: so welzet man die Last von sich ab, die bewegende Kraft aus dem Wesen des Körpers herzuleiten, und daraus zu erklären. Allein, aller dieser Nutzen wird wieder eingerissen: und die Sache zeiget sich wieder in ihrer völligen Blöße, da der Herr Kanzler in der Folge mit dürren Worten sagt *: der Grund, daß sich ein Körper thätig erweisen kann, werde nicht in dem Wesen desselben angetroffen. Und eben dieses ist es, was ich näher betrachten muß.

67. Ich habe es niemals ohne eine halbe Erstaunung lesen können, daß ein so großer Weltweiser den Körper zu einem dreyköpfichten Wunderdinge macht. Denn er saget ausdrücklich †, daß zu einem Körper, 1) eine Materie, 2) ein Wesen und 3) eine bewegende Kraft gehöret. Weil er die Materie und die bewegende Kraft als von dem Wesen ganz unterschiedene Dinge aufführet: so siehet man leicht, daß er nicht haben will, daß sie in dem Wesen des Körpers gegründet seyn sollen. Er saget dieses auch so gar mit deutlichen Worten. Da aber sonst bey allen andern Dingen in der Welt alles, was einem Dinge zukommt, in seinem Wesen gegründet seyn

* Metaph. 1 Th. §. 623. † Eben daselbst §. 626.

muß, so wird dadurch der Körper allein zu einem Wunderdinge gemacht, bey welchem Gott die allgemeinen Gesetze seiner Weisheit, die wir an allen andern Dingen wahrnehmen, nicht angewendet hat, und bey welchen die sonst allgemeinen Grundsätze der Weltweisheit nicht statt finden. Auch die größten Männer sind den Fehlern unterworfen. Ich werde mich also gar nicht zu viel unterstehen, wenn ich zeige, daß der Körper nichts weniger als ein solches philosophisches Ungeheuer ist.

68. Der eine Kopf an diesem Wunderdinge läßt sich ohne die geringste Mühe ausrotten. Das Wesen der zusammengesetzten Dinge, oder der Materie, bestehet in der Zusammensetzung. Da nun das Wesen des Körpers in der Art der Zusammensetzung bestehet: so schließet dieses Wesen die Zusammensetzung, als das Wesen der Materie, und folglich die Materie selbst, schon in sich. Derowegen haben wir gar nicht nöthig, die Materie als eine von dem Wesen des Körpers ganz unterschiedene Sache anzusehen; sondern man wird ohne alle Schwierigkeit gewahr, daß sie darunter schon begriffen ist. Mich deucht nicht, daß man unüberwindliche Schwierigkeiten finden wird, wenn man die bewegende Kraft als den andern Kopf gleichfalls abreißet: und dadurch den unschuldigen Körper von dem Vorwurfe des Ungeheuers gänzlich befreyet.

69. Alles, was einem Dinge zukommt, muß in seinem Wesen gegründet seyn. Wie oft werde ich diese eignen Worte des Freyherrn von Wolf wiederholen, und über die Nichtbeobachtung derselben fla-

gen

gen müssen. Es kann demnach nicht das geringste in einem Dinge vorhanden seyn, was nicht in seinem Wesen gegründet ist. Das Wesen eines Dinges ist dasjenige, wodurch es zu demjenigen wird, was es ist. Wenn nun in einem Dinge noch etwas gefunden würde, welches nicht in dem Wesen desselben gegründet wäre: so müßte es zugleich auf diese und noch auf eine andere Art zu demjenigen werden, was es ist. Dieses würde aber einen Widerspruch ausmachen.

70. Diese unwidersprechlichen Grundsätze beweisen offenbar, daß die bewegende Kraft entweder in dem Wesen des Körpers gegründet seyn muß, oder, daß sie in dem Körper gar nicht vorhanden seyn kann. Da sich nun die bewegende Kraft aus dem Wesen des Körpers keinesweges herleiten läßt, wie die Gegner selbst gestehen: so kann sie auch in dem Körper unmöglich angetroffen werden. Solchemnach wird der Körper die Beschaffenheit eines Ungeheuers in der Weltweisheit gar bald verlieren.

71. Allein man siehet doch in der That, daß sich ein Körper beweget, und daß er sich gegen einen andern thätig erweiset. Folglich muß er eine bewegende Kraft haben. So sagt man mit vieler Zuversicht. Ich werde aber diesem Einwurfe hinlänglich begegnen.

72. Mich deucht, daß die Vertheidiger der Monaden am allerwenigsten Ursache haben, ihren Gegnern vorzuwerfen, daß sie sich durch die Sinnen und durch die Einbildungskraft verführen lassen. Indem sie dem Körper eine bewegende Kraft zu-

schreiben, die nicht in seinem Wesen gegründet seyn soll, und die ihn folglich zu einem Ungeheuer in der Weltweisheit macht: so thun sie weiter nichts, als daß sie den Sinnen und der Einbildungskraft folgen. Ihre Augen werden gewahr, daß sich die Körper bewegen. Sie bilden sich demnach festiglich ein, daß er eine bewegende Kraft haben müsse.

73. Man könnte demnach mit mehrerm Recht eine solche Weltweisheit die Weltweisheit der Faulen nennen, als die Freyherren von Leibnitz und Wolf ihren Gegnern diesen unbilligen Vorwurf gemacht haben *. Die Vertheidiger der Monaden und einfachen Dinge werden eine Erscheinung an den Körpern gewahr, welche die Bewegung heißt. Hierbey bleiben sie stehen, und machen eine Kraft daraus, die aber nach ihrem eignen Geständniß in dem Wesen der Körper nicht gegründet seyn kann. Es ist in der That nichts so leicht und bequem in der Weltweisheit, als für eine jede Erscheinung eine besondere Kraft anzunehmen. Man kommt alsdenn mit der Erklärung sehr hurtig zu Stande, zumal wenn man sich der Mühe überhebt, solche aus dem Wesen der Dinge herzuleiten. Die scholastische Philosophie war bereits so voller Kräfte, daß es solcher großen Männer gar nicht bedurft hätte, um diese Kräfte zu vermehren.

74. In der That ist auch die bewegende Kraft der Körper nichts weiter, als eine Erscheinung. Indem der Herr Kanzler diese bewegende Kraft beweisen

* Metaph. 1 Theil §. 583.

sen will *: so siehet man ganz offenbarer Weise, daß er voraus setzt, der Körper A habe sich selbst aus eigner Kraft in Bewegung gesetzt, ehe er an den Körper B anstößt und ihn beweget. Ich muß hierbey anmerken, daß die Buchstaben A und B im Anfange des 620 §. verwechselt sind, weil sonst gar kein Verstand heraus kommen würde. Denn wenn der Körper A bereits vorher von einem dritten Körper in Bewegung gesetzet wäre; und also nichts weiter als gelitten hätte: so würden alle Schlüsse des Herrn Kanzlers wegfallen, und der Körper A würde sich nichts weniger als thätig erwiesen haben. Da man nun solchergestalt die bewegende Kraft der Körper, die man beweisen will, bereits voraus setzt: so ist es offenbar, daß man sich durch eine Erscheinung verführen läßt. Eben dieses ist von dem andern Beyspiele wahr. Wenn man nicht voraus setzt, daß sich die beyden Körper A und B, die sich einander entgegen bewegen und zusammen stoßen, aus eigner Kraft in Bewegung gesetzet haben: so folget nichts weniger, als daß beyde Körper zugleich etwas thun und auch leiden. So bald als ihre Entgegenbewegung ein Leiden von zwey andern Körpern ist: so ist in beyden weiter nichts als ein Leiden vorhanden, und das Leiden des einen verursachet bey beyden hingegen wiederum das Leiden des andern. Ich werde bald die Begriffe von dem Thun und von dem Leiden bestimmen: und man wird alsdenn hieran unmöglich zweifeln können.

* Eben daselbst §. 620. 621.

75. Wenn ich nicht den Raum zu schonen Ursache hätte: so wollte ich die Unrichtigkeit aller andern Beweise, die der Freyherr von Wolf für die bewegende Kraft anführet, auf die klärste Art zu Tage legen. Dasjenige, was in der Physik hiervon gesagt wird *, sind für einen so großen Weltweisen nicht allzuwürdige Schlüsse; und es würde mir wahrhaftig leid thun, wenn ich ein anderes Beyspiel in der Metaphysik †, von einer hölzern und thönern Kugel zergliedern müßte. Auch ein Ungelehrter kann einsehen, daß die hölzerne Kugel deswegen nicht zurück druckt, weil die weiche thönerne Kugel platt wird. Denn es ist ungemein begreiflich, daß ein weicher Körper, wenn er an einen harten stößt, eher leiden muß, als der harte.

76. Man hat aber einer weitläuftigen Widerlegung gar nicht nöthig; sondern man kann sich nur an das eigne Geständniß der Gegner halten, die in der That öfters nicht wissen, was sie lehren. Der Freyherr von Wolf so wohl, als der von Leibnitz, sagen an mehr als einem Orte, und alle ihre Nachfolger geben es ohne Weigerung zu, daß keine Bewegung kommen kann ohne eine vorhergehende Bewegung. Wenn die Gegner den wahren Verstand dieser ihrer eignen Lehre einzusehen Lust hätten: so würde die bewegende Kraft der Körper weiter keinen Beyfall bey ihnen finden. Es ist eben das, als sagte man: ein Körper kann in keine Bewegung kom-

* 1 Theil von den Wirkungen der Natur §. 11. p. 27. 28.
† 1 Theil §. 655.

kommen, wenn er nicht vorher durch die Bewegung eines andern Körpers darein gesetzet wird. Aus diesem Lehrsatze folget unumgänglich, daß die Körper nichts weniger, als eine bewegende Kraft haben. Eine Kraft ist der Grund der Veränderung, der in dem Dinge selbst ist, das verändert wird; und die Veränderung, davon der Grund in dem Dinge selbst ist, heißet eine Thätigkeit. Die Wirkung, die eine Kraft hervor bringen muß, ist also die Thätigkeit. Dahingegen ist diejenige Veränderung ein Leiden, davon der Grund in einer andern Sache angetroffen wird. Wenn nun ein Körper nur durch die vorhergehende Bewegung eines andern Körpers in Bewegung gesetzet werden kann: so ist der Grund seiner Veränderung niemals in ihm selbst, sondern in einer andern Sache, nämlich in dem vorhergehenden bewegten Körper, der ihn in Bewegung setzet. Folglich ist offenbar, daß er keine Kraft, keine Thätigkeit erweiset: sondern indem er den Grund seiner Veränderung in einer andern Sache hat: so ist diese Veränderung oder die Bewegung ganz unwidersprechlich ein Leiden. Da nun keine Bewegung kommen kann, ohne eine vorhergehende Bewegung: so ist die Bewegung allemal ein Leiden; und der Körper ist auch in der Bewegung weiter nichts als ein leidendes Wesen. Diese Schlüsse sind so unleugbar und unwidersprechlich, daß niemand in der Welt leugnen kann, es sey dieses der wahre Verstand von den eignen Grundsätzen der Gegner. Diese Grundsätze aber können sich in ihrer Seele niemals auseinander wickeln, so lange

als sie sich durch eine äußerliche Erscheinung verblenden lassen.

77. Diese leidende Natur des Körpers ist in seinem Wesen gegründet. Da dasselbe in der Art der Zusammensetzung bestehet: so folgt daraus unumgänglich, daß es ein Körper leiden muß, auf was für Art er zusammengesetzet wird: und folglich ist er denen Veränderungen unterworfen, welche andere Dinge außer ihm verursachen. Diesemnach ist man gewiß versichert, daß diese leidende Natur in dem Körper vorhanden ist.

78. Man muß sich aber wohl in acht nehmen, daß man diese leidende Natur des Körpers, weder eine leidende Kraft, noch eine vim inertiae, noch eine widerstehende Kraft nennet. Da die Kraft oder Thätigkeit dem Leiden gerade entgegengesetzet ist: so schließen die beyden ersten Ausdrücke einen offenbaren Widerspruch in sich, eben so gut als ein hölzernes Eisen. Denn die Kraft der Trägheit saget im Grunde nichts mehr, als die leidende Kraft nur mit veränderten Worten. Diese Kraft der Trägheit ist auch ganz und gar unnöthig, eben sowohl als die widerstehende Kraft. Eine leidende Natur schließet schon in sich, daß sie in einerley Zustande verbleibt, wenn nichts vorhanden ist, daß ihr ein Leiden verursachet: und wenn ein leidendes Ding eine Veränderung seines Zustandes erleiden soll: so muß diese Veränderung ihren zureichenden Grund haben. Dieser zureichende Grund muß in demjenigen Dinge angetroffen werden, das die Veränderung verursachen soll. Folglich gehöret zur Verände-

änderung eines schweren Körpers in demjenigen Dinge, das die Veränderung hervorbringen soll, eine der Schwere gemäße Beschaffenheit; folglich kann ein kleiner Körper keinen großen bewegen, ein weicher Körper keinen harten, und so weiter. Diesemnach sind sowohl die Kraft der Trägheit als die widerstehende Kraft ganz vergebliche Ausdrücke; und wenn nur ein Weltweiser dieses aufmerksam erwegen wollte: so würde er nicht sagen, daß, wenn keine Kraft der Trägheit oder des Widerstandes in den Körpern vorhanden wäre: so müßte folgen, daß ein jeder Körper von einer jeden Kraft in Bewegung gesetzt werden könnte. Dieses sind in der That sehr elende Folgerungen.

79. Aus dieser leidenden Natur der Körper lassen sich alle natürliche Begebenheiten und Erscheinungen in der Welt auf eine verständliche Art erklären, und herleiten. Man kann hieran um so viel weniger zweifeln, da selbst die Gegner, wie ich kurz vorher gezeiget habe, durch ihre eigne Grundsätze von der Bewegung im Grunde weiter nichts, als die leidende Natur der Körper erklären. Folglich ist die bewegende Kraft, die ohnedem in dem Wesen des Körpers nicht gegründet seyn soll, eine höchst unnütze und ungegründete Erfindung.

80. Zwar glauben die Gegner, daß es schlechterdings unmöglich ist, die Werke der Natur, besonders die Veränderungen in den Mineralien, Gewächsen und Thieren aus der leidenden Natur der Körper zu erklären. Allein man kann nicht davor, wenn sie flüchtig denken, und vor einer jeden Erscheinung dergestalt

gestalt erschrecken, daß sie sogleich eine besondere Kraft zu Hülfe ruffen. Ich bin sehr überzeugt, daß diese Erklärung auf die verständlichste Art geschehen kann: und in allen Proben, die ich für mich gemacht habe, bin ich ganz glücklich zu Stande gekommen. Ich könnte hier dergleichen Proben ablegen, wenn ich nicht den Raum schonen müßte, und wenn ich nicht ohnedem Bedenken trüge, die Aufgabe der hochpreislichen königlichen Academie zu überschreiten, die vielleicht diese Materie zur Aufgabe eines andern Jahres bestimmt hat. Ich werde aber dieses einmal in einer besondern Schrift bewerkstelligen.

81. Da nun solchergestalt in einem Dinge nichts vorhanden seyn kann, was nicht in seinem Wesen gegründet ist, da die Beweise, die man für die bewegende Kraft anführet, offenbar ungegründet sind, da die eignen Grundsätze der Gegner von der Bewegung nichts weniger, als die bewegende Kraft, erklären und da die Bewegungen der Körper ohne eine bewegende Kraft auf die verständlichste Art erkläret werden können: so ist man so gewiß als von seinem eignen Seyn versichert, daß diese bewegende Kraft in den Körpern nicht vorhanden ist. Der Körper ist also kein philosophisches Ungeheuer. Er hat weiter nichts als sein Wesen und alles, was ihm zukommt, hat seinen Grund darinnen.

82. In der That siehet man auch nicht, wo diese bewegende Kraft herkommen sollte. Man sagt ausdrücklich, daß aus den einfachen Dingen die Materie entstehet, und daß die Materie ihrem Wesen

nach

nach nur leiden kann. Man gestehet, daß die bewegende Kraft in dem Wesen des Körpers nicht gegründet ist. Wo soll sie also herkommen, und worinnen soll sie gegründet seyn? Gott muß sie unmittelbar vom Himmel geben; und sie muß ihren Grund in sich selbst haben, und folglich ein für sich bestehendes Ding seyn. Wie schlecht aber dieses philosophiret heißt, braucht keiner Ausführung.

83. Die bewegende Kraft ist auch so gar widersprechend, und widerstreitet andern Eigenschaften des Körpers. Der Körper bestehet außer Streit aus Materie, und die Materie ist nur ein leidendes Wesen. Eine bewegende Kraft und ein leidendes Wesen sind widerstreitende Eigenschaften, und nach den Begriffen der Gegner werden sie widersprechend. Sie nennen das leidende Wesen die Kraft des Widerstandes. Da nun die bewegende Kraft in einer steten Bemühung bestehet, die Materie zu bewegen: und da die Materie ihrem Wesen nach widerstehen muß: so kommen in einerley Dinge zwey ganz entgegengesetzte und widersprechende Kräfte heraus. Ob nun solche entgegengesetzte und widersprechende Kräfte in einerley Dinge in den ewigen Begriffen oder dem allerweisesten Verstande Gottes möglich gewesen sind, will ich vernünftigen Menschen zur Beurtheilung überlassen.

84. Man siehet auch nicht ein, wie die geringste Bewegung bey so widerstreitenden Kräften möglich seyn kann. Da eine jede Kraft ihre Wirkung hervorbringen will: so kann in einerley Dinge hieraus nichts anders entstehen, als daß eine jede Kraft der

andern entgegen wirket; und die Wirkung der einen muß die Wirkung der andern hemmen. Folglich muß diese Entgegenwirkung alle beyde Kräfte unnütze machen: und es muß eben das seyn, als wenn gar keine Kraft vorhanden wäre. Wenn man sich dieses recht begreiflich machen will: so braucht man sich nur aus des Freyherrn von Wolf Physik * die Entgegenbewegung der Materie in einen Körper recht lebhaft vorzustellen. Gleichwie dadurch verursachet wird, daß gar keine Bewegung herauskommt: so muß auch durch diese widerstreitenden Kräfte verursachet werden, daß gar keine Wirkung heraus kommt; und folglich sind diese beyden Kräfte gänzlich unnütze, und es ist eben das, als wenn sie Gott gar nicht in den Körper gelegt hätte.

85. Nachdem ich der bewegenden Kraft nichts weiter übrig gelassen habe, was sie schützen könnte: so komme ich nun wieder zu der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen. In der That ist dieses nur eine Ausschweifung gewesen, worzu mich aber die Lehre der Gegner genöthiget hat. Denn eigentlich hat die bewegende Kraft der Körper mit der Lehre von den Einheiten nicht den geringsten Zusammenhang. Man lehret, daß aus den einfachen Dingen die Materie und die widerstehende Kraft herkommt: und man gestehet, daß die Materie ihrem Wesen nach nur leiden kann. Man sagt so gar, daß die bewegende Kraft nicht einmal in dem Wesen des Körpers gegründet sey. Wie kann also

die

* 1 Theil von den Wirkungen der Natur §. 9. p. 26.

die bewegende Kraft mit den Monaden und einfachen Dingen den geringsten Zusammenhang haben? Kein vernünftiger Mensch wird einsehen können, was sie mit einander zu schaffen haben sollten.

86. Unterdessen soll aber doch die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen darzu dienen, die natürlichen Begebenheiten und die Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen, desto besser zu erklären; und es kann dieses die einzige Absicht seyn, warum man sie erfunden hat. Denn vor die lange Weile anzunehmen, daß die Körper aus einfachen Dingen entstehen, die Veränderungen ihres innerlichen Zustandes und Vorstellungskraft haben, würde der menschlichen Erkenntniß schlechten Vortheil bringen. Allein eben hieraus verofenbaret sich sonnenklar, daß die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen ganz und gar unnütze ist. Kann wohl eine Lehre zu Erklärung derer Veränderungen der Körper den geringsten Nutzen haben, die mit diesen Veränderungen alles Zusammenhanges beraubet ist; und werden wohl die einfachen Dinge zu Erläuterung der natürlichen Begebenheiten etwas beytragen können, da man nichts mehr zu sagen weiß, als daß von ihnen die Materie und das Verbleiben an einem Orte herkommt? Weder aus dem einen noch aus dem andern läßt sich eine bewegende Kraft folgern, sondern man erlangt daraus vielmehr der bewegenden Kraft ganz entgegen gesetzte Begriffe.

87. Zwar die Vertheidiger der Monaden und einfachen Dinge bemühen sich, diese Lehre zu ergänzen,

und

und den Zusammenhang der bewegenden Kraft mit den einfachen Dingen heraus zu bringen. Sie sagen: alles was in zusammengesetzten Dingen angetroffen wird, muß seinen Grund in den einfachen haben, daraus sie erwachsen. Folglich muß der Grund von der bewegenden Kraft in den einfachen Dingen zu finden seyn. Allein diese Zusammenflickung kommt viel zu spät, nach dem man einmal die bewegende Kraft nicht in dem Wesen des Körpers hat finden können, welches doch nach eben diesem Schlusse nothwendig aus den einfachen Dingen entstehen müßte.

88. Mich deucht auch nicht, daß diese vermeynte liche Ergänzungen des Zusammenhangs eben eine große Einsicht und Scharfsinnigkeit anzeigt. Weder der Freyherr von Leibnitz, noch der von Wolf, haben diesen Schluß jemals gemacht: und die jüngern Vertheidiger der Monaden und einfachen Dinge können versichert seyn, daß ein solcher Schluß der Einsicht so großer Männer nicht entwischet seyn würde, wenn sie nicht die Unrichtigkeit und die Unmöglichkeit desselben gefunden hätten. Der Freyherr von Leibnitz, der seinen Monaden nur Empfindung und Begierde beylegte, sahe sehr wohl ein, daß sich hieraus keine Kraft herleiten ließe, äußerliche Bewegungen hervorzubringen. Er gestehet dieses *: und

er

* Neues Lehrgebäude von der Natur und Gemeinschaft der Substanzen, im Anhange zur neuesten Auflage der Theodicee p. 784.

er warnet so gar andre davor, einen solchen Schluß zu machen. Nachdem er gesagt hat, was man sich von der Kraft der Einheiten für eine Vorstellung machen müsse, nämlich eine solche, die mit Empfindung und Begierde Verwandtschaft hat: so setzet er ausdrücklich hinzu, daß man sie nicht anwenden müsse, um die Aufgaben in der Natur zu erklären. Von dem Freyherrn von Wolf hingegen habe ich schon mehr als einmal angeführet, daß er zwar wünschet, in den einfachen Dingen eine solche Kraft zu entdecken, woraus sich die Veränderungen der Körper verständlich erklären lassen. Allein eben dieses zeiget an, daß er sich nicht unterstehen wird, einen solchen Schluß zu machen, als seine weit beherztern Nachfolger gethan haben, bis er diese Entdeckung zu Stande gebracht hat; und hierauf wird man ewig warten müssen.

89. Wahrhaftig! es zeiget eine schlechte Einsicht in die Weltweisheit an, wenn man saget: die bewegende Kraft muß in den einfachen Dingen gegründet seyn, ohne zu zeigen, wie es möglich seyn kann. Denn was ist das doch für ein Grund, woraus man eine Sache weder herleiten noch erklären kann? Man hat den einfachen Dingen noch nichts anders beygelegt, als Veränderungen ihres innerlichen Zustandes; und man kann ihnen auch ihrem Wesen nach nichts mehr beylegen. Wie kann sich aber daraus eine Kraft herleiten lassen, die Materie zu bewegen, das ist äußerliche Veränderungen des Orts hervorzubringen? Entweder die einfachen Dinge müssen zugleich ihren äußerlichen Zustand

verändern, dieses widerspricht aber ihrem Wesen und sie sind alsdenn nicht mehr einfach, oder die bewegende Kraft kann in ihnen unmöglich gegründet seyn. So wenig als durch die Gedanken eines Geistes eine Bewegung entstehen kann: so wenig kann sie auch aus der Veränderung des innerlichen Zustandes eines einfachen Dinges entspringen. Denn beydes sind Veränderungen des innerlichen Zustandes einfacher Dinge.

90. Dieses sind diejenigen Gründe, wodurch ich versichert bin, daß die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen gänzlich über den Haufen fallen muß. Ich könnte den Ungrund derselben noch durch eine Menge anderer unleugbarer Wahrheiten zeigen, wenn ich nicht den Betracht zu machen Ursache hätte, daß eine Schrift von dieser Art nicht allzustark anwachsen muß. Unterdessen habe ich keinen einzigen Schluß übrig gelassen, worauf sich diese Lehre ferner gründen könnte; und allenthalben habe ich diese Lehre durch solche unleugbare Grundsätze vernichtiget, von denen ich mir mit Grunde versprechen kann, daß sie außer einer besondern Streitsucht und Verblendung eine fernere Beantwortung ganz und gar unmöglich machen.

* *

Betrachtung über die Schönpflästergen.

Ob ich gleich in diesen Blättern noch sehr wenig von den Moden gehandelt habe: so stelle ich doch für mich selbst desto öfters Betrachtungen über diesen Gegenstand an; und was für ein weites Feld findet man hier nicht vor sich. Die Moden selbst, die brennende Begierde des schönen Geschlechts nach denselben, das Lächerliche, das sich öfters hier veroffenbaret, und vornehmlich die tägliche, aber wahrhaftig unglückliche Veränderung dieser Dinge, die manche Familie zu Grunde richtet, diese sage ich, geben für einen Moralisten keinen unwürdigen Stoff an die Hand. Ich würde auch vielleicht längst meine Leser damit unterhalten haben, wenn ich mir von dergleichen Abhandlungen den geringsten Nutzen versprechen könnte. Denn wenn man sich einbilden wollte, daß das Frauenzimmer durch irgend einige Vorstellungen, gesetzt sie sind noch so kräftig und lebhaftig, von der Begierde zu diesen Dingen einigermaßen abzubringen wäre: so würde diese Hoffnung so ungereimt seyn, als die Modensucht selbst ist. So lange das schöne Geschlecht eitel ist: so wird auch die Modensucht dauren; und werden sie wohl jemals diese Beschaffenheit in dieser Welt ablegen? Allein, die Hoffnung ist so ganz und gar ungegründet nicht, wenn

man glaubt, daß es noch so glückliche Zeiten geben wird, worinnen die Schönen wenigstens das offenbar Unvernünftige in den Moden vermeiden werden. Warum sollte man sich diese Hoffnung nicht machen? Es giebt bereits zu unsern Zeiten, eine beträchtliche Menge vernünftiger Frauenzimmer, die etwas weiter denken, als sie die Eitelkeit und die sinnlichen Empfindungen leiten. Sollten nicht diese endlich die unglückliche Binde abreißen, die zeither ihre Augen noch verblendet hat? Sollten sie nicht wenigstens das offenbar Unvernünftige aus den Moden gänzlich verbannen? Und mehr wird man niemals verlangen. Wenigstens werde ich in diesen Blättern niemals wider die Moden kämpfen, als das Allzuthörichte und Schädliche aus denselben auszurotten.

Unter diejenigen Moden, welche offenbar ungereimt und unvernünftig sind, kann man mit vollkommenstem Rechte die Schönpflästergen rechnen. Ich merke an, daß diese thörichte Mode wider einreißt, und ich sehe so gar, daß sich die vernünftigen Personen des schönen Geschlechts dieser lächerlichen Dinger wieder zu bedienen anfangen. Es wird also nicht undienlich seyn, wenn ich über diese Mode einige Betrachtungen mittheile.

Es ist nöthig, daß wir vorher eine Regel festsetzen, woraus wir das offenbar Unvernünftige der Moden erkennen können. Alles dasjenige, was gar keinen wahren Endzweck hat, und der Natur widerstreitet, ist offenbar unvernünftig. So ist z. E. ein Fächer im Winter, der wider die Sonne und

zur

zur Abkühlung dienen soll, allemal offenbar unvernünftig, die staat- und putzverständigen Schönen mögen mich auch für einen argen Modenketzer ausschreyen, wie sie wollen. Dargegen verdienen diejenigen Moden noch einige Nachsicht, die nur von ihrem Endzwecke ziemlich und oft sehr stark abgewichen sind. So ist z. E. ein Müfgen, das kaum zwey Finger bedeckt und eine Haube, die dem Umfange eines mittelmäßigen Wagenrads nicht viel nachgiebt, noch einigermaßen verzeihlich. Es ist wahr, die Abweichung dieser und vieler andern Kleidungstrachten von ihrem Endzweck, ist sehr stark, und wer sonst große Lust zu Lachen hat, dem kann man es eben so sehr nicht verdenken. Allein der Endzweck hat sich doch nicht ganz und gar verlohren, und diese Dinge widerstreiten doch nicht gerade der Natur. So lange wir aber Menschen, das ist eitel und nicht vollkommen vernünftig sind: so muß man den Misbrauch nicht allzuscharf beurtheilen. Werden wir Mannspersonen doch mit unsern Kleidungstrachten in diesem Fehler nicht viel zum voraus haben.

Wenn wir die Schönpflästergen nach dieser Regel beurtheilen: so werden wir ohne Mühe finden, daß sie offenbar unvernünftig sind. Was können wohl ein paar schwarze Flecken, die, wie der auf und niedergehende Mond, an dem Gesichtshorizont eines Frauenzimmers bald da, bald dort zu stehen kommen, für einen Endzweck haben? In der That gar keinen. Man müßte denn die Leute mit Gewalt bereden wollen, daß man ungemein wenig auf Reinlichkeit hielte, oder das Innwendige eines Frauen-

zimmers sey mit so vieler Schwärze angefüllt, daß es wohl dann und wann zum Durchbruch käme.

Eben so offenbar siehet man, daß es wider die Natur ist. Die Natur, wenigstens in unsern Ländern, lässet die Haut unseres Gesichtes weiß werden; und es ist wider ihre Wirkungen und Absichten, daß man sie an einigen Orten mit andern Farben bekleistert. Man ändert dadurch dasjenige, was sie bey uns hervorzubringen für gut befunden hat: und man will gleichsam ihre weisen Anordnungen meistern. Man spricht der Natur gewißermaßen Hohn, und man will ihr zum Trotz anders aussehen, als sie gewollt hat, daß wir aussehen sollen. Wenn ein Frauenzimmer so unglücklich wäre, daß ihr die Natur, oder ein ungefährer Zufall in der That dergleichen schwarze Flecken im Gesichte gegeben hätte: so würde sie sehr übel damit zufrieden seyn. Sie würde sich darüber kränken und ängstlich wünschen, daß ihr Gesichte durch dergleichen Flecken nicht verunstaltet wäre. Dennoch, da die Natur so gütig gegen sie gesinnt gewesen ist, es nicht zu thun: so wollen sie die Fehler der Natur oder der Zufälle nachäffen; und sie stellen sich, als wenn ihr Gesichte gebrechlich wäre, oder sonst einen wichtigen Schaden gelitten hätte.

Wenn die Schönen recht lebhaftig überzeugt seyn wollen, daß die Schönpflästergen unvernünftig und höchst ungereimt sind: so dürfen sie sich nur einen sogenannten Hanßwurst, oder lustigen Diener eines Marktschreyers, recht eigentlich vorstellen. Ist es nicht wahr, das Allerlächerlichste und Poßirlichste,

was sie an einer solchen Person finden, sind die schwarzen Flecken, die er sich gemeiniglich in das Gesichte gemalt hat. Man kann auch alles in der Welt verwetten, daß sich das Frauenzimmer halb zu Tode lachen würde, wenn die Schönpflästergen gänzlich unbekannt wären, und es käme ein Frauenzimmer damit zum erstenmale aufgezogen. Ich kenne eine Menge Schönen, die sich über ein bisgen Schmutz von Tobacksasche im Gesichte, über eine Spinnewebe an dem Huthe oder der Perücke, und über tausend andre dergleichen Kleinigkeiten, die ein ungefährer Zufall gewirket hat, und die nichts weniger als lächerlich gewesen sind, eine halbe Stunde lang, ganz außer Athem gelacht haben. Dieser Sorte von Schönen hätte ich gewiß nicht wagen wollen, ein Frauenzimmer mit Schönpflästergen zum erstenmale vorzustellen, wenn ich nicht eine Mordthat hätte begehen wollen.

Man bringet mir diese Wahrheiten nicht aus dem Kopfe, wenn man gleich hundertmal sagt, daß die Schönpflästergen die Schönheit vermehren: und man mag mir die Abwechselung einer blendenden Weiße mit einer kohlschwarzen Farbe noch so annehmlich und reizend abschildern: so habe ich doch beschlossen, von allen meinen Gedanken keine Sylbe fahren zu lassen. Ich lasse mir den Satz niemals ausreden, daß dasjenige nichts weniger als schön ist, was der Natur widerstreitet. Diese angebliche Schönheit bestehet in weiter nichts, als in der Einbildungskraft. Man betrachte nur die Schönpflästergen außer dem Vorurtheil der Mode: so wird alle

Schönheit wegfallen. Wenn sie eine wahre Schönheit wären: so sehe ich nicht, warum ein Kilian mit seinen schwarzgemalten Flecken nicht eben so schön seyn sollte. Ja, wenn es eine wahre Schönheit wäre, schwarzbunte Gesichter wie die Elstern zu haben: so könnten wir versichert seyn, daß das allergütigste Wesen, welches seinen Geschöpfen alle mögliche Vollkommenheiten hat beylegen wollen, die Beschaffenheit der Dinge solchergestalt eingerichtet haben würde, daß wir sie erhalten hätten.

Ich gestehe, daß ich öfters sehr ernstliche und tiefsinnige Betrachtungen angestellt habe, was doch die Schönpflästergen für einen Ursprung haben müssen, oder was zu ihrer Erfindung Gelegenheit gegeben hat. Weil ich als ein Gelehrter sehr geneigt bin, den Ursprung einer Sache in dem Alterthum zu finden, und weil ohnedem die menschliche Thorheit sehr alt in der Welt ist: so wollte ich mit aller Gewalt die Schönpflästergen aus dem Moder etlicher tausend Jahre heraus klauben. Ich durchwühlte die alten griechischen und römischen Münzen, ob ich nicht etwann die Minerva, die Juno, die Bona oder irgend eine andere Göttinn mit Schönpflästergen abgebildet finden könnte; ich durchblätterte die alten Schriftsteller. Allein mein Bemühen war vergeblich. Ich fand zwar sehr viel Stellen, die sich auf die Schönpflästergen ziehen, und woraus sich wenigstens eine ziemliche Menge artiger Muthmaßungen erzwingen ließen. Allein in der Hauptsache fand ich wenig Trost, ob ich gleich im Stande gewesen wäre, eine sehr gelehrte Abhand-

lung

lung von den Schönpflästergen zu schreiben. Ein guter Freund, dem ich meinen Kummer offenbarte, wollte mich auf einmal davon abziehen. Er wollte mich versichern, die Erfindung der Schönpflästergen wäre ganz neu, und erst zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts geschehen. Ja er war so muthwillig, zu muthmaßen, daß die Möpse hierzu Gelegenheit gegeben hätten. Er behauptete, da das Frauenzimmer die schwarzen Gesichter dieser Thiere so sehr geliebet und überaus schön gefunden hätten: so sey es sehr wahrscheinlich, daß sie daher Gelegenheit genommen hätten, in ihren Gesichtern diese vorzügliche und schöne Schwärze gleichergestalt mit anzubringen. Allein ein ächter Gelehrter läßt sich durch dergleichen sinnreiche Muthmaßung von Untersuchung der Alterthümer nicht abziehen.

Nachdem ich eine Menge Bibliotheken durchsuchet hatte: so war ich endlich so glücklich, ein Manuscript in die Hände zu bekommen, dessen Verfasser eben diesen Ursprung der Schönpflästergen gründlich und sorgfältig untersucht hatte. Er führte zuerst eine Menge Zeugnisse und Beweise alter Schriftsteller an, daß die Römer ihren diebischen und entlaufenen Knechten gewisse Buchstaben in das Gesichte gebrannt hätten, worinnen die Ursache ihres Verbrechens enthalten gewesen wäre, z. E. cave furi. Hüte dich vor diesem Diebe. Diesen Buchstaben hätten sie eine rechte glänzende und beständige Schwärze zu geben gewußt, damit sie desto besser in die Augen gefallen wären. Wenn nun ein solcher Sclave oder Sclavinn Gelegenheit gefunden hätten, endlich dennoch zu andern Völkern zu entrinnen: so hätte

er diese Buchstaben durch völlige Ueberziehung mit schwarzer Farbe entweder ausgelöscht, oder wenigstens mit schwarzen seidenen Fleckgen bedeckt; und da er die wahre Ursache dieser Buchstaben zu entdecken nicht für gut befunden hätte: so hätte er eine sehr rühmliche und vorzügliche Ursache derselben angegeben. Da die Neuigkeiten gemeiniglich sehr einnehmend sind: so hätten die barbarischen Völker dergleichen Flecken gar bald nachgeahmt. Er erzählt, daß eine entlaufene römische Magd, welche das Glück gehabt hätte, eine Maitresse des svevischen Fürsten Herlibons zu werden, gar bald verursachet hätte, daß dergleichen schwarze Flecken im Gesichte bey Hofe und unter diesem Volke gewöhnlich geworden wären. Er bringet ein sehr lebhaftiges Gedichte von dieser Begebenheit bey, das die Proba Falconia verfertiget hat, und welches er in einer sehr raren Handschrift besitzet. Hierauf wären auch die Schönpflästergen bey andern Völkern gemein geworden. Sie wären öfters einige Jahre in Verfall und Verachtung gerathen. Niemals aber wären sie ganz vergessen, sondern bis zu unsern Zeiten immer wieder hervor gesucht worden. Da dieses Manuscript allenthalben mit richtigen Zeugnissen bestärket ist: so sehe ich nicht, warum ich nicht dieser Ausführung so lange Beyfall geben sollte, bis man mich eines andern überführen wird. Sollten die Schönen gar auf die argen Gedanken fallen, daß ein solches Manuscript gar nicht in der Welt sey: so erbiethe ich mich solches drucken zu lassen, wenn das Frauenzimmer auf 1000 Exemplare unterschreiben wird.

wird. Allein um wichtiger Ursachen wegen kann ich keine Subscription von Mannspersonen annehmen.

In der That hat dieses Steigen und Fallen der Schönpflästergen noch bis zu unsern Zeiten gedauret. Ich kann mich noch ganz wohl erinnern, daß sie etlichemal in großer Hochachtung gewesen sind. Allein sie sind auch etlichemal sehr tief in Verachtung gefallen. In den letztern 6 bis 8 Jahren war die Verachtung sehr hoch gestiegen. Ich kenne eine Menge vernünftiger Personen, welche sich eine allgemeine Regel gemacht hatten, daß dasjenige liederliche Dirnen wären, welche Schönpflästergen trügen; und diese Regel war ganz allgemein. Sie ist auch itzo noch nicht völlig ausgetilget, ohngeachtet die Zeit der Erhöhung der Schönpflästergen abermals vorhanden zu seyn scheinet. Meine Correspondenten in B. und D. versichern mich, daß man es noch itzo daselbst für ein Kennzeichen einer Buhldirne ansehe, wenn jemand mit Schönpflästergen aufgezogen komme. Das, was mir am verwundernswürdigsten hierbey scheinet, ist, wie es möglich sey, daß die vernünftigen Schönen von einerley Sache zu verschiedenen Zeiten so weit unterschiedene Gedenkensarten haben können, und ob es ihnen nicht einfällt, daß sie dasjenige, was sie sich itzo als einer anständigen und ehrbaren Auszierung bedienen wollen, selbst ehemals für ein Zeichen der Frechheit und der Liederlichkeit gehalten haben?

Die Schönpflästergen, wenn sie ja in dem Reiche der Moden und des Anputzes verbleiben sollen,

schicken sich auch in der That für niemand besser, als für die frechen Buhldirnen. Sein Gesichte ohne allen Endzweck mit schwarzen Fleckgen zu bekleistern, und gleichsam Gott und der Natur Hohn zu sprechen, welche gewollt haben, daß sie nicht also seyn sollen, zeiget eine Frechheit an, die ihres gleichen nicht hat: und diese kañ lediglich dem Character dieser Geschöpfe gemäß seyn. Allein ich habe noch viele andere Gründe, welche beweisen, daß es sich lediglich für eine Buhldirne schickt, Schönpfläſtergen zu tragen.

Die Römer, besonders die morgenländischen Völker, hatten noch eine andere Gewohnheit, sich Mahlzeichen in ihrem Gesichte einzubrennen, die sie mit einer glänzenden schwarzen Farbe dauerhaft zu machen wußten. Dieses waren Zeichen, wodurch gewisse Gottheiten angedeutet wurden, und man gab dadurch zu erkennen, daß man sich diesen Gottheiten geweihet habe. Viele Stellen der Schrift, wenn sie von Mahlzeichen an der Stirne redet, und dergleichen Redensarten, beziehen sich auf diese Gewohnheit. Mich deucht, daß man gar nicht unrecht schließt, wenn man sagt, daß sich die Schönpfläſtergen für diejenigen Frauenzimmer am besten schicken, die ohnedem durch ihre Frechheit zu erkennen geben, daß sie sich dem Dienste der Göttinn Venus geweihet haben. Wenigstens haben sie doch alsdenn ein offenbares Kennzeichen, welches sie von andern Menschen unterscheidet, und denen Mannspersonen zur Anlockung dienet.

Derjenige Freund, der oben den Ursprung der Schönpflästergen auf eine muthwillige Art von den Möpsen hergeleitet hat, pfleget sich hier eines Grundes zu bedienen, der nicht weniger schalkhaft ist. Er spricht, ein Frauenzimmer mit Schönpflästergen könne unmöglich einen andern Endzweck haben, als sich dadurch um desto mehr in die Augen fallend zu machen. Dieses sey aber eben der Endzweck der Gasthöfe, weshalb sie sich der Schilde und gewisser Kennzeichen bedienten. Man versündige sich also gar nicht, wenn man sich ein solches Frauenzimmer als einen lebendigen Gasthof vorstellte: und er spricht, er könne sich unmöglich bezwingen, daß er nicht bey sich selbst dächte. Dieser Gasthof heißt zum schwarzen Stern, zum halben Mond, oder zum runden Fleck. Ich erzähle dieses nur, ohne eben Theil daran zu nehmen.

In der That schicken sich nicht nur die Schönpflästergen für die Buhldirnen, sondern sie sind ihnen auch öfters unumgänglich nöthig. Diese Art von Geschöpfen pflegen gemeiniglich durch ihre verliebte Hitze sogenannte Venusblümchen in das Gesichte zu bekommen. Weil sie nun ihr Gesichte gerne so zart und sauber als möglich zur Schau darstellen wollen: so haben sie eine Bedeckung nöthig: und dieses kann am füglichsten durch eine Art von Modeflecken geschehen, die unter dem Deckmantel der Mode alles verbergen.

Allein dieses alles fällt bey dem ehrbaren, tugendhaftigen und vernünftigen Frauenzimmer hinweg. Sie sehen also, daß die Schönpflästergen für sie

nicht

nicht gehören. Folglich sollten sie die Billigkeit haben, solche den Buhldirnen, als eine vorzügliche Mode, allein zu überlassen. Man würde alsdenn ein ohnfehlbares Kennzeichen haben, woran man die Buhldirnen, von den tugendhaftigen Schönen unterscheiden könnte: und was würde dieser richtige Unterscheid der menschlichen Gesellschaft nicht für Vortheil bringen. Die Fallstricke lassen sich ganz leicht vermeiden, wenn man die Schleifen kennet, welche hervorragen. Ich wünsche von Herzen, daß das vernünftige Frauenzimmer diesen Vorstellungen Platz geben möge, und daß sie die Billigkeit haben, an die Schönpflästergen keinen weitern Anspruch zu machen.

Ich finde hier Gelegenheit eines Briefes zu gedenken, der vor einigen Monaten an uns eingelaufen ist. Der Herr Verfasser hat für gut befunden, sich mit N N zu bemerken, und weder Ort noch Datum beyzufügen. Er wünschet darinnen, daß wir doch mit unsern satirischen Waffen wider die Budelköpfe zu Felde ziehen möchten: und er giebt darinnen selbst einige geschickte und witzige Vorschläge an die Hand, auf was Art wir diese krausen und lockichten Feinde angreifen könnten. Allein nach demjenigen, was wir oben gesagt haben, werden wir das Wünschen dieses unsers Herrn Correspondenten sobald nicht erfüllen können. Die Budelköpfe sind keine Mode, die offenbar unvernünftig oder ungereimt wäre. Denn es kann wohl einerley seyn, ob das Frauenzimmer die Haare auf dem Kopfe zusammenbindet, oder herunterhängen läßt. Es deucht uns

so

so gar, daß das letztere natürlicher ist, weil die Natur die Haare also wachsen läßt. Die Bemühung des Frisirens und Aufkräuselns ist gleichfalls wenig tadelnswürdig. Es ist eine Nachahmung der Natur, welche bey vielen Menschen dasjenige von selbst wirket, was hier durch die Kunst geschicht. Es ist wahr, es kañ ein großer Misbrauch hierbey vorgehen; und viele Nebendinge bey der Sache können ganz leicht ins Lächerliche verfallen. Z. E. wenn sie ganze halbe Tage deshalb vor dem Spiegel zubringen, oder zwey Spiegel gegen einander aufhängen, damit sie ihre schöne Gestalt recht bewundern können. Solche Aufzüge einer allzuhochgetriebenen Eitelkeit verdienen schon einen nachdrücklichen Spott. Allein ehe man solche Misbräuche bekämpfet, muß man vorher, deucht mich, das offenbar Unvernünftige der Moden bestreiten, und wenn dieses nur ausgerottet werden könnte: so würde jenes noch einigermaaßen erträglich seyn. Die Eitelkeit ist eine starke Feindinn. Wenn man ihr mit der Thorheit zugleich offenbar den Krieg erkläret: so unterstützet sie ihre Bundesverwandtinn, die Thorheit, desto nachdrücklicher; und man richtet wider keine von beyden etwas aus.

Eben so zweifelhaft ist es, ob wir unserm Herrn Correspondenten in dem andern Puncte willfahren können. Wir gestehen, daß wir diejenige Stadt gerne wissen möchten, worinnen das Frauenzimmer die vernünftigen Tadlerinnen so fleißig liest, und ihre Regeln in Ansehung des Umganges mit den Mannspersonen so strenge beobachtet. Sie haben

alle unsere Hochachtung, und wir wünschten zu ihrem Lobe etwas beytragen zu können. Wir können die Grundsätze der vernünftigen Tadlerinnen gar nicht misbilligen, daß sich das Frauenzimmer gegen die Mannspersonen spröde und mistrauisch bezeugen und ihren Schmeicheleyen keinen Glauben beymessen soll. Es ist wahr, es giebt Mannspersonen, welche ein schönes Kind aus aufrichtigem Herzen fast anbethen. Allein, das gehört nicht zur Regel, sondern zur Ausnahme; und derjenigen Mannspersonen, welche das schwache Geschlecht nur zu berücken und ihnen etwas weiß zu machen suchen, sind gewiß weit mehr. Ja wenn auch die Anzahl der Mannspersonen auf jeder Seite gleich getheilt wäre; so würde man doch die Regel nach den Ungetreuen und Leckern unter den Mannspersonen machen müssen. Denn ein solcher, der alle vier Wochen wechseln, und ein neues Frauenzimmer aufsetzen kann, muß in dieser Rechnung wie zehen Mann auf der andern Seite in Betracht gezogen werden. Wir werden uns also zu Widerlegung der vernünftigen Tadlerinnen so schlechterdings nicht verstehen können. Vielleicht giebt aber der folgende Band Gelegenheit, die Sache in nähere Erwegung zu ziehen, ohne, weder den Mannspersonen, noch dem Frauenzimmer, zu viel und Unrecht zu thun.

T 5 *

Der

* *

Der König und die Unterthanen.

Eine Erzählung.

In einer gewissen Gegend des Erdkreyses war ein Monarche, der das gütigste Herz von der Welt hatte. In dieser Beschaffenheit wünschte er alle seine Unterthanen vollkommen glücklich zu machen. Weil er aber die Unmöglichkeit einsahe, solches in einer bereits errichteten Republik bewerkstelligen zu können: so beschloß er ein neues und besonderes Reich aufzurichten, worinnen er die Wünsche seines gütigsten Herzens erfüllen könnte. Er war zugleich weise und gerecht; und er hatte die Mittel in Händen, welche ein so großer Vorsatz erforderte.

Er befand für gut, in seinem weitläuftigen Reiche Kinder von wenigen Jahren aufzusuchen, aus welchen die künftigen Unterthanen seines neuen Reichs erwachsen sollten. Da er nach seiner großen Weisheit eine vollkomne Kenntniß der menschlichen Gemüther besaß: so las er nur solche Kinder aus, welche gütige und edle Seelen und überhaupt die besten Eigenschaften hatten, und von denen er versichert war, daß sie diejenige Glückseligkeit nicht misbrauchen würden, die auf sie wartete. Er ließ ihnen an einem abgelegnen Orte seines Reichs eine solche

Erziehung geben, die sie zu seinem Endzwecke vorbereitete; und vor allen Dingen vermied er auf das sorgfältigste, daß sie keine Kenntniß der Welt, der menschlichen Bosheit und des Elendes und der Mühseligkeiten dieses Lebens erlangen konnten. Dennoch fand er für nöthig, ihnen zu seiner Zeit Beyspiele des Elendes und des Unglücks vor Augen zu stellen, damit ihnen durch Gegeneinanderhaltung ihrer Beschaffenheit ihr Glück desto größer und empfindlicher werden möchte. Er suchte demnach auch eine Anzahl solcher Kinder aus, die von böser, trotziger und verwegner Gemüthsart waren, und von denen er voraus sahe, daß sie dereinst ihre Glückseligkeit misbrauchen und sich wider ihn empören, mithin seine Gerechtigkeit wider sich reizen, und ihr Unglück verursachen würden. Diese bösartigen Kinder empfiengen mit jenen einerley Erziehung.

Unser gütigster Monarch errichtete nunmehr sein glückliches Reich. Während der Erziehung dieser Kinder hatte er auf einer lustigen und fruchtbaren Insul bequeme Wohnungen und ordentliche Dörfer erbauen lassen. Als nun seine bestimmten glücklichen Unterthanen zu vernünftigen Jahren gekommen waren: so versetzte er sie in diese Dörfer, und er fand für rathsam, diejenigen bösartigen Gemüther, von denen er voraus sahe, daß sie ihre Glückseligkeit misbrauchen würden, zusammen in ein Dorf zu bringen.

Hier hatte er nun im voraus alle Anstalten gemacht, welche das Glück und das Vergnügen seiner

neuen

neuen Unterthanen befördern kõnten. Er hatte hierzu die Mittel überflüßig in Händen. Er besaß den wahrhaftigen Stein der Weisen, eine Sache, der außer ihm kein Mensch jemals theilhaftig geworden ist, ob es gleich viele Betrüger von sich gerühmet haben: und da er also des Goldes im Ueberfluß machen konnte: so ließ er alles herbey schaffen, was nur zu einem angenehmen und vergnügten Leben erfordert wird. Er hatte in jedem Dorfe einen weisen Mann zum Aufseher verordnet; und dieser mußte davor sorgen, daß er seinen Einwohnern die angenehmsten Empfindungen verschaffte, die nur möglich waren. Ja er mußte alle ihre Wünsche erfüllen, die ihnen nicht offenbar schädlich waren. Da sie sich nun in der lustigsten Gegend von der Welt befanden, und da Ruhe, Friede und Eintracht unter ihnen herschte: so lebten sie in der That sehr glücklich.

Bey dieser Glückseligkeit verlangte unser gütigster Monarche nichts mehr, als daß seine Unterthanen seinen Befehlen gehorsamen sollten. Diese bestanden vornehmlich darinnen, daß sie sich über eine gewisse Weite von ihrem Dorfe niemals entfernen sollten. Es waren zu dem Ende gewisse leicht in das Gesicht fallende Mahlzeichen gesetzt; und in einer abermaligen Weite hinter diesen Mahlzeichen waren Gräben von einer ungemeinen Tiefe verfertiget, welche zwischen jedem Dorfe mit einer Zugbrücke und Wacht versehen waren, um zu seiner Zeit die Nothwendigkeiten bis nahe an die Mahlzeichen eines jeden Dorfs zu schaffen. Man muß aber wis-

sen, daß diejenigen Kinder, welche dereinst in einem Dorfe beysammen wohnen sollten, gleich anfangs zusammen erzogen waren, ohne daß sie jemals von den übrigen Kindern die geringste Nachricht empfangen hatten.

Die Unterthanen leisteten den Befehlen ihres Königes einen genauen Gehorsam: und sie lebten hierbey glücklich und vergnügt. Nur diejenigen bösartigen Gemüther, welche in einem Dorfe beysammen wohnten, konnten ihre Glückseligkeit nicht lange ertragen. Sie sahen die Befehle ihres gütigen Königes als Fesseln der Sclaverey an, worinnen man sie gefangen hielte; und sie bildeten sich ein, hinter diesen Mahlzeichen etwas sehr angenehmes zu finden. Der Aufseher hatte Befehl ihnen zu rathen, sich aber ihrem Vornehmen niemals zu widersetzen. Sie verachteten aber mit dem ihnen angebohrnen Troß und Verwegenheit sowohl seine Warnungen, als die Befehle ihres gütigen Königes: und sie misbrauchten die Freyheit, die sie hatten, hinzugehen, wo sie wollten, endlich dazu, daß sie die gesetzten Mahlzeichen überschritten. Sie fanden aber die unübersteiglichen Gräben vor sich: und sie mußten voller Schaam und Verdruß wider nach ihrem Dorfe zurück kehren.

Von der Stunde an wurde ihnen alles dasjenige entzogen, was ihnen ihr gütiger Monarche zeitlicher gereichet, und dadurch die Bequemlichkeit, das Vergnügen und das Glück ihres Lebens verursachet

chet hatte. Diejenigen fruchtbaren Obstbäume, welche die angenehmsten Alleen um ihr Dorf ausmachten, wurden durch die darzu bestellte Wacht in einer Nacht umgehauen und weggeschafft; und es blieben ihnen nichts, als Eich- und wilde Obstbäume. Der Aufseher entfernte sich: und diese Ungehorsamen waren nun lediglich sich selbst überlassen. Sie irreten traurig, niedergeschlagen und voller Verzweifelung umher; und sie fanden nichts, womit sie ihr unglückliches Leben fristen konnten, als wildes Obst, Eicheln und unschmackhafte Wurzeln.

Diese Strafe hatte die Gerechtigkeit des Monarchen verhängt. Allein seine Gütigkeit hörte deswegen nicht auf, sich dieser Elenden zu erbarmen. Nach einiger Zeit sendete er ihnen seinen Liebling zu. Dieser sollte eine Zeitlang gleiches Elend mit ihnen ausstehen, und ihnen hierdurch einen Weg zeigen, ihren glücklichen Zustand auf eine andere Art wieder herzustellen. Er brachte allerley Saamen und Pflanzen mit sich, und zeigte ihnen, wie sie das Land bauen, und sich dadurch eine bequeme und glückliche Lebensart wieder verschaffen müßten. Er verkündigte ihnen, daß alle diejenigen, welche durch ihren Fleiß solchergestalt ihr voriges glückliches Leben binnen einiger Zeit einigermaßen wieder herstellen würden, die vollkommene Gnade ihres Königes und seine ehemaligen Wohlthaten zu ihrem glücklichen Leben wieder zu genießen haben sollten.

Es waren nur sehr wenige unter diesen Rebellen, welche dem Lieblinge des Königes Gehör gaben, und welche versprachen, seiner Vorschrift zu folgen. Die meisten verachteten und verfolgten diesen Abgesandten des Königes: und verstopften die Ohren für seinem Ermahnen. Sie hielten die Mühe, die sie anwenden sollten, für weit unglücklicher, als die elende Lebensart, in der sie sich befanden. Selbst unter den wenigen, welche der Stimme des Gesandten Gehör gaben, ließen noch die meisten ihr Unternehmen fahren, weil es ihnen allzumühsam und beschwerlich vorkam; und sie erwählten lieber, sich mit dem großen Haufen mit Eicheln und Wurzeln zu ernähren.

Unter denenjenigen Ursachen, welche den Monarchen bewogen hatten, diese bösartigen Gemüther in seinem glücklichen Reiche zuzulassen, war vornehmlich diese, daß er glaubte, das Unglück, worein sich diese Rebellen stürzen würden, würde selbst unter ihnen, durch die Bemühungen die sie sich geben würden, ihren elenden Zustand zu verbessern, allerley angenehme Empfindungen hervorbringen. Es ist wahr, diese Elenden versuchten auf allerley Art ihr Unglück zu verbessern. Sie lernten ihre Eicheln und Wurzeln auf unterschiedene Art ziemlich schmackhaft zuzurichten; und die Jagd einer gewissen Art bunter Caninchen versüßte ihnen manche Stunde ihres Elendes. Mann kann also nicht leugnen, daß sie auch mitten in ihrem Unglück angenehme Empfindungen gehabt haben. Allein

diese angenehmen Empfindungen dauerten nicht länger, als sie gleichsam als Betrunkene ihren ehemaligen glücklichen Zustand ganz und gar vergessen hatten. So bald sie sich ihres ehmaligen Glückes erinnerten: so wurden sie wieder nüchtern. Alle angenehme Empfindungen verschwanden. Sie erkannten ihr Elend, und der Kummer, der Schmerz, die Traurigkeit und die Verzweiflung stellten sich wieder ein. Eben so wohl freueten sich zwar die auf dem Wege ihrer Besserung und ihres neuen Glücks befindlichen Einwohner dieses Dorfs über den anscheinenden guten Fortgang ihres Unternehmens. Allein auch diese angenehmen Empfindungen wurden niedergeschlagen, so bald sie sich ihrer ehemaligen Glückseligkeit erinnerten, und bedachten, wie weit und ungewiß sie noch davon entfernet wären. Mich deucht also nicht, daß der Monarche diese vergnügten Zwischenzeiten seiner Rebellen, welche weiter nichts als die Vergeßlichkeit und eine taumelnde Einbildung verursachten, als wahrhaftig angenehme Empfindungen hätte ansehen dürfen, die ihn hätten bewegen können, diese bösartigen Gemüther in sein glückliches Reich aufzunehmen. Wie, wenn man glaubte, daß Gott das Böse in der Welt unter andern auch deshalb zugelassen hätte, weil die Menschen aus der Ausübung der Thorheit und Laster nach ihrer taumelnden Einbildung ein Vergnügen und vermeyntliche angenehme Empfindungen schöpfen?

Endlich war nunmehr die Zeit verflossen, welche der gütige Monarche seinen ungehorsamen Unterthanen zu Erwerbung seiner Gnade und Erlangung ihrer vorigen glücklichen Lebensart bestimmt hatte. Sehr wenige hatten sich hierzu würdig gemacht; und diese wurden in ihren vorigen glücklichen Zustand vollkommen wieder eingesetzet. Die meisten aber wurden nunmehr zur gerechten Bestrafung gezogen; und nunmehr konnte der Monarche seinen großen Endzweck erfüllen, weshalb er diese bösartigen Gemüther in seinem glücklichen Reiche hauptsächlich zugelassen hatte. Er konnte nämlich seinen gehorsamen und glücklichen Unterthanen diese Elenden in ihrer gerechten Bestrafung vorstellen, um ihnen dadurch den Unterschied ihres Glücks recht begreiflich zu machen, und weit angenehmere Empfindungen in ihnen hervorzubringen. Es wurde demnach ein jeder von diesen Rebellen in ein Dorf glücklicher Unterthanen gesendet, um daselbst die verdiente Bestrafung zu erleiden. Hier wurde ein jeder Rebelle nackend, und elend mit Ketten und Banden beschwert vor den Augen der glücklichen Einwohner eines jeden Dorfes täglich herumgeführet. Er war der Hitze und zu gewissen Zeiten der Kälte ausgesetzt. Er mußte Hunger und Durst erdulden; und seine Strafe bestand vornehmlich darinnen, daß man nichts weniger als seine Begierden erfüllte, sondern allemal das Gegentheil von dem that, was er wünschte.

Es ist wahr, die glücklichen Einwohner lernten nunmehr erkennen, daß sich ein Unterschied unter

den Lebensarten befinde: und daß es in der That ein vorzügliches Glück sey, was sie genößen. In so weit war der Endzweck des Monarchen erfüllet. Allein es erfolgten nichts weniger, als die angenehmen Empfindungen, die er sich vorgestellet hatte. Eben dieser Unterschied des Glücks, den sie erkennen lernten, verursachte, daß sie einsahen, wie es noch viel glücklichere Unterthanen geben könnte, als sie wären, und sie stellten sich diese glücklichern Unterthanen nach den Graden des Glücks, davon ihnen diese Beyspiele die Erkenntniß beygebracht hatten, lebhaftiger vor Augen. Sie wurden also durch diese Beyspiele weder glücklicher, noch ihre Empfindungen angenehmer. Hierüber regte sich der Trieb des Mitleidens gegen die Elenden, die vor ihren Augen gequälet wurden. Man hatte ihnen ihr Verbrechen erzählet und sehr wohl vorgestellet, daß die Strafe vollkommen gerecht wäre, die sie erduldeten. Allein ein jedes Wesen, wenn es nicht selbst beleidiget wird, zumal wenn es gütig und liebreich ist, kann sich des Mitleidens gegen Elende, Unglückliche und Gequälte nicht entbrechen. Dieses Mitleiden fühlten also die glücklichen Einwohner. Wer die Natur des Mitleidens kennet, der kann unmöglich leugnen, daß es eine Art des Misvergnügens und der Traurigkeit ist. Statt der angenehmern Empfindungen, die ihnen ihr gütiger Monarch verursachen wollte, wurden also traurige und unangenehme in ihnen erreget.

Die Elenden, welche bestraft wurden, erkannten endlich nach und nach die Absicht, welche ihr König bey ihrer Aufnahme in sein neues Reich gehabt hatte: und sie glaubten, gerechte Ursache zu haben, sich über ihn zu beschweren. Sie sagten, daß er sie aus seinem glücklichen Reiche hätte weglassen sollen, da er ihre Gemüthsart hinlänglich gekannt hätte: und ihre Beschwerden kamen ihnen um so viel gerechter vor, da die übrigen gehorsamen Unterthanen durch ihre Bestrafung und Quaal weder glücklicher würden, noch angenehmere Empfindungen bekämen. Wer wird wohl ihre Klagen misbilligen?

Ich erzähle diese Begebenheit meinen Lesern, damit sie urtheilen sollen, ob dieser König in der That gütig und gerecht genennet werden könne: und hierdurch werden sie zugleich das Urtheil von dem neuen Lehrgebäude von dem Ursprunge des Bösen fällen, das Herr Böldike in dem abermaligen Versuch einer Theodicee vorgetragen hat. Was mich anbetrifft: so glaube ich, daß ein Lehrgebäude unmöglich richtig seyn könne, welches Gott aufbürdet, er habe zugelassen, daß etliche Geschöpfe ewig unglückselig würden, damit die übrigen eine desto größere Glückseligkeit genießen möchten.

Register

* *

Register

derer in dem 4ten Bande befindlichen Abhandlungen.

Erstes Stück.

Seite

Vorrede 3

Untersuchung, ob der Raum wirklich oder nur in unsern Begriffen vorhanden sey 17

Schreiben der Schnürbrüste an das Frauenzimmer 56

Rechtlicher Beweis, daß der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Reichsstände rechtmäßiger Richter sey 70

Betrachtung über den Schein der Laster 84

Zweytes Stück.

Fortsetzung des rechtlichen Beweises, daß der Kaiser in Ehesachen der protestantischen Stände rechtmäßiger Richter sey 99

Besondere Regeln über den Schein der Laster 134

Auszug eines Schreibens aus der Wetterau 142

Schreiben an die Verfasser der Ergetzungen 149

Von

Register.

Seite.

Von den Krankheiten der Einbildung 154

Allegorisches Gebäude aus der Betrachtung über die Begierde nach den Bedienungen bey Höfen verfertiget 171

Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn sollte 182

Drittes Stück.

Fortsetzung der Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunst nur eine Bemühung des schönen Geschlechts seyn sollte 195

Beantwortung dieser Einwürfe 206

Schreiben von dem Alterthum des Sachsenspiegels 232

Untersuchung des Alterthums des Sachsenspiegels 239

Betrachtung über die Allgegenwart Gottes 257

Freye Uebersetzung des 129 Psalms 287

Viertes Stück.

Von der Rechthaberey 291

Ob der Nachfolger in der Regierung oder die Erben, die Schulden eines verstorbenen Regenten zu bezahlen gehalten sind. Erste Untersuchung,

Seite.

chung, nach dem natürlichen Rechte, ob die Schulden eines verstorbenen Regenten bezahlt werden müssen 303

Gedanken über etliche Stücke so in Reden und Schreiben die Weitläuftigkeit befördern, indem sie kurz scheinen 336

Einwürfe wider die Untersuchung von der Wirklichkeit des Raums 344

Die Turteltaube, eine allegorische Erzählung 373

Freye Uebersetzung der vierten Ode aus dem ersten Buche der Oden des Horatz 382

Fünftes Stück.

Beantwortung der Einwürfe wider die Wirklichkeit des Raums 387

Geschichte zweyer Schwestern, der Iris und der Agrippine 429

Ob der Nachfolger in der Regierung oder die Erben die Schulden eines verstorbenen Regenten zu bezahlen gehalten sind, zweyte und eigentliche Untersuchung dieser Frage nach dem natürlichen Rechte 443

An die Einsamkeit 458

Register.

Seite

Kurze Betrachtungen über verschiedene große Helden der alten und neuern Zeiten, eine Uebersetzung 461

Schreiben an die Verfasser der Ergetzungen von A. B. C. 468

Glückwünschungs Gedichte auf der Herzoginn von Braunschweig königl. Hoheit Geburtsfest 475

Antwort des Frauenzimmers an die Schnürbrüste 477

Sechstes Stück.

Untersuchung der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, worinnen der Ungrund derselben gezeiget wird 484

Betrachtung über die Schönpfläſtergen 547

Der König und die Unterthanen, eine Erzählung 561

Druck-

Druckfehler.

Im dritten Bande ist noch folgender Druckfehler zu verbessern, welcher den Verstand verdirbt.

Seite 562. Zeile 10 vor: nicht, wird gelesen: nun.

Im vierten Bande.

Seite	44	Zeile	28	vor: Ferne, wird gelesen: Feine.
=	102	=	29	vor: werden = = = würden.
=	107	=	20	nach: untersuchen, wird eingerückt: und
=	149	=	5	vor: Nachricht, wird gelesen: Nachschrift:
=	274	=	5	vor: geistliches = = = geistiges
=	320	=	1	wird das Wort: zu, ausgestrichen
eben daselbst		=	24	vor: ein, Folge, wird gelesen: eine Folge.
=	351	=	31	vor: Theils = = = Pfeils
=	356	=	13	vor: elbst = = = selbst
=	447	=	26	soll es heißen: Man wird also nicht irren.

BIBLIOTHEK DES COLLEGIUMS S.ANNA
IN
AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Justi, Johann Heinrich Gottlob von, 1717-1771

Ergetzungen der vernünftigen Seele aus der Sittenlehre und der Gelehrsamkeit überhaupt

Bd.: 6.

Leipzig 1748

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Enc 194 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11245478-8
VD18 80259936-001